Freie Deutsche Herzen.

Eine Erzählung.

Ein Beitrag zur Wiedergeburt des deutschen Volkes

von

Bruno Salzbrunner,

Verfasser des „Himmelsring".

Komm'! wir wollen Dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz.

Ansbach,

Druck und Verlag von Carl Junge.

1870.

Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz,
Denn es lebt ein ewig Leben,
Und ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Göthe.

1.

Eine Landstadt.

Kommt, ich führe Euch in ein freundliches Städtchen in Süddeutschland. Ihr dürft es nicht unterschätzen. Wandelt nur am frühen Morgen in der Kastanienallee um die Stadtmauer und seht in die freundlichen Gärten hinab, welche der breite Stadtgraben bildet. Da duften Euch Rosen und Lilien und Nelken und der Flieder entgegen, und Ihr verweilt gerne bei dem wunderschönen Schauspiele, wie einzelne Sonnenstrahlen durch die Schießscharten der Mauer brechen, um Rosen zu küssen und die Thautropfen an den saftig grünen Grasspitzen zu Sternlein mit farbigen Lichtern zu machen. Das ist ein Leuchten und Glänzen und Blitzen, daß es Euch fast die Augen magnetisch aus dem Kopfe hinabzieht. Seht Ihr dort neben den weißen Kiesgängen mit Buchseinfassung die Jasminlaube voll sonnvergoldeter Blätter? Ja freilich! und noch mehr. Wir sehen auch das Innere der Laube, denn auch in dieses stille Heiligthum ist ein Bündel Sonnenstrahlen gedrungen. Blickt mir nicht zu lange in die Laube, sonst fanget Ihr zu schwärmen an, wie die Maikäfer zu unseren Häuptern auf den Kastanien, wenn sie ein warmer Sonnenstrahl trifft. Die schlanke Jungfrau, welche in der Laube Blumen zu

einem Sträußchen ordnet, könnte leicht einmal ihre großen braunen Augen nach der Kastanienallee richten, und Euch dann verzaubern wie die Loreley den Schiffer. Für wen sie wohl das Sträußchen bindet? Ob sie es wohl gestern in der lauen Mondnacht unter demselben grünen Dache versprochen hat? Kommt, wir müssen weiter. Seht! hier ist die Zugbrücke zu der alten Burg. Sie ist ein Denkmal roher Zeiten und wir freuen uns, daß ihre Räume zum Theil öde geworden, zum Theil von Handwerkern und Arbeitern bewohnt sind. In dem massiven Thurm, wo die Folter stand, wohnen jetzt Fledermäuse und treiben die Ratten ihr Wesen und unter dem stark vergitterten Kerkerfenster hier wachsen aus den Fugen blaue Glöcklein und Hollundersträuche. Da unter uns war ein geheimer Gang bis zum Fluß hinaus; der ist nun zum Theil verschüttet. Jetzt ergießt die Sonne ihr Licht über die finstern Mauern und bringt durch die schweren Eisengitter in die öden Räume — aber auch in das Stübchen da droben, wo das Kind im Hemd am Fenster steht und über die Sonne jubelt. Das lockige Knäblein da droben, wie es die Sonne grüßt, erinnert mich an etwas, das ich Euch gleich mittheilen will. Es war einmal ein großer Philosoph, der hieß Sokrates. Wie er einstmals Kriegsdienste für sein Vaterland leistete, und im Lager lebte, beobachteten ihn seine Kameraden, wie er eine ganze Nacht für sich allein blieb und wachte. Sie waren begierig zu erfahren, was er machen würde. Da sahen sie, daß er sich vor der aufgehenden Sonne ehrfurchtsvoll verneigte und dann zur Arbeit ging. Wir grüßen dich auch, du große Sonne! die

du mit der gleichen Liebe die Thautropfen, die Rosen und die Lilien, die Jasminlaube mit der schönen Jungfrau, diese düsteren Mauern und das frohe Kinderangesicht beleuchtest und zum Lächeln zwingst. Kommt, wir wollen jetzt durch das Fischerthor in die Stadt eintreten. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr gleich am alten Thor mit dem Thurm Cigarren kaufen; Ihr werdet ein wunderliches kleines Männchen kennen lernen, das Euch über alle möglichen Dinge Auskunft ertheilen kann. Er wird Euch nicht eher fortgehen lassen, bis Ihr ihm gesagt habt, woher Ihr seid, wohin Ihr wollt und wo Ihr in der Stadt wohnen werdet, und bis er Euch einen guten Rath im Vertrauen gegeben hat. Sein kleiner Kramladen enthält auch für die Damen wünschenswerthe Gegenstände: Knöpfe, Bänder, Faden, Nadeln, ja sogar Brochen von Porzellan mit sehr lebhaften Gemälden, die er Euch alle erklärt und auf deren Kunstwerth er Euch aufmerksam machen wird. Er ist ein großer Freund und Kenner der Schönheit, der Natur und Kunst. Fragt ihn um Rath, mit welches Dichters Bildniß Ihr eine Broche wählen sollt. Da werdet ihr gleich erfahren, mit welchem Geiste Ihr zu thun habt. Die Auslage für die Broche wird Euch reichlich ersetzt, auch wenn Ihr sie nie an Euren Busen stecken mögt. Sie wird Euch, wenn Ihr sie im Schmuckkästchen seht, immer an den artigsten Mann Eurer Bekanntschaft erinnern. O gnädiges Fräulein! sagt er mit ehrfurchtsvollem Blick und Lächeln, wie bin ich der Ehre werth von der schönsten Dame, die ich je gesehen habe — und ich schmeichle mir, ein Urtheil bezüglich der Frauenschönheit zu besitzen — um Rath gefragt zu werden? Sie

haben wohl bemerkt, daß ich gleich bei Ihrem Eintritt in Verwirrung gerathen bin, und nun wollen Sie mich vollends um alle Fassung bringen.

2.

In der Burggasse.

Tretet durch das Thor und seht Euch den Hauptplatz an! Dort am Ende ist das Fischerthor, durch welches Ihr wieder in die Kastanienallee kommen könnt. Der lange breite Hauptplatz der Stadt wird Euch gefallen. Die Häuser sind hoch und wohnlich gebaut und fast alle freundlich angestrichen. Hier in dieser Bäckerei werdet Ihr ganz gutes Brod erhalten, wenn Ihr hungrig seid, auch guten Apfelwein für Euren Durst im hohen Sommer; daneben ist der stattliche Stiftshof eines benachbarten Stiftes; dann das Haus eines Chirurgen, und ein freundliches bürgerliches Gasthaus. Mitten in der Stadt erhebt sich das Rathhaus, ein weitläufiges palastähnliches Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert. Die Dachrinnen laufen in Drachenköpfe aus, was Euch an das Reich der Mitte erinnert. Dann kommt die Apotheke, dann ein Kaufhaus, dann ein Staatsgebäude, dann das Haus des Stadtschornsteinfegers, in dessen Vorderwand Ihr zwei steinerne Brustbilder eingemauert seht. Die sind es, welche allein von der furchtbaren Pest Anno dazumal verschont worden sind. Auf der anderen Seite ist das Pfarrhaus mit einem großen Garten; die Pfarrkirche ein hochstrebender Bau mit einem der höchsten Thürme im Lande, den man weit herum sehen kann; dann

ist wieder ein Goldarbeiter, ein Buchladen, eine Tabackhandlung, ein Kaffeehaus und andere schöne Gebäude; dann aber fällt Euch fast gegenüber dem Rathhaus das Schulhaus auf, das wieder einem Palaste ähnlich sieht. Dann ist der erste Gasthof der Stadt zum goldenen Adler zu sehen, wo die Herren von der Garnison speisen. Neben diesem Gasthof sind noch gar viele Gasthäuser zu sehen: zum goldenen Löwen, zum goldenen Greifen, zur goldenen Traube, zum goldenen Bären u. s. w. Eben neben dem goldenen Bären führe ich Euch in ein enges Gäßchen, an das Ihr Euch oft erinnern sollt. Es heißt das Burggäßchen. Kleine alte weiß getünchte Häuser seht Ihr und die Vorderseiten mit Weinreben überkleidet, die sich auch an die Gitter der Fenster ranken. Da wohnt ein Korbflechter, daneben ein Schreiner und am letzten Häuschen zeigt Euch ein hölzerner Stiefel, der in der Luft hängt, daß dort ein Schuster sein Wesen treibt. An den niedern Fenstern sitzen auch wirklich die Gesellen auf einer Schuhbrücke, auf Dreifüßen und lugen Euch an, wenn Ihr vorbeigeht und machen sich das Vergnügen, über Euch Gericht zu halten. Der Altgeselle ist der Obmann dieses Gerichtshofes. Ich rathe Euch, wenn Ihr öfter durch dieses Gäßchen gehen müßt oder wollt, Euch einmal in der Werkstätte zu zeigen und wäre es nur unter dem Vorwande, Cigarrenfeuer zu holen und die Neugierde der Tribüne einigermaßen zu befriedigen. Folgt Ihr dem Rathe nicht und geht dennoch öfter an den Fenstern vorbei, so wird man Euch für ein verdächtiges Individuum ansehen, von dem man nicht weiß, was es in dem Gäßchen zu schaffen hat. Seid Ihr vor-

nehm gekleidet, so seid Ihr ein liederlicher Cavalier, der Schulden machen geht, oder ein Mädchen verführen will. Seid Ihr etwas verschossen gekleidet, so seid Ihr ein verdächtiger Taschenspieler oder ein Kartenaufschläger. Seid Ihr alt und den Gesellen dennoch bis jetzt unbekannt geblieben, so seid Ihr ein aus Eurem Vaterlande vertriebener oder entflohener Bankrottirer, Hochverräther oder Falschmünzer. Seid Ihr dagegen jung, so seid Ihr ein Taugenichts, der nichts arbeiten will und in der Welt herumläuft, während andere Leute arbeiten. Begleitet Ihr eine Frau oder ein Mädchen, so seid ihr ein Verführer und geht schnurgerade darauf aus, das weibliche Wesen zu entführen. Der Meister ist das gerade Gegentheil seiner Gesellen. Schon der erste Blick belehrt Euch, daß dieses Männchen mit dem langen Haar und großen braunen Augen ein in sich still versenktes, nachdenkliches Wesen ist. Ihr werdet Euch nicht verwundern, daß ihn alte Bücher weit mehr beschäftigen als die Stiefel und Schuhe. Das Geheimnißvolle ist sein eigentliches Element, in welches er sich in stillen Stunden mit einer Seligkeit vertieft, von welcher seine Gesellen und selbst seine Frau keine Ahnung haben. Er ist ein Mann von sechzig Jahren und besitzt so viel Vermögen, daß er sich nicht zu plagen nöthig hat, und seinem stillen Nachsinnen manche Stunde widmen kann. Da nimmt er seinen Hut und geht einsam in den Wald hinaus und singt für sich Psalmen und redet mit den Blumen und Blättern, als wären sie vernünftige Wesen. Dann setzt er sich auf einen Stein oder Baumstrunk, zieht ein vergilbtes Büchlein aus der großen Tasche seines altmodischen

Caputrockes — und die ganze Welt weicht zurück; er vertieft sich in das Reich der Geheimnisse der menschlichen Seele. Wie in ein dunkles tiefes Wasser blickt er in das Büchlein, in seine eigene Seele, um Gott zu finden; denn in seinem kindlichen Geiste fließen Natur, Seele und Gott in Eines zusammen; alle Unterschiede verschwinden und indem er die Seligkeit des stillen Schauens empfindet, glaubt er mit Gott Eines zu sein und Gottes Wesen und Wehen verspürt zu haben. Hoher Feiertag ist in seiner erleuchteten Seele; vom Kirchthurm tönen die Mittagsglocken; er erhebt sich und wandelt innerlichst gehoben nach Hause, wo der Tisch gedeckt ist. Das reine weiße Tuch, die sauber geputzten glänzenden Zinnteller, Löffel und Messer entzücken sein feierlich gestimmtes Gemüth, und er kann nicht begreifen, warum seine Gesellen nicht auch entzückt sind, sondern vom Wirthshaus, vom Bier, von den Streithändeln und dergleichen reden mögen. Er findet aber trotzdem, daß seine Gesellen ganz recht sind, wie sie sind. Es muß Bewegung und Leben und Streit sein, sagt er, Gottes Größe offenbart sich in verschiedenen Weisen, wie es verschiedene Blumen gibt und alle schön sind. Selbst seinen widerspenstigen dickköpfigen Lehrjungen findet er in der Ordnung und betrachtet ihn mit heimlichem Wohlwollen. Er gehört auch zum Haushalte des großen Gottes, sagt er, an ihm kann Gottes große Güte offenbar werden; wenn er recht zahm wäre, müßte ich neben ihm wieder um einen widerspenstigen umsehen. Dann reibt er sich still vergnügt die Hände, daß er ein widerspenstiges Wesen bereits im Hause hat.

Dem Meister ist stets der Himmel offen.

Die Meisterin hat über den Jungen und auch über die Gesellen andere Ansichten; da sie aber ziemlich nach ihrem Willen schalten und walten darf, widerspricht sie dem Meister selten mit Nachdruck. Da nach des Meisters Ansicht Alles gut ist, wie es ist, so zieht sie daraus für sich den Schluß, daß ihre Handlungsweise auch gut sein wird. Sie ist eine solide reinliche Frau von fünfzig Jahren, verständig und klug in ihrem Thun und Lassen und da sie von den Menschen nicht die allerbeste Meinung hat, ist sie ziemlich scharf in ihren Urtheilen; doch selten in Gegenwart ihres Mannes, weil sie den häuslichen Frieden nicht stören will; denn so sanft der Meister ist, in einigen Punkten ist er unüberwindlich. Sie wartet daher wochenlange die günstige Gelegenheit ab, einen festgefaßten Plan auszuführen und arbeitet still und ernst den ganzen Tag in der Haushaltung fort, ohne merken zu lassen, daß sie mit Plänen beschäftigt sei. Sie ist immer bürgerlich reinlich gekleidet, trägt eine weiße Spitzenhaube und ein gestreiftes Kattunkleid, über welches sie täglich eine frischgewaschene und geglättete Schürze bindet. Durch ihr ernstes Gesicht mit ziemlich strengen Augen und durch ihr stilles pflichtgetreues Schaffen und ihre beständige Nüchternheit im Reden und Thun flößt sie den Gesellen den nöthigen Respekt ein, und der widerspenstige Lehrjunge fürchtet sie geradezu wie sein Gewissen.

3.

Ein seltsamer Miethsmann.

Die obere Wohnung des reinlichen Schusterhäuschens, aus zwei Zimmerchen bestehend, ist zu vermiethen. Die Zimmer sind weiß getüncht, aber das grelle Licht wird gedämpft durch die Weinreben, welche an den Gittern der kleinen Fenster sich emporwinden. Es herrscht tiefe Stille in diesen bescheidenen Räumen, weil ihnen gegenüber kein Haus, sondern ein größerer Garten mit einer ziemlich hohen Mauer ist, so daß man nur die Kronen der Pfirsichbäume sehen kann. Auch die enge Straße ist wenig betreten und seit Menschengedenken ist kein Pferd an dem Häuschen vorbeigegangen. Der einzige Lärm, den man hört, kommt von dem Hammer des Gesellen unten, wenn er Sohlen ausschlägt. Manchmal wird auch der Lehrjunge laut, wenn er bei den Ohren gefaßt worden ist. Hinter dem Hause ist ein Gärtchen, in welchem die Meisterin einige Küchengewächse und der Meister Blumen pflanzt, die er mit geheimnißvoller Liebe behandelt. Diese stille Wohnung also in dem Häuschen ist nun vermiethet. Wer ist der Miethsmann? Das ist eine Frage, welche seit mehreren Tagen dies ganze Gäßchen und vorzugsweise die Gesellen des Hauses beschäftigt. Die Wohnung hat ein einzelner Mann bezogen, von dem eigentlich Niemand weiß, woher er gekommen ist und was er will. Er ist etwa fünfzig Jahre alt, hat ein ruhiges festes Wesen und flößt Respekt ein, obgleich er sehr sparsam gekleidet ist und wenig Habseligkeiten mitgebracht hat. Man sieht, er ist nicht reich, aber arm ist er auch

nicht. Sein Gesicht ist nicht schön, aber es zeigt Geist an und sogar hohen Stolz, der aber Niemanden beleidigt, weil seine Rede überzeugt, daß er allen Menschen wohl will und sie ihm alle ziemlich gleich sind. Er ist ziemlich stark gebaut, scheint abgehärtet zu sein und den Genuß zu verachten. Er war vor drei Tagen auf der Eisenbahn angekommen, schnurgerade ohne zu fragen in das Gäßchen gegangen und hatte den Meister ersucht, mit ihm vor das Stadtthor zu gehen. Nach einer halben Stunde kamen sie zurück und noch am selben Tage bezog der Fremde die kleine Wohnung im Schusterhäuschen. Das Gepäck besorgte der Lehrjunge mit der Magd. Der Miethsmann meldete sich noch am nämlichen Tage bei dem Bürgermeister und besorgte eine Aufenthaltskarte. Auf die Frau des Hauses hatte der Fremde einen günstigen Eindruck gemacht; sie war mit ihrem Manne bezüglich der Aufnahme in die Wohnung einverstanden; er versprach, ihr Abends mehr zu sagen.

Der Abend kam und die Gesellen verließen ihre Brücke, stopften ihre Pfeifen und gingen fort; der Lehrjunge durfte sich auf der Gasse herumtreiben und die Magd war in der Küche beschäftigt; der Meister und seine Frau hatten sich in ihr Seitenstübchen zurückgezogen.

Frau! sagte der Meister, mir ist es heute ganz eigenthümlich zu Muthe geworden.

Warum? erzähle.

Der Mann hat auf mich einen eigenthümlichen Ein=

druck gemacht; ich hätte mich bald vor ihm gefürchtet und ihn nicht in die Wohnung genommen.

Mir hat er im Gegentheil einen guten Eindruck gemacht. Erzähle.

Nun, wir gehen vor das Thor hinaus, den Bach entlang, da sagt er: Meister! ich will Eure obere Wohnung miethen und Euch keine Ungelegenheiten verursachen, wenn Ihr darauf eingeht, daß wir bloß nach Recht und Gerechtigkeit mit einander verhandeln und leben.

Ich sagte hierauf: Ich verstehe Euch nicht, Herr! was wollt Ihr damit sagen? Ist doch Gott in uns Allen, was braucht es da noch weiter?

Wenn Euch aber der Gott in mir den Miethzins einmal nicht bezahlen wollte, was dann?

Die Meisterin konnte sich eines feinen Lächelns nicht enthalten, denn Ordnung im Bezahlen des Miethzinses war ihr die Hauptsache; sie hatte schon widrige Erfahrungen gemacht.

Nun, was hast Du dann dem Herrn gesagt?

Was ich gesagt habe? Eigentlich nichts; ich sah ihn groß an und es kam mir der Gedanke, daß er vielleicht ein gottloses Herz haben könnte.

Nein, sagte die Meisterin, gerade das fürchte ich nicht; denn die Gottlosen reden nicht gern von Recht und Gerechtigkeit. Wie ist es weiter gegangen?

Er frug mich, was ich für die Wohnung verlange. Da ich im Herzen noch unruhig war, so wollte ich ihn abschrecken und verlangte hundert Gulden.

Ist er darauf eingegangen?

Nein.

Desto besser.

Warum?

Weil er ein rechtschaffener Mann ist und das Geld weder hinauswerfen noch uns prellen will. Was sagte er?

Er sah mich ernst an und sagte: Meister! es steht Euch ganz frei, Eure Wohnung so hoch anzuschlagen als Ihr immer wollt; wenn Ihr sie aber an Eure Mitmenschen wirklich vermiethen wollt, so fordert die gemeine Gerechtigkeit, daß Ihr sie so schätzt, als sie in Wirklichkeit auch werth ist und wobei der Miethsmann auch bestehen kann. Ihr wollt also die Wohnung nicht vermiethen, wenigstens an mich nicht, weil ich Euch wahrscheinlich nicht zu Gesicht stehe und Ihr mich in Eurem Herzen für gottlos haltet, weil ich gesagt habe, wir wollen nur nach Recht und Gerechtigkeit handeln, bis wir uns näher kennen lernen. Es ist mir leid, sagte er dann, ich hätte gerne in Eurem Hause gewohnt, aber so viel Geld will und kann ich nicht für eine Liebhaberei aufwenden. Ich bin ein Bücherschreiber und muß so leben, wie ich schreibe, sonst ist mein Wirken nicht viel werth.

Als er so sprach, wurde mein ganzes Wesen umgewandelt. Ich hätte diesen Mann um Alles in der Welt nicht beleidigen oder kränken mögen. Er wollte gerne bei uns wohnen, wahrscheinlich weil er da klein und ruhig leben kann, und ich hatte es ihm so sauer gemacht.

Ich sagte zu ihm: Ihr sollt die Wohnung haben und nicht mehr bezahlen, als Andere vor Euch, und Eure

Bedingung soll eingehalten werden. Ich habe immer sechzig Gulden verlangt, dabei soll es bleiben.

Recht so, Meister! sagte er, wir sind einig. Da Ihr mich nicht kennt, so zahle ich Euch jetzt für das halbe Jahr voraus.

Er zog seine Brieftasche heraus und gab mir dreißig Gulden, und ich mußte ihm den Empfang in seine Schreibtafel bestättigen. Dann gingen wir den Bach entlang zurück.

Aber was er da sprach, das vergesse ich nimmermehr. Er sagte: Seht Ihr da die Spiegelbilder im Wasser, Meister?

Ja sagte ich, was ists damit?

Ein tiefes Geheimniß, Meister! die ganze Welt ist dasselbe, nämlich Schattenbild Gottes.

Wir schwiegen eine Weile dann sagte er: Meister! ich ersuche Euch um eine Gefälligkeit. Sprechet mit Eurer Frau, ob sie mir wohl den Mittagstisch besorgen möchte, ganz so wie Ihr ihn selber habt. Es ist so große Ordnung und Reinlichkeit im Hause, daß ich gerne der Gast Eurer Frau sein möchte. Ich will bezahlen was recht ist. Willst Du dem Doctor den Mittagstisch geben?

Ein Doctor ist er? sagte die Meisterin mit Stolz.

Ja! so steht auf seiner Karte, die er mir zeigte.

Warum sollen wir ihm den Mittagstisch nicht geben, sagte die Meisterin innerlich erfreut, daß die Wirthin zum goldenen Adler Mund und Augen aufreißen werde, wenn sie erfährt, ein Doctor werde aus der Küche der Schuhmacherin gespeist. Warum sollen wir ihm den Mittagstisch nicht geben? Das ist ein bescheidener Mann, ich kann

ihn schon zufrieden stellen und daneben verlernt man doch nicht gar alles Kochen. Es kommen auch Feiertage, wo es nicht darauf ankommt, für den Doctor und Dich etwas Besonderes zu richten.

Du bist eine tüchtige Hausfrau, sagte der Meister, ich denke unser Miethsmann wird sich recht ins Haus gewöhnen und wir werden weiter kommen, als zur bloßen Gerechtigkeit, wie er meint.

Aber Recht hat er, Mann, daß er mit dieser anfängt. Ich habe mir gleich gedacht, wie er mit mir einige Worte gesprochen hat, mit dem Mann muß gut auszukommen sein.

In dieses Landstädtchen also, in dieses stille abgelegene Gäßchen und in dieses kleine Häuschen hatte sich ein Menschengeist zurückgezogen, um den Rest seines Lebens ungestört von dem Gewirr des Treibens nach Brod und Schauspiel, und unbekümmert um das beschränkte Urtheil der Menschen in reiner Thätigkeit zuzubringen. Ich hoffe, Euch nützlich zu sein, wenn ich Euch mit diesem Geiste näher bekannt mache. Zunächst wollen wir sein Leben in den kleinen Stuben hinter den Weinranken belauschen. Abends um acht Uhr löscht er das Licht aus und schläft bald ein. Wenn der Nachtwächter drei Uhr ruft, wird er wach; eine Stunde bleibt er nachdenkend im Bette liegen, dann steht er auf und kleidet sich in fünf Minuten fertig an; hierauf kocht er sich in einer Maschine Kaffee, trinkt denselben, zündet sich eine Pfeife an, setzt sich an sein einfaches altmodisches braunes Pult und schreibt auf ganz

gemeines wohlfeiles Papier. Was schreibt er denn? Bücher schreibt er, in denen er die Quintessenz seiner Studien und seines Nachdenkens und seiner reichen Lebenserfahrung für seine Mitmenschen niederlegt, damit sie aufgeklärt und dadurch von ihrem Leiden und ihrer geistigen Knechtschaft befreit werden sollen. Er schreibt fast nur Praktisches, was geradezu auf den Zweck des wirklichen Lebens losgeht. Wenn dann das Sonnenlicht die saftigen Weinblätter an seinem Fenster verklärt, steht er auf und sieht einige Zeit auf den gegenüberliegenden Garten hinaus und erhebt seine Seele zu dem, der für sie das ist, was die Sonne für die Blumen da drüben. Dann geht er wieder an seine Arbeit und denkt und schreibt bis zehn Uhr Vormittags. Wenn der junge Herr da drüben in dem großen Hause jenseits des Gartens die Läden öffnet und im Schlafrocke nach dem Wetter aussieht und seine Cigarre anzündet, hat unser einsamer Denker und Arbeiter bereits einen großen Theil seines Tagwerkes vollbracht. Er nimmt Hut und Stock und wandert fort, hinaus zum Thor über die Brücke des Flusses, den Berg hinan in eine benachbarte Ortschaft. Dort setzt er sich in den Wirthsgarten mit der Aussicht auf die Stadt oder in die Gaststube, trinkt ein Fläschchen Landwein und verkehrt mit den Männern, die am Tische sitzen. Er läßt sich von ihnen belehren und belehrt sie wieder auf die natürlichste und heiterste Weise. Dann kehrt er in die Stadt, in seine Wohnung zurück und ißt zu Mittag, kurz und gut. Dann geht er ins Kaffeehaus, trinkt schwarzen Kaffee, liest die Zeitungen und spricht auch mit Diesem oder Jenem. Dann geht er wieder nach Haus

und studirt oder schreibt bis gegen Abend. Dann geht er durch die Kastanienallee um die Stadt, das Thun der Menschen betrachtend und endlich geht er in die Vorstadt in ein Bräuhaus, wo er ein Stück Käse mit Brod ißt und einige Gläser Bier trinkt. Hier gibt es reiche Gelegenheit mit verschiedenen Menschen zu sprechen. Da er Niemandem im Wege ist, ist er Vielen eine erwünschte Erscheinung; er weiß so viel und ist nicht eitel oder rechthaberisch. Dann gegen acht Uhr geht er heim, zündet seine Kerze an, geht in der Stube auf und nieder und denkt über sein Thun und Erlebtes nach, erhebt seine Seele über alle Eitelkeit und Noth der Welt und legt sich hierauf ins Bett. So geht es wochenlang fort. Dann wird ein Buch in einer fernen Stadt gedruckt und es kommen die Exemplare, die er ansieht und dann in den Schrank legt. Dann kommen auch Beurtheilungen des Buches, bald lobende, bald grimmig verdammende, er liest sie und legt sie dann zusammengefaltet in ein Fach seines Schreibkastens. Was ihn vor den meisten Zeitgenossen auszeichnet, ist dieses: einmal, daß er immer bei sich ist, und dann, daß sein Geist solche Stärke besitzt, daß er Alles zur Unterlage seiner Thätigkeit macht, Freud und Leid. Er ist darum immer gleich gestimmt, weder fröhlich noch traurig, sondern gleichmüthig.

4.

Ein Schriftsteller und ein Maler.

Es konnte nicht ausbleiben, daß unser Schriftsteller der Gegenstand der Neugierde wurde. Ein Maler lebte

in der Stadt; ein Mann von einigen fünfzig Jahren. Diesem war der Kopf und das ganze Wesen unseres Freundes zuerst besonders aufgefallen. Er wollte ihn kennen lernen und benützte die Gelegenheit Vormittags, wo er sich in dem Wirthsgarten jenseits der Brücke, auf dem Berge einfand. Der Philosoph saß bereits unter einer Kastanie und sah auf den Fluß hinab, auf dem eben Flöße vorbeifuhren. Der Maler grüßte und frug, ob er Platz nehmen dürfe. Der Philosoph lud ihn ein sich zu setzen.

Sie sehen der mühsamen Arbeit der Flößer zu, mein Herr? begann der Maler.

Ja, erwiederte der Philosoph, mit Vergnügen. Jede Ueberwindung der Schwierigkeit durch angestrengte menschliche Thätigkeit macht mir Freude. Je reiner die Thätigkeit, desto größer ist meine Befriedigung.

Der Maler hatte ihn während dieser Worte scharf betrachtet; er war ein feiner Kenner der Gesichtszüge und Muskelbewegungen und konnte von ihnen auf die bewegende Seele schließen. Er war über seinen Fund hoch erfreut. Der ist's, sagte er innerlich zu sich selber, während der Andere sprach, den ich jahrelang gesucht habe.

So ist es, sagte der Maler, je reiner die Thätigkeit, desto größer ist die Befriedigung. Ich stehe oft lang auf der Brücke dort und sehe den Flößern zu, wie sie sich abmühen, um zwischen den Brückenjochen durchzukommen ohne anzufahren. Auch gefallen mir die naturwüchsigen abgehärteten Männergestalten. Bis an die Kniee stehen sie oft im Wasser, von oben begießt sie der Himmel, und gleichsam zum Trotze trinken sie wohlgemuth ihr saures

Bier oder ihr Wasser und sind bei einem tüchtigen Stück Brod wohlvergnügt. Und auf dem Floße herrscht die schönste Harmonie der Seelen; sie streiten selten, theilen den letzten Trunk und Bissen; der beständige Kampf mit dem gefährlichen Elemente hält ihre Seelen rein von wilden Leidenschaften und weichlichen Affecten, sie denken auch öfter an Gott als viele andere Menschen.

Vielleicht öfter in Wahrheit und Wirklichkeit als der Stiftsherr dort am Ufer, der ihnen zusieht, wie sie rudern und arbeiten, bemerkte der Philosoph.

O gewiß, sagte der Maler, ich kenne den Mann, er gehört in das Stift, das Sie dort auf dem Berge sehen. Er ist in sich selber zerfallen und höchst unzufrieden in seiner Stellung. Es herrscht dort viel Disharmonie.

So ist er im Gegensatz zu dem thätigen Flößer ein leidendes Wesen, sagte der Philosoph, er sollte einen Arzt finden.

Er sollte von den Flößern Arbeitsamkeit, Anstrengung, Abhärtung, Mäßigkeit und Verträglichkeit lernen, meinte der Maler, wozu steht er denn dort?

Das kann er nicht, mein Herr! entgegnete der Philosoph, das Buch ist wohl aufgeschlagen, er kann es vielleicht auch lesen, aber er kann für sich daraus nichts lernen; er muß erst mit Hülfe eines Meisters das fruchtbringende Lernen lernen. Wenn ich mich nicht täusche, mein Herr! so sind Sie ein Künstler und dann verstehen Sie mich leicht, wenn ich sage, daß das Leben selbst auch eine Kunst ist, welche lange gelernt und geübt werden muß. Es geht lange zu, bis der Künstler und der Mensch zur rei-

nen Thätigkeit vordringen, die ihnen auch nur einige Befriedigung gewährt.

Ich verstehe Sie ganz wohl, mein Herr! sagte der Maler, weil Sie mich richtig erkannt haben, ich bin ein Künstler und Sie sind ein Weltweiser.

Das heißt, sagte der Philosoph, ich gebe mir von Jugend auf Mühe, die wahre Lebenskunst zu lernen; ich habe es noch nicht weit gebracht, aber es geht wenigstens vorwärts und dadurch wird das Leben immer erträglicher und die Aussicht auf die Zukunft immer lichter.

Der Maler war hoch erfreut über diese Unterhaltung, er schlürfte jedes Wort wie guten reinen Wein hinab. Er hätte seinen Nachbar gerne um einige Auskunft aus seinem Leben ersucht, doch hielt ihn die Besorgniß zurück, der Philosoph möchte für die Zukunft ihm ausweichen.

Da schleppte der kleine Wirthssohn, ein rothbackiger Knabe von sieben Jahren, eine große Sonnenblume sammt Stängel und Wurzel zum Tische, stellte die Pflanze auf, hielt sie wie eine Fahne und sagte zum Philosophen: Nicht wahr! Doctor! das ist die Blume, die Euch so wohl gefällt? Jetzt habe ich's doch errathen. Ihr habt gesagt, der Stängel muß länger sein als ich und die Blume so groß wie mein Zinnteller und sie muß sich der Sonne zuwenden. Da ist sie. Ihr habt mir ein Bilderbuch versprochen, wenn ich sie errathe und finde. Da ist sie; nicht wahr?

Ja freilich, sagte der Philosoph lächelnd, wo hast Du sie denn her, Heinrich?

Mein Pathe hat sie mir geschenkt und Elise hat mir geholfen sie ausgraben. Mein Pathe hat gesagt: Sie ist ohnehin wie Unkraut im Garten und die Körner sind zu nichts gut als zum Spatzenfutter und mein Pathe mag die Spatzen nicht leiden.

Heinrich wurde gerufen, im Wirthshause wurde schon um elf Uhr zu Mittag gegessen.

Ich lasse Euch die Blume da, sagte er, ich schenke sie Euch, aber —

Gut, Heinrich, das Bilderbuch sollst Du erhalten. Geh nur.

Der Knabe lief mit der frohen Aussicht auf das Bilderbuch davon. Die Pflanze hatte er an das Gitter gelehnt.

Die Pflanze ist frisch ausgegraben, sagte der Philosoph, und die Wurzeln sind unversehrt, ich denke, wir sollten sie hier unten in das Wirthsgärtchen einsetzen, vielleicht kommt sie fort.

Das wollen wir, sagte der Maler, ich will eine Schaufel holen.

Nach einigen Minuten brachte er die Schaufel und die beiden Männer setzten die Pflanze ein. Der Maler, auf die Schaufel gestützt und dem Philosophen in die hellen Augen blickend, frug, ob er der Sonnenblume wirklich den Vorzug vor allen übrigen Gartenblumen gebe.

Vor allen Gartenblumen die ich kenne, antwortete der Philosoph, weil keine einzige so eindringlich und belehrend zu meinem Geiste redet, wie die Sonnenblume; andere mögen mehr die Sinne erfreuen, diese Pflanze aber regt den

Geist an; von der Wurzel bis zur Blüthe lehrt sie mich die Lebenskunst, von welcher wir vorher gesprochen haben.

Ich will hier der Schüler des Schülers dieser Lehrmeisterin sein, sagte der Maler.

Wohlan! sagte der Philosoph, Ihr Auge muß ganz in den Dienst der reinen Thätigkeit des Geistes treten, sonst schweigt die Pflanze. Aus einem kleinen unscheinbaren Korne, die der Vogel zu Duzenden zum Frühstück speist, wächst diese hohe starke Pflanze. Das erinnert mich an die Entstehung des Weltenbaumes. Doch davon will ich jetzt schweigen. Auf dürrem, magerm Boden wächst diese Pflanze empor; so wenig empfängt sie und so viel gibt sie. Eine solche Blume gibt von ihrem Samen ein Viertelpfund des köstlichsten Oeles zur Nahrung und Beleuchtung. Ihr starker Stamm bedarf keine Stütze, ihr rauhes Kleid schützt sie vor Empfindlichkeit. Sie ist mir das Bild eines unabhängigen selbstständigen Mannes.

Ja so ist es, sagte der Maler, sie gleicht dem tüchtigen Flößer da unten.

Und nun die Blume, fuhr der Philosoph fort, welchen Reichthum von Lehren enthält sie für den nachdenkenden Menschen! Viele hundert fruchtbare Blüthen stehen da brüderlich nebeneinander, prunklos Wohlthätiges erzeugend. Wie schön ist ihre Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeit ausgedrückt durch diesen goldnen Blätterreif, wie ein Staat durch den Schmuck des Gesetzes. Das ist doch ein schönes Sinnbild der Harmonie?

Unvergleichlich, sagte der Maler mit leuchtenden Augen.

Und nun will ich nur noch das Höchste erwähnen,

das mich diese Pflanze lehrt. Bei ihrem Aufwärtsstreben wendet sie sich mit aller Kraft ihres Lebens der Sonne, ihrer Gottheit zu. Sie will durchaus der Sonne angehören, weil sie nur durch das Sonnenlicht und ihre Wärme blüht und das süße Oel erzeugen kann. Sie hat sich darum ihren schönen Namen eigentlich selber gegeben, indem sie durch ihr Wesen und Thun die Menschen genöthigt hat, die Willkür und Eitelkeit bei ihrer Benennung aus dem Spiel zu lassen. Sie gehört der Sonne vor allen übrigen Pflanzen an, und indem sie wie die Sonne strahlt und Oel zum Leuchten und zur Wärme spendet ist sie selber eine kleine Sonne, wie der gute Mensch ein Gott im Kleinen ist. Sehen Sie, mein Herr! so ist die Sonnenblume meine Lehrmeisterin in der wahren Lebenskunst und darum ziehe ich sie allen andern Blumen des Gartens vor.

Durch Sie, mein Herr! sagte der Maler, ist diese herrliche Pflanze auch meine Lehrmeisterin geworden und sie soll an mir einen dankbaren Schüler haben.

Die beiden Männer tranken ihren Wein aus und brachen auf. Ein Bekannter des Malers, welcher in der Stube Wein getrunken hatte, schloß sich den Beiden an und erzählte seine Erlebnisse während eines zweitägigen Spazierganges, auf welchem er mehrere Freunde besucht hatte.

Der Maler schien etwas auf dem Wege zu suchen, bückte sich einmal, hob einen ziemlich flachen Kieselstein auf und steckte ihn in die Tasche seiner Joppe.

Am Stadtthor verabschiedeten sich die drei Gefährten und der Doctor ging längs des Baches seinem Häuschen zu, wo sein Mittagsessen fertig war.

5.

An der Mittagstafel.

Der Maler ging ebenfalls nach Haus. Er war ein Wittwer, dem auch seine beiden Kinder gestorben waren. Er hatte sich einiges Vermögen erworben und lebte nur der Kunst. Er war viel in der Welt herumgereist, hatte lange in großen Städten gelebt und sich endlich in dieses Landstädtchen zurückgezogen, weil ihm Natur und Menschen der Umgegend wohl gefielen. Da er oft Tagelang herumwanderte, aß er im Gasthofe und ließ sich von einem Lohnbedienten zu Hause bedienen. Sein ganzes Wesen war gesund und harmonisch; er wurde aber wenig verstanden, man hielt ihn für einen Sonderling. Da er unabhängig war, ging er seine Wege und that, was ihm sein Geist sagte.

Am Mittag zu Hause angekommen, holte er eine große Mappe hervor und suchte eine farbige Studie. Es war die Gegend am Flusse mit dem Garten, aus welchen er eben gekommen war. Dann legte er den Stein dazu, den er auf dem Wege zu sich gesteckt hatte, nahm einen Stift und zeichnete auf ein Blatt die Umrisse des Philosophen aus der Erinnerung. Dann rieb er sich die Hände, nahm seinen Hut und ging in den Gasthof zum Mittagessen. Sein Tischnachbar war diesmal ein kleiner dicker unruhiger Edelmann vom Lande. Sein Gesicht glühte vom Wein; er war sehr gesprächig und schien die Ueberzeugung zu haben, daß er unwiderstehlich liebenswürdig und seine Bekanntschaft gewiß sehr angenehm sei. Er

brachte in der kürzesten Zeit so viele Albernheiten zu Tage, daß der Maler nicht unterlassen wollte, Nutzen daraus zu ziehen.

Die wenigsten Menschen wissen das Leben zu genießen, sagte der Landedelmann, es fehlt ihnen geradezu an Verstand; sie wissen nicht, was gut ist und leben so ordinär dahin, wie die Spießbürger.

Sie sind also ein Meister in der Lebenskunst? frug der Maler.

Ich schmeichle mir, etwas davon zu verstehen, sagte der Dicke, und schwoll vor Selbstbewußtsein noch mehr auf. Thätigkeit, Thätigkeit, darin besteht die Kunst, nur keine Kopfhängerei und Grübelei. Thätigkeit ist Genuß. Nehmen Sie sich an mir ein Exempel. Bin ich nicht wie ein Fisch im Wasser? Es schmeckt mir Essen und Trinken und mich plagen keine Grillen. Das macht die Thätigkeit, die gesunde Thätigkeit.

Wie fangen Sie das an?

Das will ich Ihnen gleich sagen. Morgens stehe ich früh auf; um sieben Uhr im Sommer bin ich schon am Fenster; wenn die Luft gut ist, lasse ich im Garten zum Frühstück decken; meine Frau oder meine Tochter müssen die Luft im Garten versuchen, oder ich laufe selber hinab. Sehen Sie, das ist schon Leben und Bewegung. Jetzt geht es an's Theemachen. Das muß mit Verstand geschehen; ich besorge das meist selber; ich habe eine sehr gute Adresse für Thee in Hamburg: ich kann Ihnen die Adresse mittheilen. Nun dann geht es an's Frühstücken. Da bringt man, wenn man Verstand

hat, zwei Stunden sehr angenehm hin. Dann geht man an die Geschäfte. Da ist ein Brief zu schreiben, oder man sieht im Garten, oder bei den Tauben nach, oder man macht einen weiten Spaziergang, damit man gehörig Appetit bekommt, spricht mit den Leuten auf dem Wege, oder besucht einen Bekannten. Nun wird es Ein Uhr und man kann hoffen Genuß vom Mittagsmahl zu haben. Was hat denn der Mensch sonst vom Leben, wenn er nicht mit Lust essen und trinken kann? Zum Kaffee nach Tisch zünde ich mir eine Havannah an und blättere in illustrirten Zeitschriften. Dann gehe ich auf den Keller oder in die Stadt und sehe, was es da gibt, oder lade mir einige Bekannte zu einem Spiel ein. Nur Thätigkeit, das ist mein Losungswort. Um thätig zu bleiben, gehe ich auch Vormittags in die Stadt, wie heute, speise hier, mache angenehme Bekanntschaften und kann dann zu Hause erzählen. Wie mir der Gasthofbesitzer bereits gesagt hat, habe ich das Vergnügen, mit einem berühmten Künstler Bekanntschaft zu machen. Meine Frau und Tochter werden sich sehr interessiren; Ihr Name ist uns bereits bekannt. Ich werde mir erlauben, Sie zu besuchen und speciell zu uns einzuladen. Künstler bringen immer Leben in die Gesellschaft. Ich habe auch einige schöne Bilder von dem Vater meiner Frau zum Geschenke erhalten, schöne Stücke, und Sie sollen uns dann Auskunft geben, von welchen Meistern sie sind. Nicht wahr, wir sehen Sie einmal auf unserm Gütchen? Nehmen Sie einen Freund mit, er soll uns willkommen sein; aber er muß für Thätigkeit sein und wenigstens Anlage für die Lebenskunst besitzen.

Wohlan! sagte der Maler, ich mache von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch, aber ich erinnere Sie an Ihre Worte, Herr Baron! durch welche Sie mich selber ermuntert haben, einen Freund mitzubringen, der etwas von der Lebenskunst versteht.

Vorausgesetzt, sagte der Baron, daß er meinen Frauen, die gar sehr ernst sind, nicht zum Anstoß wird mit seiner Lebenskunst.

Dafür stehe ich, sagte der Maler.

6.

Ein bemalter Kieselstein.

Nach Tisch setzte sich der Maler in seinem Arbeitszimmer hin und bemalte den Stein. Die schöne Bergwand mit dem Garten und unten der Fluß mit Flößen und Flößern. In dem Garten zwei Männer vor einer Sonnenblume. Das Oelgemälde auf dem flachen Stein war ein wahres Meisterstück; es war ein werthvoller Briefbeschwerer.

An der Thüre wurde geklopft. Ein Mann trat ein, dessen Gesicht und Benehmen gesunde Thätigkeit bezeugte. Der Maler hatte ihn schon öfter an der Mittagstafel gesehen, er war der Besitzer einer Landwirthschaft auf der sogenannten Haide, eine Stunde von der Stadt entfernt. Der Mann hatte stets einen guten Eindruck auf den Maler gemacht. Sein Gespräch an der Tafel mit den Nachbarn war immer sehr verständig gewesen. Er war ein wohlhabender Mann und machte von seinem Vermögen vernünftigen Gebrauch. Auch wußte der Maler,

daß er Birkenfeld hieß. Er stand auf, begrüßte ihn und lud ihn zum Sitzen ein.

Auf meinem Haidehof, sagte Herr Birkenfeld, sind einige alte Oelgemälde von meinem Großvater, welcher ein Freund der Kunst gewesen ist. Ich fürchte, daß sie durch den Regen, welcher einmal durch das Dach eingedrungen ist, Schaden gelitten haben. Ich habe mir vorgenommen, Sie, Herr Fischhorn! zu ersuchen, mir mit Ihrem Rathe beizustehen.

Die beiden Männer sprachen hierauf länger über die Bilder und der Maler versprach, sie untersuchen zu wollen.

Herr Birkenfeld betrachtete den seltsamen Stein mit dem Gemälde auf dem Tische. Der Maler sah seine Verwunderung und theilte ihm den Ursprung dieses Gemäldes mit. Der Gutsherr horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit der Erzählung von der Sonnenblume.

Was thun Sie mit diesem Briefbeschwerer? Herr Fischhorn!

Diesen will ich dem herrlichen Manne schicken und ihn dadurch sanft nöthigen, zu mir zu kommen, damit wir näher bekannt werden und ich von ihm lernen kann.

Ich will Ihnen nur gestehen, Herr Fischhorn! daß ich mit meinen Bildern dasselbe mit Ihnen zu erreichen gehofft habe. Ich wollte Sie sanft nöthigen auf meinen Haidehof zu kommen. Nun habe ich auch das Verlangen, Ihren neuen Freund kennen zu lernen. Wollen Sie ihn mitbringen?

Ich werde ihn in Ihrem Namen einladen, Herr Birkenfeld!

Der Gutsherr nahm herzlichen Abschied und forderte den Maler auf, ja bald zu kommen.

Am nächsten Vormittage saß der Philosoph am Schreibtische und schrieb. Da brachte der Lohnbediente des Malers ein Schächtelchen und empfahl sich. Der Philosoph öffnete das Schächtelchen und nahm den Briefbeschwerer mit dem schönen Gemälde heraus. Er betrachtete es aufmerksam. Da war der Maler und er selber treu im Bilde, und die Sonnenblume mit zartester Aufmerksamkeit ausgeführt. Im Thale der grüne Fluß mit dem Floße und den Flößern, erfreulich frisch und treu, und dort weiter hinten am Ufer der Stiftsherr des Stiftes, dessen Thürme man hinter der Baumgruppe zur Linken sieht.

Das ist eine schöne Frucht reiner künstlerischer Thätigkeit, sagte der Philosoph, und soll hier die Blätter zusammenhalten, die ich für die reine Thätigkeit beschreiben will. Der Künstler hat mir wieder eine gute Lehre gegeben. Er hat den Stein von der Straße aufgelesen und durch die Kunst verklärt und fähig gemacht, auf dem Schreibtische zu dienen. So müssen wir die gemeine Wirklichkeit als Unterlage benützen und sie durch unser Thun verherrlichen. Nichts ist so gering, daß es dem thätigen Geiste nicht Unterlage sein könnte.

Er legte den Stein auf ein Manuscript und schrieb weiter bis zehn Uhr; dann besuchte er den Maler, dankte

ihm und lud ihn zum Gegenbesuch ein, was dieser mit aufrichtiger Freude annahm und zusagte. Der Philosoph ging hierauf in die Buchhandlung, wählte ein Bilderbuch mit nützlichen Versen aus, steckte es zu sich und wanderte über die Brücke auf den Berg in den Garten, wo der kleine Heinrich bereits auf der Warte stand. Er hieß ihn zu sich an den Tisch unter die Kastanie kommen, zog das Buch heraus und zeigte es dem vor Begierde und Freude erröthenden Knaben.

Ich will das schöne Buch auch dem Vater und der Mutter zeigen, sagte der Knabe. Bleibt da Doctor! ich komme bald wieder.

Der Wirth war ein aufgeweckter Kopf; er hatte die Lateinschule besucht. Er kam sogleich und dankte dem Philosophen.

Ich möchte aus dem Buben gerne etwas Ordentliches machen, sagte er und setzte sich dem Doctor gegenüber. Die Zeit schreitet vorwärts und da soll er ihr entsprechen.

Ihr denkt richtig, Herr Wirth!

Ich komme über diesen Punkt mit meinem Gevatter, dem Gutsbesitzer da drüben, öfter in Streit. Er hält allen Fortschritt und alle Aufklärung für Teufelswerk. Ich aber sage zu ihm, mein Sohn muß viel aufgeklärter werden, als wir beide zusammen sind. Da ist dann dem Faß der Boden aus.

Ihr müßt es eben anders anfangen, Wirth!

Ja, ich habe schon öfter darüber nachgedacht, besonders seit Ihr mir die Ehre erweist, öfter bei mir einzu-

kehren. Eure Worte haben mich immer zum Nachdenken angeregt. Ich wollte, Ihr gäbet mir einmal eine Anweisung.

Das will ich thun, kommt zu mir, wann Ihr wollt, oder sagt, wann wir hier ungestört sprechen können. Ihr habt ein großes Geschäft und wenig freie Zeit.

Wißt Ihr was, Herr Doctor! ich lade Euch freundlich ein, mit mir und meinem Schwiegervater am nächsten Montag nach Hochmünster zu fahren, wo mein Schwiegervater Geschäfte besorgt; da könnten wir unterdessen ruhig sprechen und nebenbei würdet Ihr auch ihn kennen lernen.

Hochmünster ist zwei Stunden von hier entfernt?

Ja.

Gut, ich fahre mit, wann wird aufgebrochen?

Wenn es Euch beliebt um sechs Uhr früh.

Ich werde mich einfinden.

8.

Der Haidehof.

Es war ein ausnehmend schöner Herbstmittag. Der Maler holte den Philosophen zu dem Besuche auf dem Landgute ab, das eine kleine Stunde von der Stadt entfernt in sehr flacher Gegend, ja fast auf einer Haide liegt.

Die beiden Wanderer zündeten sich Cigarren an und spazierten zum Fischerthor hinaus, an kleinen weißgetünchten Häusern vorbei und bogen dann links in einen Feldweg, der auf die Haide führte.

Seht Ihr, sagte der Maler mit der Hand auf ein Gebäude in der Ferne weisend, dieses Gütchen ist das Ziel unserer Wanderung. Es ist ein sehr einfaches Landhaus mit Meierei und Obst-, Gemüse- und Blumengarten, wie mir Herr Birkenfeld gesagt hat.

Hat er Familie?

Frau und Tochter. Die Familie scheint gute Eigenschaften zu haben.

Wie lange besitzt er das Gut?

Beiläufig zehn Jahre; er hat es von seinem Schwiegervater übernommen. Da er selbst einiges Vermögen besitzt, kann er mit dieser Mitgift ein wohlhabender Mann genannt werden.

Kennt Ihr seine Frau und Tochter?

Nein; gar nicht; ihn selber habe ich ein einzigesmal gesprochen und zwar beim Mittagstisch im Gasthofe. Die Familie lebt sehr einsam.

Menschen, welche viel einsam leben, sagte der Philosoph, schätzen den Menschen viel höher, als diejenigen, welche immer in Gesellschaft sind. Ich wenigstens habe das so erfahren.

Ich auch, sagte der Maler. Darum schätzen wir beide uns einander.

Der Maler ergriff die Hand des Philosophen und schüttelte sie vergnügt.

Unter heiteren Gesprächen kamen sie dem Landhause nahe. Der Maler bemerkte, daß der Philosoph die Umgebung und das Gebäude mit der gespanntesten Aufmerksamkeit betrachtete. Der Garten, welcher das Schlößchen,

wie man es nannte, umgab, war mit einer mehr als mannshohen Bretterwand eingefaßt.

Aber dort kommt der Hausherr, sagte der Maler, seht doch nur, wie sein Gesicht vor Freude strahlt.

Der Hausherr, nachdem er seine Gäste erkannt hatte, riß sein weißes Taschentuch heraus und schwenkte es als Zeichen für seine Frauen, daß Besuch komme.

Der Gutsherr reichte beiden Männern die Hand und sagte: Willkommen, meine Herrn! willkommen bei uns! Wir freuen uns, Sie in unserem Hause zu begrüßen. Ich hoffe, es hat Sie keine Ueberwindung gekostet, zu uns zu kommen.

Ich stelle Ihnen Herrn Doctor Sonnenberg vor, sagte der Maler.

Sehr verbunden für Ihren Besuch, Herr Doctor! Freut mich sehr, Sie bei uns begrüßen zu können. Erlauben Sie mir, meine Herren! daß ich Sie meiner Frau und Tochter vorstelle.

Sie gingen durch den Blumengarten, welchen der Philosoph wieder aufmerksamst besah, durch das Thor über eine mit Steinen gepflasterte Hausflur die ziemlich breite Treppe hinan in einen Vorsaal, von welchem man die Aussicht auf den Obstgarten hat.

Der Hausherr führte die beiden Gäste durch ein kleineres Zimmer in ein großes mit der Aussicht auf den Blumengarten und über die bretterne Umzäunung hinaus auf die Haide und links auf die Stadt und noch weiterhin auf den Berg mit dem Wirthshause. In diesem Zim=

mer, das sehr wohnlich eingerichtet war, trafen sie Mutter und Tochter.

Die Hausfrau war eine angenehme Erscheinung; ganz das Musterbild einer einfachen und zufriedenen Landgutsbesitzerin. Sie mochte einige vierzig Jahre alt sein, sah aber in Folge der inneren Zufriedenheit viel jünger aus. Ihr Gesicht verrieth Verstand und ihr Auge tiefe Sinnigkeit.

Die Gäste wurden ihr vorgestellt und sie empfing sie mit offener Herzlichkeit.

Sie wurden dann auch der Tochter des Hauses, Adelheid, vorgestellt. Diese war ein allerliebstes Wesen, die reine unverfälschte Natürlichkeit. Reiches nußbraunes gescheiteltes Haar, frische blaue Augen, weiße Zähne und saftig rothe Lippen, volle Wangen mit Grübchen und auch am Kinn noch ein Grübchen. Ihre mittelmäßig hohe Gestalt war schlank, aber voll; ihre Bewegungen ganz ungezwungen. Und doch lag ein Hauch von edler Schwärmerei auf ihrem Wesen. Sie offenbarte ihre Freude an dem Besuche durch ein frohes Lächeln, das die schönen Zähne und die Grübchen zeigte, und reichte den Gästen ihre rosige weiche Hand, welche wieder voll Grübchen war. Sie trug ein weißes Krägelchen um den Hals und ein hellbraunes Kleid an dem schöngeformten Leibe. Ja dieses siebzehnjährige Haidekind machte einen wahrhaft erquickenden Eindruck auf die beiden Gäste.

Wir wollen den Kaffee im Garten trinken, sagte die Hausfrau, wenn es den Herren beliebt?

Mit Vergnügen, entgegnete der Maler und der Philosoph.

Auf dem Hügel? frug Adelheid.

Haben Sie denn einen Hügel im Garten, Fräulein? frug der Maler.

Das sollte ich meinen, sagte das Mädchen, er besteht schon über dreißig Jahre, wie die Mutter sagt. Nicht wahr Mutter?

Ja freilich, wir Kinder waren damals sehr erstaunt, wie er gemacht wurde, und selbst unser kleiner ernster Lehrer stand oft mit zweifelhaftem Gesichte dort, ob es doch gelingen werde, den Berg wie er sagte, zu errichten. Als der Hügel fertig war, war der junge Lehrer sehr unzufrieden, er hatte sich eingebildet, es müsse ein himmelhoher Berg werden. Das war ein seltsamer Knabe.

War dieser Knabe Ihr Lehrer, Frau Birkenfeld? frug der Maler.

Allerdings, längere Zeit sogar, er hat mir die Anfangsgründe der Wissenschaften beigebracht. Er war nur um einige Jahre älter als ich. Ich erinnere mich noch gerne an ihn; in den freien Stunden wanderte er einsam auf der Haide herum und wir waren oft erstaunt über seine Reden.

Wo ist er denn hingekommen? frug der Philosoph.

Ich weiß es nicht, sagte die Hausfrau. Vor etwa dreißig Jahren machte er uns einen kurzen Besuch, er war damals auf einer hohen Schule; aber er war sehr ernst, ja mir kam er sogar recht melancholisch vor. Ich konnte nicht allein mit ihm sprechen, sonst hätte ich ihn um die Ursache gefragt.

Vielleicht war er verliebt, sagte der Hausherr.

Wo du immer hindenkst, sagte die Dame. Geh' Adelheid, wir wollen daran gehen den Kaffee zu besorgen. Vater führt die Herren unterdessen herum.

Kommen Sie, meine Herren, sagte der Hausherr, ich zeige Ihnen mein Taubenhaus.

Herr Birkenfeld war ein sehr gut organisirter Mensch. Er hatte Kopf und Herz auf dem rechten Flecke und sein heiteres Wesen verbarg ernsteres Nachdenken. Er führte die Gäste in die Maierei, zeigte ihnen seine Pferde, seine sechs Kühe, dann eine große Schafherde, Ziegen und Böcke, dann den Hühnerhof und endlich den Taubenschlag. Ueberall herrschte musterhafte Ordnung.

Die Gäste sprachen ihre Befriedigung aus.

Für eine Haidewirthschaft ist sie erträglich, sagte der Hausherr, ich hoffe, daß ich noch weiter vorwärts komme; als ich die Oekonomie übernahm, war sie heruntergekommen. Für mich war ein in einer Gesellschaft hingeworfener Gedanke ein unschätzbares Samenkorn; was Sie hier sehen, meine Herren, ist die Frucht davon.

Welcher Gedanke? frug der Philosoph.

In einer sehr gemischten Gesellschaft wurde vor etwa zwölf Jahren viel über ein Buch gestritten, das von der Erziehung handelt. Ich saß neben einem alten Grafen, den ich wegen seiner Einsicht hoch schätzte. Ich frug ihn um seine Ansicht. „Alles Lebendige, sagte er, ist mehr oder weniger der Veredlung fähig, man muß nur die rechten Mittel wissen und Ausdauer haben. Versuchen Sie es

einmal auf Ihrer Haide; Sie werden auf mein Wort kommen.“ Von dort an hielt ich den Gedanken fest und durch denselben wuchs mein Interesse an allem Lebendigen. Da fand ich, daß die Natur selber darauf loszielt, die Arten zu verbessern; ich durfte daher ihrem Streben nur zu Hülfe kommen und es unterstützen, daß das Edlere die Ueberhand bekommt, dann wird das Schlechtere von selber verdrängt.

Die Gäste hörten mit Wohlgefallen zu.

Ihre Unterhaltung wurde durch das Erscheinen Adelheids unterbrochen, welche meldete, daß der Kaffee auf dem Hügel bereit stehe. Sie hing sich an den Arm ihres Vaters und so wanderten sie durch den Baumgarten dem Hügel zu, wo die Hausfrau vor dem reichbesetzten Tische stand und Kaffee einschenkte. Adelheid brachte Butter und Honig.

Der Kaffee ausgenommen, sagte die Hausfrau, ist alles, was Sie hier sehen, Erzeugniß der Haide. Langen Sie nun zu, meine Herren! Adelheid wird Butterbrod besorgen.

Der Maler sah dem schönen Mädchen mit innerer Freude zu, wie sie die Butter aufstrich, und empfing dafür aus ihrer Hand das erste Stück.

Der Philosoph sah sich auf dem Hügel, den einige Bäume schmückten, um, und sagte dann zur Hausfrau: Ihr kleiner Lehrer, Frau Birkenfeld! hat die Aussicht offenbar zu gering geschätzt, sonst würde er mit dem Hügel nicht unzufrieden gewesen sein.

Der gute Knabe! sagte die Frau, erst jetzt begreife ich sein Wesen und weiß es zu schätzen, was ich damals nicht that und konnte. In seinem Kopfe war schon damals mancher hohe Gedanke und in seinem Herzen manches Leid, das wir nicht verstanden. Es trieb ihn eine außerordentliche Sehnsucht in die Weite und da träumte er sich hier wahrscheinlich einen Berg, von dem aus er in andere Länder schauen könnte. Der Aufenthalt auf der Haide hat gewiß zu seinem eigenthümlichen Sinnen viel beigetragen.

Gewiß, Frau Birkenfeld! Da er schon als Knabe die Sorge und den Ernst des Lebens kennen lernen mußte, wie Sie uns gesagt haben. Der Knabe interessirt mich besonders.

Ja freilich lernte er die Sorge früh kennen. Er war aus einer blutarmen, kinderreichen Familie in der Stadt; nachdem er die Schule vor der Zeit durchgemacht hatte, er war nämlich ungewöhnlich begabt und fleißig, nahm ihn mein Vater auf das Gut, er mußte in der Kanzlei schreiben und uns Kinder unterrichten. Er konnte durch diese Stellung weder mit den Kindern spielen, noch konnte er als Knabe mit den Männern leben; so war er denn gar sehr isolirt und immer auf sich, seine paar Bücher und auf die Haide angewiesen. Dem Gärtner half er oft, und ich erinnere mich jetzt öfter daran, wie er an Sonntagen Nachmittags, wenn die Eltern Gäste hatten und wir Kinder spielten, einsam da im Garten herumging und vor jeder Blume stehen blieb und wie mir scheint, mit ihr sprach, weil er sonst Niemand hatte. Dann hörte ich ihn öfter Gedichte aufsagen. Auch erinnere ich mich

genau, daß es uns öfter auffiel, wenn er im Herbste, wo der Wind heftig über die Haide weht, hinaus ging, weit hinaus bis dort an das Föhrenwäldchen und lange ausblieb. Die umwölkten windigen Herbsttage waren ihm am allerliebsten. Was wohl aus dem dunklen Knaben geworden sein mag? Was denken Sie darüber, Herr Doctor?

Wenn er in dem Kampfe mit den Frühlingsstürmen und den Sommerungewittern nicht erlegen ist, so wird er jetzt wie dieser stille Herbsttag sein, Frau Birkenfeld! arm an Blüthen aber reich an Früchten.

So denke ich ihn mir auch, sagte die Frau.

Meine Frau, sagte Herr Birkenfeld, hat wie Sie sehen, meine Herren! ohneweiters etwas von dem Wesen ihres kleinen Lehrers angenommen; sie schwärmt auch zuweilen.

Adelheid sah ihre Mutter liebreich an.

Nun was ist es, Adelheid? Du hast eine Schelmerei im Kopf und willst Deines Vaters Schildknappe gegen mich sein. Sag nur was Du weißt.

Nun was ich weiß, Mutter! das ist, daß Du eine allerliebste Schwärmerin für ernste arme Knaben bist und Deine Schwärmerei auf eine Weise ausdrückst, welche mir oft drollig vorkommt. Ich danke Dir aber dafür.

Nun, sagte der Vater, sag's Adelheid!

Hast Du niemals Knaben mit rothen Juchtenstiefeln gesehen, Vater?

Ja freilich, und mich immer gewundert, wie diese armen Bürschlein zu solchen Stiefeln kämen.

Der Schuhmacher in der Burggasse weiß darum; er muß sie machen.

Wer zahlt sie denn?

Eine liebenswürdige Schwärmerin von ihrem Taschengelde. Ich weiß auch, woher diese Schwärmerei stammt. Ihr junger Lehrer hatte seinen vergnügtesten Tag, als ihm ihr Herr Vater als Zeichen seiner besonderen Zufriedenheit ein Paar rothe Juchtenstiefel machen ließ.

Also daher kommen die rothen Juchtenstiefel, über welche ich mir schon den Kopf zerbrochen habe! sagte der Hausherr lachend. Adelheid, Du sollst für die Aufklärung belohnt werden. Mutter! gib mir Deine Hand.

Die beiden Gäste sprachen ihre Freude über diese schöne Schwärmerei aus.

Die Hausfrau schenkte den Gästen eine zweite Tasse Kaffee ein, Adelheid holte Cigarren und brachte auch ein Buch mit.

Das Gespräch bewegte sich heiter und ungezwungen fort; der Maler und der Philosoph blieben hinter dem Hausherrn nicht zurück, zur Unterhaltung beizutragen. Mutter und Tochter hörten mit dem höchsten Vergnügen zu.

Sie theilen also auch meine Ansicht von der Veredlung der lebenden Wesen, Herr Doctor! sagte Herr Birkenfeld.

Ganz, erwiederte dieser. Im Kleinen und Großen geht Alles darauf hinaus, daß die Welt überhaupt und die Menschenart insbesondere entroht und veredelt werde.

Alles steht mit der Erziehung des Menschen und der Menschheit im Zusammenhange.

Ich habe auf meiner Haide hier die Erfahrung gemacht, sagte der Hausherr, daß das tägliche Wollen und Streben, Alles um sich zu veredeln, und natürlich sich selber mit, dem Leben Reiz und Schönheit gibt.

Sonst ist das Leben nicht viel werth, sagte der Philosoph.

Ich bin mit Ihnen einverstanden, Herr Doctor! sagte die Hausfrau, das Leben käme mir äußerst schaal und langweilig vor, wenn es kein höheres Ziel hätte, als sich zu nähren und zu vergnügen, wie die Thierlein.

Sie haben die rechte Bezeichnung gewählt, Madame! sagte der Philosoph, sich mit Nahrung und Spiel zu begnügen ist das Loos der Thiere; sie haben aber auch ihre Befriedigung darin, weil sie kein höheres Bedürfniß in sich fühlen und dieses deshalb, weil sie nur eine Seele und keinen Geist haben. Man kann die Thiere veredeln, aber niemals kann man sie zu freien Wesen machen.

So ist es, sagte der Hausherr, ich weiß es aus Erfahrung, darum ist ein großer Unterschied zwischen Zucht und Erziehung.

Jeder Mensch ist eine Art für sich, sagte der Philosoph, darum hat er seine eigene Art und Weise, und dieses muß bei der Erziehung in's Auge gefaßt werden.

Das ist ein herrlicher Gedanke, bemerkte die Hausfrau, dadurch wird der Umgang mit Menschen so interessant, während der mit den Thieren langweilig ist; kennt man einmal die Art und Weise einer Art, zum Beispiel der

Hühner, so weiß man im Voraus, was das einzelne Thier treiben wird und treiben kann, und es wiederholt sich Alles; aber bei dem Menschen kommt immer Neues zum Vorschein.

Und je höher die eigene Art des Menschen durch Erziehung ausgebildet ist, desto interessanter ist er.

Sie halten also dafür, Herr Doctor! daß die Eigenthümlichkeit eines jeden Menschen ausgebildet werden soll?

Ja, sagte der Philosoph, nach meiner Ueberzeugung soll jeder einzelne Mensch ein kleiner Gott werden, der seine eigene kleine Welt hat, in welcher er selig und beseligend wirkt.

Diese Worte regten die Gesellschaft mächtig an. Adelheid sah den Philosophen mit leuchtenden Augen an; sie hatte nie so sprechen gehört.

Wenn ich mir nun denke, sagte der Maler, was der Mensch in der gemeinen Wirklichkeit ist, und was er nach Ihren Worten werden soll, dann staune ich über die Größe und Schwierigkeit der Arbeit.

Ich auch, sagte die Hausfrau.

Ich auch, sagte der Hausherr; der Mensch ist fast wie ein Thier und soll ein kleiner Gott werden! Da ist ein weiter Weg zu machen!

Wenn wir in Euer Arbeitszimmer treten, sagte der Philosoph zum Maler, und Ihr zeigt uns die leere Leinwand und die Farbenblasen und sagt, wir sollen nun das Bild des Fräuleins malen, so werden wir uns zurückziehen; Ihr aber werdet es können, weil Ihr ein Künstler seid. So ist es nun mit der Erziehung des Menschen auch; sie ist eine Kunst, welche gelernt werden muß.

Alle stimmten bei.

Stellt Euch nun den Menschen vor, fuhr der Philosoph fort, der noch nicht erzogen ist, so ist er roh und daher unausstehlicher als ein Thier. Das Thier hat den Trieb seiner Art in sich und thut nach diesem Triebe; aber der Mensch ist ein anderes Wesen, es ist Geist in ihm und darum ist er voll Widersprüche und Ausartungen. Es ist gar kein Maß, keine Ordnung, keine Harmonie von ihm zu erwarten. Das ist es, was wir roh nennen; der Mensch ist nicht zu genießen, wie ein roher Kartoffel.

Die Hausfrau nickte Beifall.

Der rohe Mensch läßt sich nicht willig leiten und bestimmen, weil er etwas anderes ist als ein Thier; er ist seiner Anlage nach ein König oder ein kleiner Gott; aber er kann sich auch nicht selber regieren und bestimmen, weil seine sinnlichen Triebe stärker sind als der noch nicht entwickelte Geist. Daher ist er ein Wesen voll Leidenschaften und Leiden, ihm ist eigentlich nur wohl, wenn er betäubt ist. Ist es nicht so?

Ganz so, sagte der Hausherr, die Erfahrung bestättigt es; in jedem Dorfe kann man das sehen; ich selbst hatte solche Knechte.

Ist es Ihnen einmal gelungen, einen solchen rohen Menschen in Ihrem Hause dahin zu bringen, daß er sich selber regieren konnte?

Ja, erwiederte der Gutsbesitzer, mein Hausmaier ist es; ich kann ihm Alles anvertrauen.

Erzählen Sie uns, sagte der Philosoph.

Er kam als ein halbgewachsener Bursche zu mir und

war ganz roh, wie Sie erst gesagt haben. Er kam aus einer rohen Familie. Anfangs konnte weder er es bei uns noch konnten wir es mit ihm aushalten; wir waren uns gegenseitig unausstehlich.

So muß es sein, sagte der Philosoph, sonst kommt man nicht vorwärts.

Adelheid lächelte über diese Bemerkung.

Sie haben ganz Recht, Herr Doctor! sagte der Gutsherr, die Unausstehlichkeit nöthigte zu einer Aenderung. Entweder mußte der rohe Bursche aus dem Hause oder er mußte geändert werden. Ich stellte ihm das vor und redete zu seiner Vernunft.

Das half natürlich nichts, bemerkte der Philosoph. Adelheid lächelte wieder.

Nein, es half nichts, gar nichts, bei einem Ohr ging es hinein und beim andern heraus.

Da hatten Sie eben einen Fehler gemacht, seine Vernunft war noch nicht so stark, daß sie ihn hätte regieren können. Sie werden es wohl am andern Ende angegriffen haben?

Ja, sagte der Gutsbesitzer, ich war genöthigt. Ich sprach mit seinem Vormund, einem tüchtigen Landwirthe, der drohte ihm dann einfach mit einer Zwangsarbeitsanstalt, wenn er bei mir nicht aushielte oder fortgejagt würde. Das schreckte ihn und er hatte Furcht vor mir. Uns war er nun erträglich, aber ihm war das Hiersein fast unerträglich.

Ganz in der Ordnung, bemerkte der Philosoph und Adelheid lächelte wieder vergnügt.

Er gewöhnte sich nun allmälig daran, seine Pflicht zu thun; aber ich wußte, daß er sie nur aus Furcht erfüllte.

Das war Ihnen dann auch allmälig unausstehlich? fragte der Philosoph.

Vortreffliche Menschenkenntniß! rief der Gutsherr aus. Ja so war es. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein Mensch in meinem Hause lebt, der mich nur fürchtet. Da war ja dieser Hund hier mir näher, als der Knecht.

Wie Waidmann merkte, daß von ihm die Rede war, erhob er sich und streichelte mit seiner Pfote den Schenkel seines Herrn. Dieser gab ihm ein Stück Butterbrod.

Wenn Du es bei dem Hund dahin gebracht hast, sagte ich eines Tages zu mir, daß er dich nicht bloß fürchtet, so muß es bei Georg doch auch gelingen. Ich versprach dem Burschen kleine Belohnungen und gab sie ihm. Wenn er die Woche hindurch leidlich sich gehalten hatte, erhielt er irgend etwas. So brachte er nun die Tage zwischen Furcht und Hoffnung hin.

Das war recht, sagte der Philosoph, dazu noch die Gewohnheit und es mußte vorwärts gehen.

Nebenbei, fuhr der Hausherr fort, nahm ich ihn Sonntags vor und er mußte lesen, schreiben und rechnen und ich versprach ihm, wenn er vorwärts käme, wollte ich ihm einen bessern Posten in der Maierei geben. Ich las dann kleine Geschichten mit ihm von Menschen, die sich emporgearbeitet hatten. Er fühlte sich nun nicht mehr so unbehaglich bei uns, wich meiner Frau und Tochter nicht mehr aus, gab Rede und Antwort und war stolz darauf,

wenn meine Frau ihn in die Stadt schickte, Geld anvertraute und wenn er die Einkäufe zur Zufriedenheit gemacht hatte und dann eine kleine Belohnung aus der Küche erhielt. Ich konnte ihm wirklich einen etwas höheren Posten in der Wirthschaft geben und dadurch hatte ich viel gewonnen. Er war nun nicht mehr der Letzte im Hause; er fühlte sich. Dazu kam noch ein Umstand. An seine Stelle kam ein Bursche, der gerade wieder so roh war, wie er selber gewesen war. Dieser war nun ihm unausstehlich. Er wollte sich von ihm gründlich unterscheiden und das trieb ihn vorwärts. Er schloß sich immer mehr an die Sitte des Hauses an. Ich merkte, daß ihm die kleinen Belohnungen nicht mehr viel Freude machten und ließ sie allmälig ausfallen. Die Drohungen waren ohnehin schon lange unnöthig geworden. Als ich einmal mit ihm darüber sprach, daß es ein wahres Elend mit dem neuen Burschen sei, dankte er mir aufrichtig für alle Plage und Mühe, die ich verwendet hatte, um ihn selber aus dem Aergsten, wie er sich ausdrückte, herauszuziehen. Er werde es mir zeitlebens nicht vergessen.

Nun war es gewonnen, er war der Dankbarkeit fähig.

Ja, sagte der Philosoph, jetzt war es freilich gewonnen; nur ein feiner Mensch ist dankbar.

Nach einigen Jahren heirathete mein Hausmaier, Georg war sein Brautführer, wurde sein Nachfolger und ist der verläßlichste Mensch, den ich je in meiner Landwirthschaft gehabt habe. Er ist mir zur Ausführung meines Lieblingsgedankens, der Veredlung alles Lebendigen, eine wesent-

liche Unterstützung. Nützliche Thätigkeit ist ihm so sehr Bedürfniß, wie Wasser und Luft.

Nun, sagte der Philosoph, da ist der Georg in seiner kleinen Welt wirklich ein solcher kleiner Gott geworden, von dem ich erst gesprochen habe.

Wahrhaftig! sagten Alle und freuten sich über die schöne Entwickelung.

9.

Ein Liebesgeheimniß.

Ein prachtvolles Schauspiel entfaltete sich. Im Westen waren am ganzen Horizont schwarze Wolkenmassen aufgethürmt und dazwischen brach die Abendsonne hervor. Die Wolkensäume glühten dunkelroth und weiter gegen Westen sah man ein hellleuchtendes Meer, an dessen Ufern riesige Wolkenberge mit goldener Umsäumung in den blauen Aether sich erhoben. Die weite Haide vor der Gesellschaft auf dem Hügel war sonnigwarm überhaucht und links drüben jenseits des Flusses funkelten die vielen Fenster des Schlosses und der Abtei, daß man kaum hinsehen konnte. Auch in der Stadt flimmerten Fenster. Dann wurden die Wälder am Schlosse drüben rosenroth und violett und der Fluß in weiter Ferne blitzte. Die Thürme der Stadt waren mit rothem Lichte übergossen und die vergoldete Kugel auf dem hohen Pfarrkirchthurme strahlte im reinsten Glanze wie eine kleine Sonne. Alle standen auf und betrachteten schweigend die Wolken, die Berge, die Thürme, die Wälder, die Haide und zuletzt einander, denn

sie waren alle von demselben Rosenlichte verklärt. Wie war Adelheid schön im milden Abendsonnenschein! Der Maler sog diese Erscheinung begierig in seine Seele, die überall die Schönheit suchte.

Das ist reine Thätigkeit, sagte endlich der Philosoph, überall Verklärung, selbst die schwarzen Wolken müssen ihr dienen, ihre Herrlichkeit zu offenbaren, wie die Trübsal in der Welt dem kräftigen Menschengeiste zur Offenbarung seiner Herrlichkeit dienen muß.

Die beiden Gäste wollten mit der Sonne scheiden.

O nein, sagte der Gutsbesitzer, bleiben Sie doch noch bei uns, es ist gar so schön, wenn Menschen einander erfreuen, ich lasse Sie nach dem Abendessen in die Stadt fahren. Sie sollen dann auch meinen Hausmaier kennen lernen.

Bleiben Sie noch hier, sagte die Hausfrau freundlich, ich habe darauf gerechnet und Adelheid hat der Köchin schon Auftrag gegeben. Sie sollen ein Huhn aus unserem Hofe und Kartoffeln aus unserm Acker mit uns essen.

Die Gäste versprachen zu bleiben. Die Hausfrau ging in die Küche; Adelheid durfte noch bleiben, bis sie gerufen würde; man ging im Blumengarten herum; der Gutsherr mit dem Maler, der Philosoph mit dem Mädchen. Diese gesunde Blume der Haide hatte auf den Philosophen einen erquickenden Eindruck gemacht; er betrachtete sie mit Wohlgefallen und sprach in der kindlichsten Weise mit ihr. Adelheid empfand das reinste Vergnügen an der Seite dieses kräftigen und offenen Mannes, der durch seine Worte alle Dinge herum verklärte, wie vorhin die Abend-

sonne gethan hatte. Sie führte ihn an mehrere Blumenbeete, zur Laube, und zuletzt unter das Fenster ihres Zimmers, wo einige Sonnenblumen standen. Hier blickte sie dem Philosophen fragend in die Augen; sagte aber nichts. Der Philosoph war erstaunt. Er wußte sich den Zusammenhang nicht zu erklären. Sie hatten doch den ganzen Nachmittag von der Sonnenblume nichts gesprochen. Woher wußte das Mädchen, daß er diese Blume vor allen andern liebe, und wie kam sie dazu, gerade unter ihrem Fenster diese Blumen zu haben, die doch sonst im Ziergarten nicht beliebt sind?

Er sah Adelheid fragend an.

Ei, mein Herr Philosoph! sagte sie lächelnd und ihre Grübchen traten hervor, hier steht Ihr Verstand still, nicht wahr?

Wahrhaftig, sagte der Philosoph, hier bin ich mit der Philosophie am Ende.

Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit nahm Adelheid die Miene eines Gelehrten an und sagte: Hier sind zwei Fragen zu beantworten. Erste Frage: Wie kommt dieses Mädchen auf der Haide dazu, zu wissen, daß ein fremder Mann die Sonnenblume vor allen andern Blumen liebt, da sie ihn doch nie gesehen und gesprochen hat? Zweite Frage: Wie kommt das Mädchen auf der Haide dazu, diese sonst so geringgeschätzte Blume als ihren Liebling vor ihrem Fenster zu haben? Sind die Fragen richtig gestellt, mein gelehrter Herr?

Ganz richtig, mein Fräulein! sagte der Philosoph lächelnd, Sie haben mir dieselben aus dem Kopfe ge-

nommen. Aber die Antworten dazu liegen nicht in meinem Kopfe.

Was die erste Frage anlangt, fuhr Adelheid ernsthaft fort, so kann sie mit Hülfe eines Kieselsteines beantwortet werden.

Der Philosoph dachte lange nach, ihm fiel der Briefbeschwerer mit dem Bilde nicht ein. Adelheid war hocherfreut. Sie klatschte die Hände zusammen.

Siehe da! sagte sie, wie undankbar es ist, einem Philosophen ein Geschenk zu machen. Ich will es Ihrem Begleiter sagen.

Jetzt ging dem Philosophen ein Licht auf.

Nun weiß ich Alles, sagte er, Ihr Vater hat wahrscheinlich den Stein beim Maler gesehen und Ihnen davon erzählt; die erste Frage ist glücklich beantwortet.

Ja, sagte Adelheid, nachdem ich Ihnen auf die Spur geholfen hatte. Nun aber die zweite Frage, wie steht es mit dieser? Diese Blumen stehen doch nicht erst seit der vorigen Woche, in welcher der Stein bemahlt wurde, hier. Sie haben meine Vorliebe für diese Blumen nicht erst hervorgerufen; ich habe sie schon zwei Jahre.

Helfen Sie mir auf die Spur, sagte der Philosoph.

Ich will es thun, sagte Adelheid, wenn Sie mich dafür belohnen.

Mit Vergnügen, mein Fräulein! worin soll die Belohnung bestehen?

Sie sollen mir den Namen des Dichters eines Liedes ausfindig machen.

Welches Liedes?

Das ich Ihnen einmal singen will und das Ihnen auch auf die Spur helfen soll, die zweite Frage zu beantworten.

Den Namen eines Dichters ausfindig zu machen, sagte der Philosoph, sollte nicht zu schwer fallen. Singen Sie gleich heute das Lied.

Nein, sagte das Mädchen, es muß Sonnenaufgang sein, es ist ein Morgenlied; Sie müssen einmal früh kommen.

Es ward Zeit zum Essen; sie gingen in das Haus und zu Tisch.

Die Gesellschaft war in heiterer Stimmung. Adelheid hatte der Mutter ihr Erlebniß mitgetheilt.

Die Gäste brachen auf. Vater, Mutter und Adelheid begleiteten sie bis an das Gartenthor. Der Springbrunnen warf lauter Diamanten in die laue Luft, die von den Nachtviolen des Gartens lieblich duftete.

Alle nahmen herzlich Abschied; die Gäste mußten versprechen, wieder zu kommen und zwar Vormittags; man trennte sich am Thor.

10.

Eugen Wolkenburg.

Der Maler fand einen Brief auf seinem Tische. Er kam aus der Residenz von der Wittwe seines verstorbenen

Jugendfreundes. Sie schrieb über ihren Sohn Eugen, einen jungen Mann von achtundzwanzig Jahren. Eugen war ein reichbegabter Geist mit einem tiefen Gemüthe, er hatte sich mit großer Begierde in verschiedenen Wissenschaften abgemüht, aber nirgends Befriedigung gefunden. Zumeist hatte er sich in die Weltweisheit vertieft, sich bald in das Leben gestürzt, dann wieder in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen. Nirgends hatten sein Geist und Herz Ruhe gefunden; beide waren nun verdüstert und seine Gesundheit leidend. Er floh die Menschen und glaubte in der Verneinung des Lebens wenigstens einige Ruhe zu finden. Der Arzt hatte ihm gerathen, an einem See, wenige Stunden von Wellenstadt entfernt, in der frischen Luft sich aufzuhalten, damit seine Nerven gestärkt würden. Die Mutter Eugens benachrichtigte den Maler, daß Eugen auf seiner Durchreise ihn aufsuchen werde und bat ihn, sich seiner annehmen zu wollen. Sein armes Herz, schrieb sie, ist so empfänglich für Liebe und Freundschaft, aber sein düsterer Geist läßt keinen Sonnenstrahl in dasselbe dringen. Er hält sich und alle Menschen für unglückliche Wesen, denen es besser wäre, gar nicht da zu sein. Sein Wesen ist wie eine kalte Winternacht im Mondlicht.

Dich hat ein guter Stern in unsere Gegend geführt, sagte der Maler, während er den Brief auf seinen Arbeitstisch legte, ich hoffe, du wirst genesen.

Da wurde geschellt. Der Maler öffnete selber, da Niemand im Hause mehr wachte. Eugen stand vor ihm; er war bereits Abends da gewesen. Er wollte jetzt einen Gang in der Mondnacht machen, sah noch Licht und er-

laubte sich zu schellen, da er besorgte, der Maler möchte morgen einen Ausflug in die Umgegend vornehmen.

Der Maler grüßte ihn freundlich, sie stiegen die Treppe hinauf in das Arbeitszimmer des Malers.

Eugen sah leidend aus; sein geistreiches Gesicht mit den ernsten ja traurigen Augen verrieth seine verdüsterte Seele. Seine hohe breite Stirne, von welcher das reiche Haar zurückgestrichen war, zeugte von großer Denkkraft. Er war von mittlerer Größe, sein Nacken etwas gebeugt vom Lampenstudium und von der Last seiner schwermüthigen Gedanken. Seine einfache dunkle Kleidung entsprach dem ganzen Wesen Eugens, dem der Leib eine Last war. Aber auf diesem Gesichte spiegelte sich doch auch ein sanftes liebefähiges Herz. Der Maler betrachtete Eugen mit inniger Theilnahme. Er sprach mit ihm über die Schönheit der Gegend am See und lenkte das Gespräch von der Natur auf die Kunst.

Sie sind ein fertiger Zeichner, Eugen! sagte er, Sie müssen sich um einige kräftige Modelle am See und in den Bergen umsehen. Sie müssen auch Menschen zeichnen.

Eugen sprach seinen Zweifel aus, ob er öfter mit Menschen verkehren werde.

Warum nicht, Eugen?

Ihre Begierde nach dem Dasein macht mich traurig; ihr ewiger Umtrieb verursacht mir Qual; ich kann auch mit ihnen nicht umgehen.

Sehen Sie diesen Holzknecht da an, Eugen!

Der Maler zeigte auf ein kleines Oelgemälde an der Wand.

Mit diesem Stanis da habe ich manchen Abend in seiner Waldhütte bestens zugebracht. Unter dieser braunen groben Lodenjoppe schlägt ein edles Herz.

Eugen betrachtete das Gemälde schweigend.

Ich will Sie mit ihm bekannt machen, sagte der Maler, wenn ich Sie besuche. Wann reisen Sie nach Tiefensee?

Morgen Nachmittag.

Dann komme ich morgen Vormittag zu Ihnen und führe Sie zu einem Manne, der Sie hoffentlich Ihr ganzes Leben hindurch lebhaft interessiren wird.

Eugen nickte dankbar. Er empfahl sich, der Maler begleitete ihn mit dem Lichte zur Hausthüre und drückte ihm die Hand.

11.

Eine Mondnacht.

Eugen ging zum Stadtthor hinaus, dem Berge zu, dann stieg er auf einem schmalen Wege zu einer verfallenen Kapelle hinauf, setzte sich auf einen Stein, sah lange auf die mondbeleuchtete Stadt hinab, dann sagte er:

Da schlafen sie nun unten, und träumen von Arbeit, Sorgen und kleinen Freuden. O die armseligen Menschenwesen! Sie sind noch Sclaven der Begierde nach dem Dasein voll Arbeit und Mühe, weil ihnen die Erkenntniß nicht aufgegangen ist, daß Alles nichtig und eitel ist. Ich bin vielleicht der Einzige in dieser Stadt, der den Willen zum Dasein verneint, weil ich die Einsicht

gewonnen habe, daß wir alle nur leidende Wesen sind und Alles uns nur Leiden verursacht. Was ist denn unser Leben? Ein Traum und nicht mehr. Das Tagesleben ist nicht mehr werth als das Leben im Traume. Das Beste ist der tiefe Schlaf ohne Traum; der Schlaf, in welchem man weder um die Welt noch von sich selber weiß, sondern nur ruht, ja gleichsam gar nicht mehr ist; dieser ist das höchste Gut auf Erden; er ist das Sinnbild der ewigen Ruhe im Nichts, im Nirvana. O! und die Menschen sind so blind und kehren die ganze Ordnung um; anstatt alle Sehnsucht nach dem Dasein zu verneinen, schwingen sie das Lebensrad in Einem fort und wollen noch gar unvergängliches Leben. Ich fühle mich unter diesen Wesen höchst unglücklich und preise diejenigen, welche sich ganz von ihnen zurückgezogen haben. Ich hoffe dieses Ziel noch erreichen zu können. Ich habe das Leben und seine Lust kennen gelernt; es ist nichts als Schaumwein, der berauscht und dann Eckel erzeugt. Um den Eckel zu vertreiben muß der Mensch wieder genießen und so kommt er aus dem qualvollen und langweiligen Umtriebe nicht heraus. Seitdem ich das einsehe, seitdem ich ein Erleuchteter, ein Buddha geworden bin, hat das Leben allen Werth und Reiz für mich verloren und sehne ich mich nach der ewigen Ruhe in dem Nichtsein.

Dann schwieg er und sah wieder lange auf die mondbeglänzte Stadt hinab. Auf seinem blassen Gesichte lag tiefe Schwermuth.

Nachdem er lange so gesessen, stand er auf und ging langsam auf dem Bergrücken hin einigen Häusern zu, an

denen die Landstraße nach der Stadt vorbeiführte. Vor einem Wirthshause standen zwei schwerbeladene Frachtwägen, in der Stube war noch Licht. Ein Fuhrmann im blauen Kittel mit hohen bestaubten Stiefeln trat eben heraus und sah nach seinem Wagen. Eugen hatte halblaut mit sich selber gesprochen; der Fuhrmann bezog es auf sich und sagte:

Was wollt Ihr?

Eugen erschrak und sagte etwas barsch: Ich habe mit Euch nicht geredet.

Mit wem denn? frug der Fuhrmann, mit Eurem Schatten?

Ja, sagte Eugen, Ihr habt Recht, wir sind selber nur Schatten.

Dem Fuhrmann kam diese Rede höchst ergötzlich vor.

Ihr seht wohl wie ein Schatten aus, sagte er, und redet wie ein Schatten, sagt! wo habt Ihr denn Euer lebendiges Wesen gelassen? Das liegt wohl daheim im Bett und schnarcht?

Armer Mann! sagte Eugen, Ihr habt Euer eigenes Wesen noch nicht kennen gelernt, Ihr steckt noch tief in der Begierde nach dem Dasein; Ihr müßt wieder kommen.

Wohin? frug der Fuhrmann.

Auf diese Welt.

Als was?

Vielleicht wieder als Fuhrmann, sagte Eugen.

Meinetwegen, sagte der Fuhrmann lachend, wenn ich nur nicht als das kommen muß, was Ihr seid, ein trauriger Schatten. Gute Nacht!

Gute Nacht! erwiederte Eugen und ging fort. Der Fuhrmann sah ihm einige Zeit nach, dann ging er in die Wirthsstube und erzählte sein Zwiegespräch, was allgemeine Heiterkeit erregte.

Dem geht's offenbar zu gut auf der Welt, sagte ein älterer Fuhrmann, wenn er den ganzen Tag auf der schlechten Landstraße gefuhrwerkt hätte, ging er nicht im Mondschein herum wie ein Gespenst, er wär zu müd dazu.

Hast Recht, Hans, sagte sein Kamerad, die Plag und Arbeit hat doch auch ihr Gutes, ich möcht mit dem Menschen nicht tauschen und wenn er der Prinz Pamphili wär.

Die Fuhrleute tranken ihren Krug Bier aus, der Hausknecht brachte Stroh in die Stube und warf Decken darüber; die Fuhrleute schliefen in wenigen Minuten auf diesem Lager fest ein.

Eugen ging in die Stadt. Er war unangenehm berührt von den Reden des Fuhrmannes, so wenig er es sich gestehen wollte. Er wollte den Fuhrmann demüthigen und war selber gedemüthigt worden. Der Mann hatte die Bezeichnung Schatten auf seine äußere Erscheinung angewendet, anstatt auf den tiefen Sinn einzugehen. Es verfolgte ihn der Gedanke, daß er wie ein Schatten aussehe und spreche. Er konnte lange nicht einschlafen.

12.

Ein Besuch.

Am andern Morgen in aller Frühe saß der Maler am Schreibtische und schrieb an Herrn Sonnenberg: Ver-

ehrter Freund! Um zehn Uhr bringe ich Euch einen Kranken aus der Residenz, welcher die Sonne flieht. Seid so gut, bleibt zu Hause und erforscht die Ursache seines Leidens, damit wir ihn zur reinen Thätigkeit erziehen und eine Sonnenblume aus ihm machen. Lebt wohl! Johann Fischhorn.

Dieses Briefchen schickte er um acht Uhr zum Philosophen.

Um halb zehn Uhr besuchte er Eugen im Gasthofe. Dieser sah sehr müde aus und hatte eben erst gefrühstückt. Der Maler lud ihn ein, den Besuch bei dem Freunde zu machen.

Wo wohnt der Herr? frug Eugen.

Da drüben in dem Burggäßchen, sagte der Maler, in dem kleinen Hause eines Schuhmachers.

Eugen war verwundert.

Wer ist der Herr? frug er; er ist wohl sehr arm?

O, sagte der Maler, er ist so reich, daß er Jedem geben kann, der zu ihm kommt.

Als es zehn Uhr schlug, traten sie in das kleine Häuschen, stiegen die schmale hölzerne Treppe hinan und traten in das niedere weißgetünchte Zimmer des Philosophen mit den altmodischen Masermöbeln. Herr Sonnenberg empfing sie, lud sie zum Sitzen ein und Eugen war verblüfft, daß der Mann that, als wären sie schon längere Zeit bekannt.

Ein langes schmales Bild an der Wand zog die Aufmerksamkeit Eugens auf sich. Er war ganz hingerissen. Seine Augen leuchteten und Röthe überzog sein blasses Gesicht.

Das ist ja Buddha! rief er aus.

Ja, sagte der Philosoph, ein Reisender, welcher in Tibet war und wußte, daß ich mich sehr für die Lehre Buddhas interessire, schenkte mir zwei solche Bilder. Ich kann Ihnen eines derselben überlassen, wenn Sie daran Freude haben.

Eugen war hoch entzückt. Er hielt den Philosophen für einen Buddhisten und wurde zutraulicher.

Ich wohnte einen Winter in einem ganz einsamen Hause, sagte der Philosoph, da beschäftigte ich mich vorzugsweise mit der Lehre Buddhas und mit der Einrichtung seines Ordens. Ich habe damals unter Anderem auch einige Gedichte über diesen Gegenstand geschrieben und war im Begriffe, das Leben und den Tod Buddhas als ein Schauspiel zu behandeln. Es mögen noch einige Bruchstücke dort im Schranke liegen.

O Herr Doctor! sagte Eugen, Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir diese Gedichte und die Bruchstücke zum Durchlesen anvertrauen wollten.

Sehr gerne, erwiederte der Philosoph, stand auf, öffnete einen Schrank, nahm ein Bündel Schriften heraus, legte es auf den Tisch, löste die Schnur, blätterte und legte mehrere Blätter auf die Seite.

Eugen sah sie begierig an.

Leset uns doch ein kleines Stück vor, sagte der Maler.

Das kann unser junger Freund thun, erwiederte der Philosoph, dieses Gedicht ist sehr leserlich geschrieben.

Eugen war bereit. Er nahm das dargebotene Blatt, warf noch einen Blick auf das Bild Buddhas an der Wand und las.

Nicht mit Opfern und Gebeten
Kannst Du Götter je bezwingen,
Dich muß eig'ner Geist erretten
Aus des Erdendaseins Schlingen.

Mußt um Bodhi kräftig werben!
Bodhi nur kann Dich erretten
Von dem Leben, von dem Sterben,
Von der Furcht, der Hoffnung Ketten.

Darfst auf Brahma nicht vertrauen!
Wirf sie fort die Götter alle!
Du mußt die Natur durchschauen,
Dann bist frei mit Einem Male.

Bodhi lehrt als Geist Dich fassen,
Unterschieden von Natur;
Bodhi lehrt das Dasein hassen,
Das dem Geiste Strafe nur.

Wie der Vogel zu den Schlingen,
Wenn er einmal sie erfuhr,
Nicht durch Lockung mehr zu bringen;
So der Geist zu der Natur.

Nicht die Maja — nur die Geister,
Die noch an dem Dasein hangen,
Sind des Baues arme Meister —
Können nie zur Ruh' gelangen.

Sind die Bande all' vernichtet,
Die Dich an das Leben binden,
Ist Dein Tagewerk verrichtet,
Wirst im Tode Ruhe finden.

Brahma nicht kann Dich erretten,
Er ist selbst an's Rad gebunden —
Nicht mit Buße und Gebeten
Wird Erlösungspfad gefunden.

Aus der Qual des Erdenslebens
Mußt Du selbst den Ausweg finden —
Mit der höchsten Kraft des Strebens
Lust am Dasein überwinden.

Eugen gab das Blatt dem Philosophen zurück. Dieser legte es zu den übrigen Blättern, gab alle dem jungen Manne und sagte: Lesen Sie dieselben durch und bringen Sie sie mir wieder, wir wollen dann darüber mehr sprechen.

Eugen nahm die Blätter mit Dank und steckte sie ein.

Es war Zeit zum Mittagessen. Der Maler und Eugen brachen auf.

Nun Eugen! sagte der Maler auf dem Wege, welchen Eindruck hat der Mann auf Sie gemacht?

Den tiefsten Eindruck, erwiederte Eugen, mir war immer, als ob er in meiner Seele wie in einem offenen Buche gelesen hätte. Ich möchte ihn wohl öfter sehen und mit ihm umgehen können.

Dafür lassen Sie mich sorgen, sagte der Maler, ich bin überzeugt, daß Sie ihm noch näher kommen werden; er zieht an, wie der Magnet das Eisen.

Ja wahrhaftig! sagte Eugen, Sie haben das treffendste Bild gewählt. Ich werde mit den Blättern bald wieder hier sein; es wird mir keine Ruhe lassen.

13.

Eugen in Tiefensee.

Wir wollen Eugen an den See begleiten, wo er genesen soll. Er kam Abends in dem reizenden Städtchen an, das am Ufer des Sees liegt und das durch einen kleinen Dampfer mit dem am entgegengesetzten Ufer liegenden Dorfe in Verbindung steht. Außerdem sieht man noch viele Fahrzeuge auf dem grünen Wasserspiegel. Links ragen am langen Ufer stolze Berge hoch empor, rechts sind grüne Matten, Fischerhütten, und nicht weit vom Ufer auf einer Felseninsel mit vielen Bäumen ein kleines Kloster mit einer prachtvollen Kirche.

Eugen bezog die Wohnung, welche für ihn bereits vor mehreren Tagen gemiethet worden war, in einem schönen Hause vor dem Landungsplatze mit der Aussicht über den ganzen See mit allen seinen Ufern. Das Haus gehörte einem Bäckermeister mit zahlreicher Familie, der eine kleine Weinschenke hielt, welche meist nur von Bekannten besucht wurde. Es war rühriges gesundes Leben im Hause, was Eugen anfänglich unangenehm berührte. Er hätte lieber einsam in einem einsamen Häuschen dort in der Nähe des Klosters gewohnt. Die Wohnung bei dem Bäcker war aber bereits für mehrere Wochen gemiethet und Eugen wollte seiner Mutter keinen Kummer verursachen; so bezog er denn die Wohnung und trat eben in sein Zimmer, als die Sonne die Gipfel der Berge rosig färbte. Er sah zum erstenmale das Alpenglühen. Er blieb so lange am Fenster, bis der Mond heraufkam. Sein erstes Licht warf

er auf das Kloster an dem linken Ufer; eine helle Straße von Licht zog über den ganzen See von dem linken zum rechten Ufer, bis an das stille Kloster.

Eugen wurde von tiefer Sehnsucht nach dem Philosophen ergriffen. Der sollte nun hier sein, mit ihm könnte er über die klösterliche Stimmung der Natur und seiner Seele sprechen und würde verstanden.

Er zog die Blätter, welche ihm der Doctor gegeben hatte, aus der Tasche und versuchte im Vollmondlichte zu lesen; es gelang und Eugen las mehrere Blätter.

14.

Am Morgen.

Als Eugen am andern Morgen erwachte, aufstand und die geschlossenen Läden öffnete, wurde er von dem Lichtstrom fast geblendet, welcher ihm entgegenwallte. Der See war lauter Licht, die Insel mit dem Kloster, die Matten am rechten Ufer glänzten im Sonnenschein, lieblich blauer Rauch wirbelte aus den Fischerhütten in die frische Luft empor.

Vor seiner Wohnung am Hause war reges Leben, Fische und Gemüse wurden auf den Marktplatz gebracht, am Landungsplatze standen Schiffer mit Kähnen zur Abfahrt bereit; auch große Frachtschiffe mit Segeln; der kleine Dampfer schnaubte vor Begierde, auf die goldige Straße hinauszutoben; Herren und Frauen standen auf dem Verdecke und zeigten sich die herrlichen Erscheinungen; Kinder jauchzten und warfen flache Steine geschickt auf die

Oberfläche des Wassers hin, daß goldene Funken aufblitzten.

Eugen wurde von der Sehnsucht ergriffen mitzuleben. Die frische Morgenluft hatte seine Nerven gestärkt. Der Sonnenschein wirkte ermunternd auf seine junge Seele. Er erinnerte sich daran, daß der Fuhrmann ihn einen Schatten genannt hatte. Sein Blick fiel auf die Blätter mit den buddhistischen Gedichten voll trüber Verneinung alles Willens zum Dasein. Er dachte wieder an den Philosophen und an den Maler.

Jetzt geht mir auch eine Sonne auf, sagte er, Fischhorn ist ein Mann, den alles Lebendige anzieht, er findet die Holzknechte interessant, und ist unermüdlich thätig in der Kunst. Und derselbe Fischhorn sagt, daß der Doctor, sein Freund, ihn anzieht, wie der Magnet das Eisen. Auch ist das Wesen der beiden Männer wie dieser Morgen, nicht wie die Mondnacht; zu ihnen hätte der Fuhrmann nicht gesagt: Ihr seht wie ein Schatten aus.

Eugen dachte wieder nach.

Ha, sagte er dann, jetzt begreife ich es. Der Maler und der Doctor haben mich durchschaut, darum hat mich jener zu diesem geführt und dieser mir diese Blätter gegeben, um mir auf zarte Weise zu beweisen, daß er einst dasselbe gefühlt habe, was ich fühle. Er hat es aber überwunden, das ist mir klar, er ist von der Mondnacht zum Sonnenmorgen durchgedrungen. O! vielleicht kann auch ich durchdringen!

An seine Thür wurde geklopft. Er öffnete. Ein blonder frischer Knabe von etwa sechs Jahren, des Bäckers jüngstes Söhnchen, trat ein und sagte: Die Mutter läßt Dich fragen, wann Du zum Frühstück kommen willst?

Der Kleine kam eben zur rechten Zeit. Eugen sah dem heiteren Knaben in die schönen braunen Augen und streichelte seine vollen festen Backen.

Hast Du schon gefrühstückt? frug er den Knaben.

O! schon lang, erwiederte der kleine Leopold, ich habe schon Semmeln ausgetragen und bin schon auf dem Dampfschiff gewesen.

Sag Deiner Mutter, ich will gleich kommen.

Ja, sagte der Knabe, und trabte die Treppe hinunter, komm aber bald!

Gleich erwiederte Eugen. Er lächelte. Es war das erstemal, daß er auf diese Weise aufgefordert wurde zum Frühstück zu kommen. Er kleidete sich rasch an, wusch sich und stieg die Treppe hinunter in das Wohnzimmer, wo ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren beschäftigt war.

Sie möchten in das Seitenstübchen kommen, sagte Elise, dort ist für Sie gedeckt.

Eugen ging in das Stübchen und war angenehm überrascht. Auf dem blendend weißen Tischtuche glänzte das Geschirr, in der Mitte stand ein duftiger frischer Blumenstrauß, den der kleine Leopold eben betrachtete. Er kniete auf einem Stuhle und war ganz vertieft in die Schönheit der Blumen.

Elise wollte den Knaben entfernen.

O lassen sie ihn bei mir, sagte Eugen, er stört mich gar nicht.

So mußt Du Dich setzen, sagte Elise, und fein ruhig sein, so gut Du kannst.

Kann's schon, sagte der Knabe stolz, setzte sich ernsthaft auf den Stuhl, legte sich mit beiden Armen auf den Tisch und sah zu, wie Eugen den Kaffee einschenkte. Eugen dachte an einen Engelkopf in der berühmten Sixtinischen Madonna von Raphael.

Elise brachte frisches Wasser in einem Glase auf einem bemalten Teller und stellte es auf den Tisch. Sie war eine angenehme Erscheinung, schlank mit rundem Gesichte, gescheiteltem blondem Haar, anmuthigen schüchternen Bewegungen. Ein blaues Kattunkleid mit weißer Schürze kleidete sie gut.

Eugen bewunderte gegen Elise die frischen Blumen. Ein sanftes Roth überflog ihr Gesicht.

Sie hat's geholt, sagte der Knabe.

Es ist bei uns so Sitte, sagte das Mädchen, den Gästen Blumen auf den Tisch zu stellen.

Eugen zog eine Cigarrentasche heraus; Elise ging um Licht. Eugen zeigte dem Knaben die Stickerei auf der Tasche. Er besah sie mit Vergnügen; es war ein Pudel unter einem Baume. Eugen fühlte sich in dem Seitenstübchen sehr behaglich; die warme Sonne drang durch die Blumen an den vergitterten Fenstern herein und geschäftige Bienen kamen, um den Honig vom Blumenstrauße zu holen.

Eugen ging in seine Wohnung, um seiner Mutter und Schwester zu schreiben. Dann nahm er seine Mappe und ging dem Ufer entlang, nicht um zu zeichnen, sondern um nachzudenken. Nach Tisch wollte er auf einem Kahne das Kloster auf der Insel besuchen.

15.

Drei Freunde.

An demselben Vormittage suchte der Maler den Philosophen auf und schloß sich ihm auf seinem Spaziergange an. Sie setzten sich dann in einen Garten, welcher zu einem ehemaligen Kloster gehört hatte und ließen sich Wein bringen.

Ihr hofft also, daß der junge Mann zur reinen Thätigkeit kommen werde? frug der Maler.

Ja, antwortete Herr Sonnenberg. Er wird noch manche Wandlung erfahren, aber das ist gut, er wird dann um so sicherer thätig bleiben.

Kommt Euch das nicht bedenklich vor, daß er für die Buddhistische Lehre so sehr eingenommen ist? Diese Lehre geht ja, so viel ich von derselben weiß, auf gänzliches Absterben für diese Welt hinaus?

Seid ohne Sorge, sagte der Philosoph, für die Buddhistische Lehre schwärmen ist leichter als sie in Wahrheit und Wirklichkeit befolgen. Dieses erfordert große Geisteskraft; jenes ist wohlfeil und ist eben in der Gegenwart in Deutschland modern, wie es auch so kommen mußte.

Erklärt mir das, sagte der Maler.

Ihr wißt ja, was ein Deutscher von seinen Landsleuten gesagt hat, daß der Deutsche wie der betrunkene Bauer ist; hilft man ihm auf einer Seite auf den Gaul, so fällt er auf der anderen Seite hinab. Vor nicht gar langer Zeit war es in Deutschland Mode, Alles gottvoll, das heißt, Alles voll von der Gottheit zu finden. Jeder Käfer war göttlich und in jedem Abendlüftchen hauchte den Deutschen die lebendige Gottheit selber an. Der Professor und der Handlungsreisende riefen beim Sonnenuntergang aus: Das ist gottvoll! Der Deutsche war offenbar selber so voll von der Gottheit, daß er Gottbetrunken war, was natürlich alle sittliche Kraft lähmen mußte. Der Gott in dem Deutschen trieb ihn, wie die Biene und den Schmetterling.

Das ist wahr, sagte der Maler, ich habe das miterlebt.

Wer nicht mitschwärmte, fuhr Herr Sonnenberg fort, und nicht Alles gottvoll finden konnte, der wurde verachtet. Er ist ein Werktagsmensch, sagten sie, wir sind Feiertagskinder. Es ging einem solchen, wie dem Nüchternen unter betrunkenen Schwärmern. Aber ein solcher Rausch reichüberdrängter Stunden dauert nicht. Und nun fiel der Deutsche auf der andern Seite vom Gaul. Jetzt ist von Gott keine Spur mehr, er ist gar nirgends mehr, weder im Himmel noch auf Erden. Alles ist jetzt jammervoll und nichtig und es wäre am besten, wenn gar nichts wäre. Wenn sich der Deutsche vorher aufgebläht hat zu einem gottvollen Wesen, so möchte er jetzt zusammenschrumpfen zu einem Nichts. Der Deutsche hat seine Gött-

lichkeit zu stark genossen, jetzt ist er blasirt. Wenn ihm jetzt Jemand davon sagt, daß Gott dennoch ist, zwar nicht in der Welt, wie er vorher geschwärmt hat, sondern über der Welt und sie anzieht, dann sieht man ihn wieder mitleidig an, als einen, der zurückgeblieben ist in der Einsicht. So steht es mit dem Deutschen in der Gegenwart und auch mit unserem jungen Manne Eugen.

Da steht es aber ziemlich schlimm, sagte der Maler.

Nein, erwiederte Herr Sonnenberg, seid unbesorgt, wir werden ihn herausbringen.

Erlaubt mir meine Verwunderung darüber auszusprechen, sagte der Maler, daß Ihr Eugen Gedichte von Euch gegeben habt, welche ihn in seiner Ansicht bestärken werden, da Ihr auf ihn einen außerordentlichen Eindruck gemacht habt.

Diese Gedichte werden zu seiner Heilung beitragen, erwiederte Herr Sonnenberg.

Wie?

Seht, sie führen ihn in den Kern der Buddhistischen Lehre ein, welche gänzliche Abtödtung aller Wünsche fordert, nicht blos in Worten, sondern in der nackten, gemeinen Wirklichkeit mit der That. Da wollen wir dann sehen, ob er auch Ernst machen will; ich denke, er wird es so machen wie diejenigen, welche immer von Selbstmord sprechen. Wenn Ihr sie auf die Brücke führt und hinabspringen heißt, thun sie es nicht und erhalten lieber ihr Leben durch harte Arbeit. So wollen wir es auch mit Eugen machen.

Der Maler war über das energische Heilmittel erfreut.

Glaubt es, sagte der Philosoph, er hat das Aeußerste bereits überstanden, die Krisis ist schon vorüber; die Welt hat gewiß schon wieder einigen Reiz für ihn.

Aber dann wird er vielleicht wieder auf der andern Seite vom Gaul fallen und gottvoll werden?

Nicht mehr so überschwänglich, erwiederte Herr Sonnenberg, wir werden ihn von dort weg leichter auf den Gaul zum Sitzen und Reiten bringen. Er muß eine Sonnenblume werden, welche Oel erzeugt. Die Wurzel ist gut.

Die beiden Männer verabredeten sich, nach einigen Tagen Eugen zu besuchen. In der Gartenallee kam ein Mann auf sie zu.

Seht, rief der Maler, das ist unser freundlicher Gutsbesitzer von dem Haidehof.

Er kam mit heiterem Gesichte auf sie zu.

Glückliches Zusammentreffen, sagte er, ich warf im Vorbeigehen einen Blick in den Garten und sehe Sie sitzen. Freut mich sehr, meine Herren! Sie zu sehen. Ich will der Dritte im Bunde sein.

Er ließ sich ein Fläschchen Wein und Brod bringen.

Ich bin etwas langsam gegangen, sagte er, und habe einen Umweg gemacht, da bin ich hungrig und durstig geworden. Nicht wahr, der Garten ist wie geschaffen zum freundschaftlichen Austausch und der Wein ist erträglich?

Wir sitzen hier wie in Epikurs Garten, sagte der Maler, es fehlt gar nichts.

Meine Frau und Tochter werden aber auf die Wirthin eifersüchtig werden, sagte der Gutsherr. Apropos, Herr Doctor! Adelheid läßt Sie an ein Geheimniß erinnern. So trug sie mir auf, wenn ich Sie sehen sollte.

Das dem Fräulein hoffentlich keinen Kummer verursacht?

Nein, wahrhaftig nicht, Herr Doctor! das Gegentheil. Als sie mir den Auftrag gab, war sie gar sehr heiter. Ich neckte sie und wollte das Geheimniß wissen. Nein, nein, sagte sie und rieb sich die Hände, aus dem wird nichts, Väterchen, ich bin alt genug um ein Geheimniß haben zu können, und was müßte sich der Philosoph von mir denken, wenn ich es nicht bewahren könnte?

Es ist ein Liebesgeheimniß, sagte der Philosoph leicht lächelnd.

Was? ein Liebesgeheimniß! rief der Gutsherr voll Erstaunen aus.

Gewiß, sagte der Philosoph, es ist nichts anderes.

Mir steht der Verstand still, sagte der Gutsherr.

Mir steht er auch still, bemerkte der Philosoph, bis ihn Adelheid wieder aufzieht. Sagen Sie gefälligst dem Fräulein, daß ich morgen hoffentlich vor Sonnenaufgang mich einfinden werde.

Das wird immer geheimnißvoller, sagte der Gutsherr.

Der Maler lächelte vergnügt.

Ihr sollt als Zeuge mitkommen, Herr Fischhorn! sagte der Philosoph, Ihr seid ohnedies bei dem Geheimniß betheiligt.

Wird immer geheimnißvoller, sagte der Gutsherr.

Und Sie, Herr Birkenfeld! sollen dann die ganze Zeche bezahlen, denn Sie sind auch bei dem Geheimniß betheiligt.

O das ist ein unschuldiges Liebesgeheimniß, rief der Gutsherr aus, bei dem wir alle drei betheiligt sind. Ich freue mich darauf, die Zeche bezahlen zu dürfen. Kommen Sie zum Frühstück?

Wie gesagt, vor Sonnenaufgang.

Die drei Männer waren in der heitersten Stimmung und ließen sich den Wein schmecken.

16.

Die Sonnenblume.

Sehr früh Morgens wanderten Herr Sonnenberg und Herr Fischhorn zum Stadtthor hinaus auf die Haide. Die Luft war rein, der Himmel dunkelblau, im Osten über den dunklen Tannenwäldern breitete sich am Horizonte jenes der Sonne vorauseilende zarte Licht aus, das aus der Seele die dunklen Nachtgedanken vertreibt und mit Hoffnungen für der Tag erfüllt. Von der Abtei drüben am Berge tönte das Morgenleuten herüber auf die Haide, von welcher sich die schmetternden Lerchen wirbelnd in den reinen Aether erhoben, wie der Rauch in der Ferne von dem Haidegut.

Alles strebt nach Oben, sagte der Maler, die Wesen der Natur zum Lichte und die Menschengeister zu Gott.

Und auf der anderen Seite seht ihr das Herniederleuchten des Himmels, wodurch er die Wesen weckt und

mit Sehnsucht erfüllt. Wenn sich Nacht über die Erde breitet, da legen sich die Wesen nieder, verkriechen sich und versinken in sich selber, in Schlaf und Traum, sie werden vorübergehend todt; wenn aber der Tag kommt feiern sie ihre Auferstehung und Himmelfahrt. Dann kommt die Sonne und übergießt alle Wesen mit dem Aether des Lebens, daß sie arbeiten und Frucht bringen können.

Herrlich! sagte der Maler, da haben wir die Grablegung, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten vom Abend bis zum Sonnenmorgen. Mich erhebt der Gedanke, daß jetzt die Abtei wie die Lerche ihre Auferstehung feiert und ihr Empfinden durch die Glocken weithin offenbart, wie die Lerche durch ihren Wirbelgesang. Schade, daß die Abtei da drüben nicht so durchdrungen ist von der Himmelssehnsucht, wie die Lerche da droben mit ganzer Seele aus dem dürren Boden zur reinen Luft emporstrebt.

Das ist wahr, sagte der Philosoph, viele Geister sind leidend, aber sie werden gereinigt werden und dann zur reinen Thätigkeit vordringen. Ihr Leiden stammt zum größten Theile von der Leiblichkeit. Seht! die Lerche muß auch aus dem reinen Aether wieder zurück zur braunen Scholle, um sich zu nähren; wenn sie sich nun zu satt ißt, kann sie sich nicht mehr in den reinen Aether erheben. Da sie aber doch den Trieb nach Erhebung in sich hat, ist eine solche Menschenlerche tief leidend und wenn sie nun doch die Sehnsucht oder die Pflicht in sich empfindet, sich zum Jubelgesange zu ihrem Lichte zu erheben, so thut sie es mit Anstrengung und wird es ihr zur Qual.

Es müßte die höchste Befriedigung gewähren, sagte der

Maler, einmal ein reines Menschenherz aus dem reinsten Bedürfniß das Geheimniß der Liebe Gottes durch Gesang sich offenbaren hören. Wißt Ihr ein solches Menschenwesen, eine solche Menschenlerche, eine Menschensonnenblume mit einem solchen Liebesgeheimniß?

Der Philosoph deutete auf ein Fenster auf dem Haidegut, vor dem sie angekommen waren.

Seht ihr dort die Sonnenblumen unter dem Fenster?

Ja, sagte der Maler, was ist es?

Darüber wohnt die Menschenlerche mit dem Liebesgeheimniß. Es soll uns offenbar werden; dazu sind wir ja hiehergekommen.

Der Gutsherr hatte die beiden Wanderer gesehen und war ihnen entgegengegangen.

Der Osten flammte; eben war die Sonne daran, über die Wälder heraufzukommen; einzelne Strahlen schossen über ihre Wipfel hin, weit hin über die Haide.

Als sie in den Garten eintraten, hörten sie einige Harfentöne.

Meine Adelheid, sagte der Gutsherr leise, singt fast täglich bei Sonnenaufgang ein Lied, das mich tief rührt und Sie gewiß auch. Wir wollen uns in die Laube setzen und es unbemerkt anhören.

Die drei Männer gingen rasch in die dichte Laube, welche sie verbarg. Vor ihren Augen flammten die Sonnenblumen unter Adelheids Fenstern der hochherrlichen Sonne freudig entgegen und die Sonne küßte die flammenden Blumen. Von oben hörten die Männer wieder

einzelne Harfentöne und dann den lieblichsten Gesang aus einer jungfräulichen Brust; erst leise, dann immer stärker.

Das waren heilige Minuten. Hohes Entzücken strahlte aus den Augen des Malers und er sah zum erstenmale das Gesicht des Philosophen von der reinsten Freude verklärt.

Der Philosoph war aufgestanden und hatte sich an einen Pfeiler der Laube gelehnt und gegen Morgen hingesehen. Sein Gesicht und seine Hände waren von der Morgensonne leuchtend und sein graues reiches Haar war wie Silber. Der Gutsherr war tief ergriffen; seine Adelheid hatte solches hervorgebracht; er war väterlich stolz auf sie.

Nun ist mir das Geheimniß offenbar, sagte endlich der Philosoph, Adelheid liebt die Sonnenblumen um dieses Liedes willen, das ihr innerstes Empfinden offenbart. Sie ist selber eine hohe Sonnenblume, die als Lerche singt.

So ist es, sagte ihr Vater, seit sie das Lied kennt, pflegt sie die Sonnenblumen und horcht sie aufmerksam auf den Gesang der Lerchen.

Wissen Sie den Dichter dieses Liedes? frug der Maler.

Nein, antwortete der Gutsherr.

Ich kenne ihn, sagte der Maler. Hier steht er. Seid Ihr's? Gebt Antwort!

Der Philosoph nickte schweigend mit dem Kopfe und ging rasch zur Laube hinaus.

Der Maler und der Gutsbesitzer sahen sich an; dann sagte der Maler: Er sei unser Meister, wir wollen seine Schüler sein.

Aus meiner Seele gesprochen, sagte der Gutsherr, er sei unser Meister, wir wollen seine Schüler sein.

Sie verließen die Laube und gingen dem Philosophen nach, der an den Sonnenblumen unter Adelheids Fenster stand.

Hier ist der auserwählteste Ort auf der ganzen weiten Erde, sagte der Maler, um den schönsten Bund zu schließen, der Menschen möglich ist, den Bund der wahren Geistesfreundschaft. Im Angesicht der Morgensonne reichen wir uns die Männerhände zum ewigen Bunde, für reine Thätigkeit zu leben und zu sterben. Ihr, Herr Sonnenberg! seid um Eures Wesens willen das Haupt des Bundes.

Die drei Freunde reichten sich die Hände und die Morgensonne besiegelte den Bund mit Flammenlicht. Adelheid hatte sprechen gehört, sah zum Fenster heraus und war Zeugin dessen, was vorging. Ihr Busen wallte, ihr Herz schlug heftig.

Die Sonnenblume, sagte der Philosoph, sei Symbol des Bundes. Er wurzle tief in die Wirklichkeit, arbeite sich empor zur höchsten Selbstständigkeit und Harmonie und erzeuge immer Oel, um die Leiden der Brüder zu heilen und um sie zu erleuchten, damit sie aus der Nacht zum Lichte der reinen Liebe Gottes kommen. Unser Bund sei und heiße Helianthus. Der älteste Bund, der reine Thätigkeit bezweckte, hatte auch mit Helios, der Sonne,

zu thun. Pythagoras war der Sohn des Helios. Der heilige Orden der Essäer verehrte die Sonne und war selber eine Sonnenblume. Und der, welcher unsern großen Orden gründete, die hochherrliche Sonnenblume, Jesus, machte die Sonne zum Sinnbild unsers ewigen Vaters und forderte uns auf, Sonnenblumen mit leuchtendem und heilendem Oele zu sein. So ist unser Bund nur männlich freie Wiederholung seines Bundes. Lob und Preis sei Gott, dem ewig festen Lichte, der uns emporzieht wie die Sonne diese Blume! Wir wollen wie Adelheid Sonnenblumen pflegen.

17.

Ein Liebesmahl.

Nun gingen die drei Freunde, hohes Himmelsmorgenlicht im Herzen, in das Haus. Das Frühstück sollte ein Bundesmahl, ein Liebesmahl werden. Adelheid hatte der Mutter bereits berichtet, was sie gesehen und gehört hatte. Die Mutter war hocherfreut; sie liebte die reine Thätigkeit und Harmonie und war stolz darauf, daß in ihrem Hause so Herrliches vor sich ging und so edle Männer ihre Gäste waren. Adelheid holte eine Scheere und eilte in den Garten, um Blumen abzuschneiden. Vor dem Hause begegnete sie den drei Freunden. Alle reichten ihr die Hand. Sie wußte nichts davon, daß ihr Morgenlied gehört worden war und daher war sie unbefangen. Sie gehörte ja ihrem Vater und somit selber zum Bunde. So dachte sie und behandelte die Männer als Freunde.

Sie sollten mit mir gehen, Herr Fischhorn! sagte sie bittend zum Maler, und mir helfen die Blumen nach Gestalt und Farbe harmonisch zu ordnen. Ich will einen Blumenstrauß machen.

Ich werde gleich nachkommen, sagte der Maler erfreut, ich will zuvor nur der Hausfrau meinen Morgengruß bringen.

Gut! sagte Adelheid, dort oben werden Sie mich finden; kommen Sie aber bald.

Die drei Freunde brachten der Hausfrau ihren Morgengruß. Sie war sehr einfach aber sehr harmonisch gekleidet und ihre ganze Erscheinung war wohlthuend. Ihre verständigen großen braunen Augen leuchteten mit sanftem Lichte der Freude. Der Maler ging in den Garten; der Gutsherr wurde hinausgerufen und mußte noch auf einige Minuten in die Maierei gehen, um etwas für den Vormittag zu befehlen; so blieb Herr Sonnenberg allein bei der Hausfrau in dem wohnlichen sonnerleuchteten Zimmer, von dem man auf die Stadt sehen konnte. Die Hausfrau stand mit ihm am Fenster und sie sahen auf den Garten hinab, wo der Maler und Adelheid Blumen zum Strauße ordneten, und sahen über sie hin auf den Hügel und auf die Haide und die Stadt.

Von hieraus sieht man freilich weiter herum, als vom Hügel, sagte der Philosoph.

Die Frau verstand allsogleich.

Seit Sie hier gewesen sind, Herr Doctor, sagte sie, bringe ich die Erinnerung an den armen Knaben nicht nicht mehr aus meiner Seele. Durch unser Gespräch

über ihn ist mein Gedächtniß wieder sehr thätig geworden. Sie sagten, wenn ihn die Frühlingsstürme und die Sommergewitter nicht gebrochen haben, werde er wie ein milder Herbsttag, arm an Blüthen aber reich an Früchten, sein. Sagten Sie nicht so?

Ja, erwiederte Herr Sonnenberg.

Sie haben gewiß auch recht viele Frühlingsstürme und Sommergewitter erfahren, Herr Sonnenberg! sagte sie, ihm treu in die Augen blickend, weil Sie sich für den armen Knaben so eingehend interessirt haben und das Menschenwesen so genau kennen?

Ja, sagte der Philosoph ruhig, ich habe viel Bitteres erfahren.

Sind Sie auch ein armer Knabe gewesen?

Ja, sagte er, ganz so arm, wie Sie von ihrem kleinen Lehrer erzählt haben.

Das Gespräch wurde abgebrochen, Adelheid rief um ein Band herauf und während dieses gesagt wurde, kam der Gutsherr zurück und sprach mit dem Philosophen.

Der Blumenstrauß war gebunden, der Maler und Adelheid kamen, das Frühstück dampfte in dem schönsten Zimmer des Hauses, das neben Adelheids Zimmer gegen Morgen lag und von der Sonne so durchleuchtet wurde, daß es eine Wonne war, hier zu verweilen.

Die Männer waren sehr hungrig und langten tüchtig zu. Es gab Kaffee mit vortrefflicher Sahne; frischbereitete Butter und gutes weißes Brod, auch Honig und Früchte. Zuletzt brachte Georg aus dem Keller eine Flasche rothen

Wein. Adelheid holte das kostbarste Glas des Schrankes; einen uralten Krystallbecher, von Urgroßvätern geerbt; der rothe Wein war in diesem dicken Gefäße im Sonnenschein wie geschmolzener Rubin. Adelheid stellte den Pokal dem Philosophen vor.

Dieser sagte: Weil viele Beeren Einen Wein geben, so ist der Wein das Sinnbild der Einheit. Indem wir Alle dieses Sinnbild aus Einem Becher trinken, und in unser Blut verwandeln, befestigen wir den Bund der Freundschaft wie mit Blut. Er trank und der Pokal ging im Kreise herum.

Dann wurde rasch aufgebrochen; der Gutsherr mußte um zehn Uhr in der Stadt sein; die Männer machten sich auf den Weg und wanderten im milden Herbstsonnenschein die Seelen voll Erquickung unter frischen Gesprächen über die Haide der Stadt zu.

18.

Eine Fahrt auf eine Insel.

Schon binnen einiger Tage hatte Eugen reiche innere Erfahrungen gemacht. Ich will Euch einige derselben mittheilen, weil ich aus der Quelle geschöpft habe.

Er fuhr auf einem Kahne auf die Insel und sprach während der Fahrt Einiges mit dem Schiffer.

Wie viel verdient Ihr Euch denn täglich mit dem Kahne?

Wenn's gut geht achtundvierzig Kreuzer.

Habt Ihr Familie?

Ja, eine Frau und drei Kinder, Herr! zwei Knaben und ein Mädchen.

Da habt Ihr wohl viele Sorgen?

Hätte nicht viele Sorgen, wenn meine Frau gesund wäre; sie ist seit drei Jahren kränklich. Die Kinder sind brav und lernen gut. Mein Aeltester, er ist jetzt zwölf Jahre alt, kann gut rechnen und zeichnen.

Wer gibt ihm Unterricht?

Seit einigen Wochen der Herr Königsberg, Gott segne ihn; solche Herrn gibt es wenige. Ja ich sage Euch, die sind rar.

Wer ist der Herr Königsberg?

Ja, das weiß ich Euch eigentlich selber nicht recht zu sagen. Er war bei den Augustiner-Chorherrn und sollte ein Stiftsherr werden. Aber es gefiel ihm nicht; er ging fort und studirt jetzt auf einer Schule, die Leute sagen, er will ein Advokat oder so was werden. Ich weiß nur so viel, daß er recht arm ist und viel Hunger leiden muß. Aber er gibt nicht nach. Die Leute sagen, er ißt oft den ganzen Tag nichts Warmes. Vor sechs Wochen ist er in die Vakanz zu seiner Mutter gekommen, die dort in dem Häuschen wohnt. Da unterrichtet er Kinder in der Stadt, daß er sich etwas verdient zum Leben. Meinen Hans unterrichtet er unentgeldlich. Es kommt ihm auf eine Stunde nicht an, sagt er. Mein Junge hat schon viel gelernt, seit ihm Herr Königsberg Unterricht gibt. Er hängt auch stark an ihm.

Wie alt ist denn der Herr Königsberg?

Er mag in Eurem Alter sein, Herr! einige zwanzig

Jahre. Er ist aber etwas kleiner als Ihr; wißt, er hat halt von Kind auf nicht viel Nahrung gehabt; seine Mutter ist die arme Wittwe eines Zollbeamten.

Aber im Stifte wäre es ihm ja gut gegangen?

Ja, sagte der Schiffer, das haben auch Viele gesagt und er ist ein Narr, haben sie gesagt, daß er fortgegangen ist, nachdem er es so weit gebracht hatte, und sich jetzt wieder mit Hunger und Sorgen herumschlagen muß. In zwei Jahren wäre er Stiftsherr geworden. Aber ich sage Euch, Herr! seit ich ihn kenne, habe ich Respekt. Wißt Ihr, was er auf der Schule thut, um seiner Mutter einige Gulden schicken zu können? Bei der Nacht macht er für die Buchdrucker so etwas; ich weiß nicht wie sie es nennen, Bogen curiren oder so was.

Verstehe Euch schon: Bogen corrigiren. Das macht viel Arbeit. Wo wohnt Herr Königsberg?

Eben in dem vorletzten Häuschen dort am Ende der Stadt. Es gehört einem Fischer. Er wird aber bald fortreisen, seine Zeit geht wieder an.

Eugen nahm sein Taschenbuch heraus und notirte etwas.

Sie kamen an der Felseninsel an. Eugen trat aus dem Kahne.

In einer Stunde fahre ich wieder ab.

Gut, Herr!

Eugen stieg allein den reinlichen breiten Kiesweg zwischen Ulmen und Pappeln zum Kloster hinauf. Ringsum

herrschte feierliche Stille; man hörte das Plätschern des Wassers an den Felsenufern. Da überkam ihn wieder tiefe Wehmuth. Er trat durch ein Pförtchen an der hohen Mauer in einen kleinen Friedhof mit vielen Blumen; die Abendsonne goß mildes Licht über die Gräber aus. Wozu all die Mühe des Lebens, sagte er, wenn dieses hier das Letzte ist; ja und wenn es noch ein Glück ist, wenn diese Grabesruhe das Letzte ist? Diese Nonnen hinter den Gittern haben wohl das beste Loos erwählt, daß sie sich ganz von der Welt zurückgezogen haben und in der Betrachtung der Nichtigkeit menschlicher Dinge ihre Befriedigung suchen.

Eugen stieg einige Marmortreppen hinab in die düstere alte Kirche. An den massiven von Moder grünlichen Mauern und Pfeilern waren große Marmortafeln mit rostigen Klammern befestigt oder eingemauert, Denkmäler längst dahingegangener Ritter und Nonnen. Selbst der Fußboden, auf dem er ging, bestand großentheils aus solchen Marmorplatten mit erhabenen Inschriften. Die Altarbilder, die Statuen, die gemalten Fenster, alles, die ganze Kirche predigte Weltentsagung. Eugen hörte vom Thurme den schweren Gang des Perpendikels und er dachte, dieses mühsame und doch langweilige Hin- und Hergehen nur um die Zeit zu messen, sei das Sinnbild des menschlichen Daseins. Es wäre besser, wenn die Uhr ganz stille stünde. Da hörte er schlagen, ein Glöckchen ertönte, hinter dem hölzernen weißangestrichenen Gitter auf dem Chore hörte er Rauschen wie von Kleidern. Er setzte sich an einer alten Säule in eine Betbank und wartete ab, was kommen würde. Es währte nicht lange, so fingen die Nonnen an,

Psalmen zu singen. Eugen vertiefte sich ganz in den Inhalt derselben.

Ja, sagte er dann, Ihr habt es leicht da oben, Ihr wisset, wem Ihr angehöret und Ihr lebet ein Leben der Liebe. Ihr waret klug! Ihr habt die nichtige Welt geflohen, weil Ihr dafür ein Himmelreich gefunden habt.

Ist denn Gott, zu dem sie immer singen? — Er dachte lange nach, dann sagte er: Ja er ist. Das ist mir jetzt klar. Das Leidende ist nicht das Erste, sondern das, was uns anzieht wie die Gesundheit den Kranken, das ist das Erste. Es ist Gott; die Nonnen haben Recht.

Der Chor verstummte. Eugen ging hinaus in den Sonnenschein und sah die Welt mit andern Augen an. Es ergriff ihn eine unaussprechliche Sehnsucht nach Gott; die Nonnen hatten ihn in ihre hineingezogen. Er schleuderte den Gedanken, daß Gott nicht sei, wie einen faulen Apfel von sich, weit von sich in den tiefen See.

Er fuhr auf der grüngoldenen Flut mit dem Schiffer zurück.

Schickt einmal Euern Knaben zu mir, er soll mir seine Zeichnungen zeigen, ich verstehe etwas davon.

Dank für die Erlaubniß, sagte der Schiffer, Ihr wohnt beim Bäcker auf dem Markt. Nicht wahr?

Ja, antwortete Eugen, kennt Ihr die Leute?

Ja tausendmal, erwiederte der Mann, brave Leute nach altem Schrot und Korn. Ihr werdet in dieser Familie kein unrechtes Wort hören und keine Windbeutelei sehen.

Das ist wahr, sagte Eugen.

Aber wie es geht, fuhr der Schiffer fort, der Teufel ruht nicht. Der Bäcker ist bei der Geistlichkeit nicht gut angeschrieben.

Warum?

Weil er dem Herrn Königsberg Geld vorgestreckt hat, damit er aus dem Chorherrnstift austreten konnte. Er hatte ja keine Kleider und kein Reisegeld auf die Universität.

So? frug Eugen, das haben sie ihm übel genommen?

Und wie! rief der Schiffer. Da war ein dicker Kapuziner da droben — Ihr seht ja das Klösterlein über der Stadt dort — der war ganz wüthend über den Bäcker und redete den dummen Leuten ein, daß sein Brod keinen Segen mehr habe und krank mache.

Und es gab Leute, die ihm das glaubten?

Natürlich! sagte der Schiffer. Sie aßen Brod und richtig wurde ihnen übel.

Weil sie sich's einbildeten, sagte Eugen lachend.

Freilich, sagte der Schiffer und es lauter Leute sind, die nichts arbeiten und keinen Hunger haben. Aber seht, so geht's. Der Kapuziner hatte Recht und der Bäcker kam in's Gerede. Und Jeder machte noch etwas dazu. Ich fahre einmal einen Herrn dort hinauf zu den einzelnen Häusern — Ihr seht sie schon am Berge — und trinke ein Gläschen Schnaps in einem Haus, wo ich bekannt bin. Gleich fragt mich die Alte, ob es bei dem Bäcker auf dem Markt noch umgeht. Redet nicht so dumm daher! sagte ich zu ihr, was wird denn umgehen, höchstens die Mäuse in der Mehlkammer.

Eugen lachte. So ist's, sagte er, es geht so was bei uns um, ich kann es bezeugen.

Ich kam aber schlecht an, fuhr der Schiffer fort, die Alte wurde auf mich grimmig. Ich weiß, was ich weiß, sagte sie bitter, du bist ein gottloser Kerl, der nichts glaubt. Sonst würdest Du Deinen Hanns nicht zu dem Lumpen gehen lassen, den der Teufel aus dem Kloster gelockt hat. Ihr seid alle verdammt. Dann lief sie zur Thüre und holte aus einem Krügelchen Weihwasser und besprengte sich und die Stube.

Eugen sah den erzählenden Schiffer mit Lächeln an.

Ja so geht's, fuhr dieser fort, so weit haben sie's mit ihrem Gerede doch gebracht, daß ein alter Faullenzer, der beim Bäcker gewohnt hat, ausgezogen ist. Die Wohnung ist bis jetzt leer gestanden.

Der Schiffer legte auf dem Marktplatze an. Eugen gab ihm ein größeres Geldstück.

Ich will wechseln lassen, sagte der Schiffer, ich kann nicht herausgeben.

Laßt gut sein, sagte Eugen, verwendet das Uebrige für Eure Frau. Adieu!

19.

Der junge Zeichner.

Herr Königsberg interessirte unsern Eugen; er wünschte denselben kennen zu lernen. Des Schiffers Knabe sollte der Vermittler werden. Schon am nächsten Vormittage kam

er mit einem Zeichenheft die Treppe herauf, klopfte an, trat bescheiden ein, blieb an der Thüre stehen und verneigte sich.

Ach! sagte Eugen, der am Tische saß und schrieb, Du bist des Schiffers Hanns; komm nur her.

Der Knabe trat vor. Er hatte ein intelligentes Gesicht und einen wohlgebauten kräftigen Leib. Er stand auch aufrecht und sah Eugen in's Gesicht.

Du willst mir Deine Zeichnungen zeigen, sagte Eugen, ich freue mich sie zu sehen, ich bin auch ein Zeichner.

Weil Ihr es erlaubt habt, sagte der Knabe und legte sein bescheidenes Heft bescheiden vor Eugen hin.

Eugen sah die Blätter mit Befriedigung an.

Du hast ein gutes Auge und eine sichere Hand, sagte er dann. Kannst Du auch schon etwas nach der Natur zeichnen?

Noch nicht viel, erwiederte der Knabe, aber ein klein wenig. Diese Hütte habe ich nach der Natur gezeichnet.

Es geht schon, Hanns! sagte Eugen, die Zeichnung genauer betrachtend. Wo steht die Hütte?

Am Ende der Stadt, antwortete der Knabe. Hier wohnt Herr Königsberg. Er wies mit dem Zeigefinger auf ein Fensterchen im ersten Stocke.

So, sagte Eugen, da wohnt Herr Königsberg! Diesem Herrn bist Du wohl recht dankbar?

Ja, sagte der Knabe erröthend, wenn ich einmal groß bin, reiße ich seine Hütte nieder und baue ihm ein schönes Haus.

Eugen lächelte gerührt und sagte: Hast Recht, Hanns! thu das. Ist Herr Königsberg jetzt zu Haus?

Ja, bis Mittag ist er zu Hause; um elf Uhr ißt er mit seiner Mutter.

Führe mich zu ihm, ich will mit ihm sprechen.

Hanns nahm sein Heft unter den Arm, Eugen seinen Hut und sie gingen zusammen fort.

Im Vorbeigehen kaufte Eugen eine Semmel und gab sie Hanns. Dieser steckte sie dankend in die Tasche.

Kannst sie gleich essen.

Nein.

Warum nicht?

Weil — der Knabe stockte — weil ich sie der Mutter bringen will.

Eugen dachte traurig darüber nach, was er selber seiner Mutter mit Selbstverläugnung schon gebracht hätte. Er wußte nichts. So war es recht. Der Knabe dachte mit der Semmel in der Tasche vorwärts und war froh; Eugen dachte zurück und war traurig.

Sie kamen bei einem braunen hölzernen Häuschen an, das wirklich nicht viel mehr als eine Hütte war.

Hier wohnt der Herr Königsberg, sagte der Knabe.

Gut, sagte Eugen, geh jetzt nach Haus und komm morgen wieder zu mir.

20.

Nikolaus Königsberg.

Eugen trat durch eine niedere schwarze Thüre in die Hütte. Eine alte Frau kam aus der Stube. Eugen grüßte sie und frug um Herrn Königsberg.

Mein Nikolaus ist in seiner Stube da oben, sagte die Frau, gehen Sie nur hinauf.

Eugen stieg die hölzerne Treppe, die nur einige Stufen zählte, hinauf, und klopfte an der braunen Thüre; öffnete auf den Hereinruf und trat in ein kleines, niederes holzgetäfeltes Stübchen, das sehr dürftig eingerichtet war. Vorne in dem Winkel zwischen den zwei Fenstern stand ein alter plumper Eichentisch, um ihn an zwei Seiten Bänke an der Wand und ein Paar alte hölzerne Stühle standen da. Ein altmodischer bemalter Schrank und ein Bett waren weiterhin Alles, was Eugen sah.

Herr Königsberg saß am Tische vor mehreren Büchern und Schriften. Er stand auf und ging dem Eintretenden entgegen. Er war sehr einfach gekleidet, trug graue Beinkleider und eine braune Joppe; sein Haar war ziemlich kurz geschnitten, ein energischer Kopf mit scharfem Gesicht erhob sich auf der festen gedrungenen Gestalt. Das war ein Mann, der dazu angethan war, sich durchzuarbeiten in der Welt. Und doch lag viele natürliche Kindlichkeit in dieser Erscheinung. Er war sogar etwas schüchtern.

Ich heiße Eugen Wolkenburg, bin meines Zeichens auch ein Jurist, sagte der Besucher, und komme zu Ihnen, Herr Königsberg! um Ihre Bekanntschaft zu machen und mit Ihnen über des Schiffers Knaben einige Worte zu sprechen.

Freut mich, sagte Herr Königsberg, nehmen sie gefälligst Platz.

Eugen setzte sich auf den einen Stuhl, Königsberg auf den andern.

Eugen erzählte, warum er sich hier aufhalte; daß er auch ein Zeichner und Maler sei, und bot sich an, des Schiffers Hanns mitzunehmen, wenn er nach der Natur zeichne.

Das ist mir sehr angenehm, sagte Herr Königsberg, ich finde eben nicht so viel freie Zeit, um mit dem Knaben hinauszugehen. Sie wissen wohl selbst, wie viel ein Jurist studieren muß, wenn er seinerzeit seine Pflicht soll erfüllen können. Dazu habe ich noch einiges Andere zu thun. Die Zeit verrinnt und ich weiß oft nicht, wie rasch der Abend hereingebrochen ist.

Eugens Seele wurde sehr angeregt.

Sie sprachen über die Verhältnisse der Universität und Hauptstadt, über Bücher und Menschen. Eugen empfahl sich und sprach seinen Wunsch aus, Herrn Königsberg bald wieder sehen zu können.

Wenn sie erlauben, sagte dieser, komme ich morgen zu Ihnen, es ist Sonntag und da bin ich ganz frei.

Das ist ganz gut, sagte Eugen, ich erwarte Sie zum Frühstück um sieben Uhr, und dann wollen wir eine Partie am Vormittag machen.

Werde mich nach dem Frühstück einfinden, sagte Herr Königsberg, vorausgesetzt, daß die Partie wenig Geld kostet.

Nein, sagte Eugen, verlassen Sie sich darauf, Sie sollen bestimmen.

21.

Eine Seefahrt.

Der Sonntagmorgen war ausnehmend schön. Prachtvoll strahlte die hohe Sonne über den Bergen und den See. Von verschiedenen Orten hörte Eugen läuten, Kähne landeten vor seinen Augen mit geschmückten Männern, Frauen, Burschen und Mädchen, welche in das Städtchen zur Kirche fuhren. Gruppen von kräftigen Gestalten standen im Sonnenschein auf dem Platze, aus kurzen hölzernen Pfeifen rauchend und über Handel, Wandel und Naturereignisse plaudernd. Malerisch gekleidete Frauen saßen auf den Hausbänken, oder standen vor den Kaufläden. Nur Holzknechte mit Federn auf den grünen kleinen Hüten in Lodenjoppen und schweren Schuhen saßen in der großen Stube des Bäckers und tranken zum Frühstück ein Fläschchen Branntwein mit großen Broden und plauderten über Holz, Wald, Wild, Tanz und Raufhändel. Eugen saß im Seitenstübchen beim Frühstück und hörte ihnen zu.

Das wären solche Menschen, sagte er zu sich selber, von denen der Maler mir gesagt hatte, daß ich sie aufsuchen und mit ihnen bekannt werden sollte.

Eugen verspürte noch keine Lust dazu; seine Seele war noch zu empfindlich. Der Briefbote brachte ihm Briefe von Mutter und Schwester und vom Maler. Er öffnete und las sie. Die Briefe von daheim enthielten zarte Sorge um ihn und seine Gesundheit und einen namhaften Wechsel. Der Brief des Malers war kurz aber freundlich; er kün=

digte ihm auf übermorgen den Besuch des Philosophen und seinen eigenen an. Verschiedene Gefühle bewegten seine Seele. Da trat Herr Königsberg in das Seitenstübchen. Eugen erhob sich und reichte ihm die Hand. Eugen war mit dem Frühstück noch nicht ganz fertig, sie setzten sich. Eugen machte eine Bemerkung über die Holzknechte in der Stube nebenan.

Sie sind bei ihrem Schnaps doch zufriedener und verträglicher, sagte Herr Königsberg, als die Chorherrn bei dem feinsten Wein.

Richtig, sagte Eugen, Sie haben Gelegenheit gehabt, hierin Erfahrungen zu machen.

Ja, erwiederte Herr Königsberg, ich war zwei Jahre in einem Augustiner-Chorherrnstifte. Es ist ein elendes Leben gewesen.

Warum?

Wo ich hingesehen habe, war Widerspruch mit meinen Gedanken und Disharmonie. Es war alles eine große Lüge.

Des Schiffers Hanns stand an der Thüre.

Bist Du schon in der Kirche gewesen Hanns? frug Herr Königsberg.

Ja, antwortete der Knabe, ich bin schon mit dem Schiff da.

Er wird uns fahren, sagte Herr Königsberg, sein Vater hat es ihm erlaubt. Er bat gar so dringend.

Kannst Du rudern Hanns? frug Eugen.

O freilich, erwiederte der Knabe, schon lange; ich habe schon Fremde gefahren.

Eugen nahm die Brode vom Tisch und gab sie dem Knaben zum Einstecken. Dann brachen sie auf.

Hanns stieß den Kahn vom Ufer, sprang in denselben nach, und fort ging es — hinaus auf den offnen blitzenden See.

Wo wollen wir hin? frug Eugen.

Sehen Sie dort links in der Entfernung von einer Stunde auf der Höhe hart an dem Felsen ein halb verfallenes Gebäude, es ist ein Jagdschlößchen. Dort wollen wir hin.

Das ist ja ein reizender Punkt. Wer wohnt dort?

Ein Förster mit seiner Tochter, er ist meines verstorbenen Vaters Bruder, er ist ein etwas rauher, aber herzensguter Mann; mein Bäschen besorgt ihm die Wirthschaft seit dem Tode ihrer Mutter im vorigen Jahr. Bis dorthin war sie in einem Frauenstifte.

Wollte sie Nonne werden?

Nein, aber sie sollte. Ihre Mutter wollte es so haben; ich sollte Chorherr und Angelika sollte Nonne werden; ich Abt und sie Aebtissin; so war der Plan. Das Mädchen hat sehr viel Talent, viel Willenskraft und hat viel gelernt. Mein Onkel ist auch ein gebildeter Mann; er sollte längst Oberförster sein, aber er wurde verfolgt und man ließ ihn sitzen. Er hatte einmal Händel mit dem Forstrath. Die Welt will lauter Speichellecker und Dummköpfe.

Eugen lenkte das Gespräch nach einer Pause auf das Leben im Chorherrnstifte.

22.

Angelika.

Unter solchen Gesprächen landeten sie an dem Ufer, bei mehreren Fischerhäusern. Eines derselben gehörte dem Pathen des Knaben; Hanns durfte hier bei ihm bleiben, bis die beiden jungen Männer zurückkommen würden. Diese stiegen auf dem anmuthigsten Wege durch kleine Wäldchen, grüne Wiesen mit Herbstblumen zu dem Jagdschlößchen hinan. Der Förster, ein kräftiger Mann mit grauem Haar und grauem Anzug, saß an der Schloßmauer auf einer Bank, von welcher er die Aussicht auf den See hatte, rauchte und las in einem Buche. Seine Tochter Angelika war neben ihm beschäftigt, Hollunderbeeren in eine braune Schüssel zu lesen.

Der Förster hörte ein Gespräch und sah auf.

Donnerwetter! sagte er, Angelika! da kommen zwei Herrn. Der eine ist Nikolaus; den anderen kenne ich nicht.

Angelika wäre gern in das Haus entflohen, doch war es zu spät; die beiden gingen bereits auf sie zu.

Kommst Du endlich einmal, Du Bücherwurm! sagte der Förster zu Nikolaus und schüttelte ihm die Hand.

Nikolaus stellte seinen Begleiter dem Förster und seiner Tochter vor.

Willkommen, sagte der Jäger, und gab Eugen die Hand.

Eugen verneigte sich vor Angelika, welche aufgestanden war und eine schwarzglänzende Hollunderdolde in der Hand hielt. Sie sah dem jungen Mann forschend in's

Gesicht und ein Fieberschauer ging durch seine Glieder, dem eine ganz unbeschreibliche Wärme folgte, welche sein Gesicht mit sanfter Röthe überzog. War er je einem solchen Wesen begegnet? Nein! nie, gar nie! Da stand sie vor seinen erstaunten Augen wie ein Wesen aus einer andern Welt und doch so bekannt und menschlich. Ihre glänzend braunen Haare waren in Zöpfe geflochten, welche hinten zusammengebunden waren; die schöne hohe Stirn war frei; große braune Augenbrauen schwangen sich über klaren hellbraunen Augen, die feine gerade Nase zeigte Ebenmaß des ganzen Wesens an, die Wangen waren leicht von Morgenroth überhaucht und der feine geschlossene Mund zeugte von entschiedenem Geiste. Angelika war mittelgroß, ebenmäßig gebaut, schlank, und sanft gerundet. Sie trug ein dunkelgrünes bis an den Hals geschlossenes Kleid aus gewöhnlichem leichtem Merinostoff, um den Hals ein vielfach gefaltetes schneeweißes Krägelchen und eine weiße Schürze, welche über dem Busen befestigt war, weiße Strümpfe und niedere glänzende Lederschuhe. Eugen fühlte tief, daß diese Angelika viel von dem Ernste des Lebens kennen gelernt hatte und manchen unerfüllten Wunsch in ihrem Herzen trug. Da durchzuckte ihn der Gedanke, welche Seligkeit darin liegen müßte, von einem solchen Wesen sagen zu können, es gehört mir an und mein Kommen macht dieses Herz freudig höher schlagen.

In dem Blicke Angelikas lag ein edler Stolz und Geringschätzung aller Eitelkeit der Menschen; er sagte dem Menschenkenner, daß Angelika früh das ernste Wort vernommen habe.

Du kommst selten, Vetter! sagte sie im reinsten Deutsch mit der wohltönendsten Stimme, und Du weißt doch, daß wir immer sehr lange von deinem Besuche leben. Du bringst uns immer so viel mit — freilich nimmst Du so wenig von uns mit, setzte sie bei, daß ich Dich nicht tadeln darf, daß Du so selten kommst.

Recht und Gerechtigkeit, Base! sagte Nikolaus, gegen Euch und mich. Sieh, heute habe ich mich durch Herrn Wolkenburg verstärkt; gegen zwei Juristen wirst Du nicht aufkommen.

Die beiden Herren bleiben doch über Mittag bei uns? frug der Förster.

Nein, sagte Herr Königsberg, wir fahren wieder zurück auf Mittag.

Angelika sah ihren Vetter zürnend und Eugen forschend an. Sie vermuthete, der vornehme Herr wolle in der Stadt speisen.

Wenn Du allein gekommen bist, Vetter! sagte sie, bist Du doch immer bei uns zu Tisch geblieben? Wir haben freilich nichts Vornehmes. —

Eugen verstand diesen Wink und wurde roth.

Von mir geht die Bestimmung nicht aus, mein Fräulein! sagte er und sah ihr liebevoll in's Gesicht; Ihr Herr Vetter hat über mich zu verfügen; so ist's ausgemacht. Ihr Verdacht, daß ich einem leckern Mittagsessen nachgehe, ist unverdient.

Angelika erröthete und zwar aus Freude, daß ihr Verdacht ungegründet war. Sie gab Eugen die Hand.

Liebe Base! sagte Herr Königsberg, ich habe der

Mutter versprochen, auf Mittag zu Hause zu sein, weil sie schon die ganze Woche hindurch sich gefreut hat, mir heute etwas Besonderes vorzusetzen. Ich will ihr die Freude nicht rauben; heute ist mein Geburtstag.

Das ist etwas anderes, sagte Angelika. Lieber Vetter! meinen besten Glückwunsch!

Sie nahm beide Hände ihres Vetters und drückte ihm einen Kuß auf die Wange.

Eugen durchzuckte es wie Feuer.

Dir soll es gelingen, Nikolaus! sagte der Förster, Du bist ein braver Junge; mach so fort, Du triffst noch in's Schwarze.

Er schüttelte ihm die Rechte.

Nun aber Angelika! wollen wir doch auf den Geburtstag anstoßen; dazu haben wir noch Wein im Keller.

Angelika ging, gab ihrem Dienstmädchen Aufträge, holte Wein und Brod und erschien wieder bei den Gästen. Sie stellte die Flasche auf den grauen Tisch vor der Bank und einen Teller mit aufgeschnittenen Broden. Das Dienstmädchen brachte Gläser und Stühle.

Angelika schenkte ein und setzte sich auf einen Stuhl, Eugen schräg gegenüber, Nikolaus saß neben seinem Onkel auf der Bank, die vierte Seite blieb leer, der Fernsicht auf den See wegen.

Auf das Wohl des Nikolaus wurde angestoßen.

Dann schwiegen sie einige Minuten, sie dachten an die Zukunft des Nikolaus.

Dieser überließ es Eugen, auf das Wohl des Försters und seiner Tochter zu trinken. Eugen that es auch.

Nikolaus wollte dann auf das deutsche Vaterland trinken.

Der Förster wurde düster und sagte: Nein, Nikolaus! an Deinem Geburtstage wollen wir nicht eine Todtenfeier begehen. Unser Vaterland ist gestorben, seit das Recht und die Freiheit untergegangen und die Gewalt und die Knechtschaft heraufgezogen sind.

Er sah düster auf den See und die jenseitigen Berge hinaus.

O Vater! sagte Angelika und stand auf, o Vater! verzweifle nicht am Vaterlande, Du selber hast mir ja einst die herrlichen Worte gelehrt:

Der kronberaubte Baum strebt wieder himmelwärts,
Auf's dürrste Land kann noch ein Regen niederfallen,
Von Gram genesen kann das ärmste Herz.

Sieh hier diese jungen Männer, Vater! sie werden für das Vaterland leben, und mit ihnen noch viele andere.

Nikolaus und Eugen erhoben sich rasch gleichzeitig.

Wir wollen für die Wiedergeburt unseres Vaterlandes leben und sterben! sagten sie.

Es war ein erhebender Augenblick. Die Sonne lächelte durch die belaubten Bäume des Gartens herab und beleuchtete die schöne Menschengruppe. Der See unten flimmerte weithinaus und die Luft war so mild und rein!

Sie stießen auf des Vaterlandes Wiedergeburt an und Eugen hatte ein Empfinden, als ob seine Nerven gesund und stark geworden wären von dem Glase Wein, das ihm Angelika gereicht hatte.

Uebermorgen kommen zwei Männer zu mir, sagte er,

von denen der Eine mich angezogen hat, wie der Magnet das Eisen anzieht.

So, sagte der Förster, wer sind diese beiden Männer?

Der Eine, erwiederte Eugen, ist ein Freund meines verstorbenen Vaters, der Maler Fischhorn, eine gesunde deutsche Natur; der Andere ist mir bis jetzt noch ein Geheimniß; er scheint ein Freund des Malers zu sein.

Ist er auch ein Künstler? frug Angelika.

Nein, sagte Eugen, er ist etwas Anderes, ich weiß aber nicht was. Ich weiß nur so viel, daß ich außerordentliche Ehrfurcht empfand, als ich in seiner einfachen Stube war. Wir nannten ihn Doctor. Der Maler sprach von ihm mit der größten Begeisterung.

Wie sieht er denn aus? frug Angelika.

Ich kann ihn nicht gut beschreiben, antwortete Eugen. Er ist so gewöhnlich als möglich und so ungewöhnlich als möglich. Wenn Sie ihn ansehen, so denken Sie augenblicklich nach, wo Sie mit dem Manne schon zusammen gewesen sind, und wenn Sie ihn sprechen hören, so ist es, als hätten Sie das schon längst gewußt, was er sagt, und dann haben Sie wieder gleich das Empfinden, als wäre er aus einem fremden Lande gekommen und wäre anderer Abstammung.

Angelika hörte gespannt zu.

Diesen Mann solltest Du kennen lernen, Vetter! sagte sie zu Herrn Königsberg.

Ich hoffe, erwiederte dieser, daß mich Herr Wolkenburg mit ihm bekannt macht.

Mit Vergnügen, sagte Eugen.

Vielleicht, sagte Angelika, kann ich ihn auch einmal sehen.

Ich will mit dem Maler sprechen, sagte Eugen, ob er Herrn Sonnenberg nicht vorschlagen will, über den See hieher zu kommen. Der Ausblick ist ja so schön.

Ja, Herr Wolkenburg! thun Sie das, sagte der Förster, ich kann Euch dann den Weg über die Höhen in's Gebirge weisen.

Eugen war sehr befriedigt durch die Aussicht, bald wieder nach Geyeregg zu kommen und die herrliche Angelika sehen zu können.

Die beiden jungen Männer brachen auf; sie nahmen herzlichen Abschied.

Sie gingen schweigend den Berg hinab zu den Fischerhütten, wo Hans am Ufer stand. Er wartete bereits auf sie. Der Kahn wurde vom Strande gestoßen und dahin ging es wieder, dem Städtchen zu, wo die Mutter auf Nikolaus wartete.

23.

Bei Herrn Königsberg.

Nach zwei Tagen kamen Herr Sonnenberg und Herr Fischhorn in Tiefensee an, um Eugen zu besuchen. Es war ein schöner Herbstmorgen. Eugen war umgewandelt. In der Nähe der Männer voll Geisteskraft fühlte er sich stark und sehnte sich nach reiner Thätigkeit und dabei schlug sein Herz höher, wenn er an die herrliche Angelika dachte. Mit ihrem Vetter Nikolaus, der ein wahrer Geistesheld

war, hatte er innige Freundschaft geschlossen. Er erzählte den beiden Männern gleich nach ihrer Ankunft von ihm.

Wir wollen ihn gleich besuchen, sagte Herr Sonnenberg.

Alle drei begaben sich in das arme Häuschen am See, welches diesen Diamant einschloß. Herr Königsberg war zu Hause. Er hatte seine Arbeiten schon gestern gemacht, weil er auf den Besuch hoffte. Er war heute frei.

Als sie in die kleine dürftige Stube des Juristen eintraten, flammte das Gesicht des Philosophen in stolzer Freude auf und er sah Eugen mit einem Blicke an, der ihm in die tiefste Seele die Worte einbrannte: Sieh da, solches kann der Mensch, wenn er will. Er ging rasch auf Nikolaus zu und schüttelte ihm die Hand zum Gruße.

Nikolaus sah dem Philosophen in das Gesicht voll Geisteskraft und Muth und er empfand mit Wonne, daß er ihm verwandt sei. Ja er wurde mächtig angezogen. Das war der Mann, dessen Bild er lange in seiner Seele trug.

Auch der Maler schüttelte ihm die Hand und beide hatten an einander Wohlgefallen.

In diesem armen Stübchen schwur unterdessen Eugen in seiner Seele voll hoher Begeisterung, sein ganzes Leben reiner Thätigkeit zu widmen, er warf die Verneinung, die Mondnacht, weit von sich und gelobte, dem Tage zu leben.

Der Philosoph setzte sich ohne Umstände auf den Stuhl am alten Tisch, die andern um ihn her. Ein wahrhaft heiliger Geist durchwehte das Stübchen. Der Philosoph nahm eines von den Büchern, die auf dem Tische lagen. Es war ein Buch von Kant. Er freute sich,

blätterte und las dann mit kräftiger Stimme vor: „Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte oder schreckte, um den Willen zu bewegen — welches ist der deiner würdige Ursprung und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßliche Bedingung desjenigen Werths ist, den sich Menschen allein selbst geben können? — Es ist nichts Anderes als die Persönlichkeit, das ist die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur." Herr Sonnenberg legte das Buch auf den Tisch.

Schade, sagte der Maler, daß unser Bundesglied Birkenfeld nicht da ist.

Was haben sie für einen Bund? frugen Nikolaus und Eugen.

Der Maler theilte ihnen die Grundgedanken desselben mit. Die Augen der beiden jungen Männer leuchteten.

Nehmt mich auf, Meister! sagte Nikolaus, ich will meine Pflicht erfüllen.

Nehmt mich auf, Meister! sagte Eugen, ich will meine Pflicht erfüllen.

Sie reichten sich alle die Hände; die beiden jungen Männer waren nun Bundesglieder und ihre Geister durchzog ein hoher Stolz.

Ihr, Nikolaus! sagte der Philosoph, werdet wie eine Felsenmauer für das Recht in der Welt stehen, das ist

ein hoher Beruf. Ich bin stolz darauf, daß Ihr unser seid. Und wenn ich Euch recht erfaßt habe, Eugen! so werdet Ihr als Lehrer einer Hochschule reine Thätigkeit entfalten. Ihr werdet für die Wahrheit streiten.

Ja, Meister! sagte Eugen, Ihr habt mich recht durchschaut, das ist der Wunsch meines Geistes.

Ihr werdet aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, Eugen!

Die Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden, Meister! Ich will es wie unser Nikolaus machen.

Ich bin stolz darauf, daß Ihr unser seid, sagte Herr Sonnenberg. Jetzt laßt uns aufbrechen, ich weiß, wohin Ihr wollt.

Die Gesellschaft brach auf. Des Schiffers Hans hatte unten schon gewartet. Sein Vater war mit einem größeren Kahn bereit zur Abfahrt. Hans durfte seinem Vater helfen. Die Männer bestiegen den Kahn und frisch ging es vorwärts auf der grünen Flut, dem Jagdschlößchen zu. Mit jedem Ruderschlage schlug das Herz Eugens mächtiger. O welche Seligkeit wartete seiner! — er konnte Angelika wieder sehen und als ein neuer Mensch, der sich ein Recht erworben hatte, auf Ihre Liebe hoffen.

24.

Auf dem Jagdschlößchen.

Die vier Freunde stiegen bei den Fischerhütten aus und stiegen den Berg zum Jagdschlößchen hinan. Der Förster und Angelika hatten den Besuch gehofft und waren

auf ihn vorbereitet. Sie gingen der Gesellschaft entgegen, sobald sie dieselbe gesehen hatten. Vor dem alten Schloßthor trafen sie zusammen. Der Förster war sehr erfreut, solche Gäste bei sich zu sehen; er begrüßte Alle mit kräftigem Händedruck. Und Angelika? Das Bild Eugens hatte sie still verborgen in ihrer reinen Seele aufbewahrt behalten und sich öfter mit demselben beschäftigt, als sie selber wußte. Er hatte einen tiefen Eindruck auf sie hervorgebracht. Sein ernstes Wesen war ihr sehr angenehm. Sie nahm innigsten Antheil an ihm. Sie hätte gerne beigetragen, Licht auf seinen Lebenspfad zu streuen. Nun war er wieder gekommen und stand an der Pforte. Erst grüßte sie ihren Vetter herzlich, dann reichte sie Eugen die Hand und sah ihm in's erröthende Gesicht und erröthete selber. Nikolaus stellte ihr Herrn Sonnenberg und den Maler vor. O! wie gefielen ihr diese beiden Männer mit grauen Haaren! Ihr Gesicht leuchtete freudig auf, sie fühlte sich von beiden mächtig angezogen, aber ganz unvergleichlich von dem Philosophen, dessen scharfer Blick durch ihre Seele drang. Sie reichte beiden Männern ihre schöne Hand, zuerst dem Maler, dann Herrn Sonnenberg, dem sie einige Augenblicke kindlich in die ernsten milden Augen sah. Er verstand diese beredte Sprache und drückte ihre Hand. Von diesem Augenblicke an waren sie sich einander nicht mehr fremd oder unbekannt; sie sah in ihm nur den alten treuen Freund des Hauses. Die Gesellschaft trat in das Haus und seitwärts in einen kleinen gewölbten Saal, wo der Tisch gedeckt war.

Es war bereits Zeit zum Mittagessen. Wie schön

war Angelika als Hausfrau! Sie ging und kam und ordnete, und was sie that, das vollbrachte sie mit Geist und liebevollem Herzen. Das Mahl war einfach und kurz. Man aß Suppe, gebackene Fische und Salat und trank gewöhnlichen Tischwein. Dann erhoben sie sich, um in den Garten zu gehen, wo Kaffee getrunken wurde, dann wollten sie in den nahgelegenen Buchenhain wandern.

O! was war das für ein schöner Nachmittag voll Sonnenschein, Blüthen und Früchte! Nikolaus erzählte seiner geistreichen Base, als sie eine Viertelstunde allein im Walde gingen, von dem, was in seinem Stübchen vorgegangen war. Er sagte ihr von dem Sinnbild des Bundes, dessen Glieder Eugen und er geworden waren, von der Sonnenblume, ihrem Verlangen nach der Sonne, dem Sinnbilde des ewig guten Gottes, und von ihrem Oele für die Nacht und die Wunden der Welt. Angelika horchte mit entzückter Seele. Er theilte ihr auch mit, daß Eugen sich entschlossen habe, sein ganzes Leben dem strengen Dienste der Forschung, Verbreitung und Vertheidigung der reinen Vernunftwahrheit zu widmen, und keinem Sturme zu weichen. Ihr Busen wogte, ihr schönes Auge leuchtete.

Ganz so würde ich auch thun, sagte sie, wenn ich ein Mann wäre. Ich möchte entweder Nikolaus oder Eugen sein.

Unser Eugen hat sich das höchste Ziel erkoren, aber der Weg dahin ist rauh und einsam oder von Feinden belagert, sagte Nikolaus. Es gehört ein hoher Muth dazu, diese Laufbahn einzuschlagen.

Angelika sah sinnend vor sich hin; sie stellte sich den

einsamen Wanderer zur steilen Höhe der Wahrheit vor und theilte im Herzen seine Einsamkeit.

Eugen war mit dem Meister gegangen, der Maler mit dem Förster; Alle kamen bei einer kleinen Hütte an, von wo die schönste Aussicht auf die Berge und den See geboten war. Die Häupter der schneebedeckten Berge spiegelten sich im See und auch das stille Kloster auf der Insel.

Sie sprachen über die Natur.

Alle Wesen, sagte der Philosoph, streben im Grunde genommen dasselbe an, Freiheit und Harmonie. Aber es steht die harte finstere Materie und die Selbstsucht der einzelnen Wesen entgegen, und daher ist allüberall Kampf und Leiden in der Natur. Der Menschengeist allein vermag sich zu befreien und reine Harmonie zu erzeugen. Darum ist der Mensch dem Menschen näher als der schönsten Natur. Der Mensch sucht eigentlich überall den Menschen und hat erst in der Harmonie mit ihm den innern Frieden. Wir sind eben Alle nur Theile eines Ganzen und wollen uns ergänzen.

So ist also ein Ganzes nirgends zu finden, das nicht aus Theilen bestünde? frug Nikolaus.

Der Philosoph wies mit seinem Finger aufwärts zum blauen Himmel und sagte: Der ist darum das allein selige, ruhige, beseligende und beruhigende Wesen.

Und wird die Harmonie der Wesen dereinst erreicht werden? frug der Maler. Ja, sagte der Philosoph, jenseits dieser Welt, wo die wahre Freiheit und mit ihr

die Liebe wohnt. Dante hat sie schon im Geist gesehen, als er sang:

Ich sah in jenes Abgrunds Sonnengüssen
In Einen Bund verbunden durch die Liebe
Was durch das ganze Weltall liegt zerrissen.

Diese Zerrissenheit in der Welt verursacht den Wesen tiefes Leiden und darum eben sehnen sie sich nach Befreiung von demselben durch die Freundschaft und die Liebe, angefangen von der Mutterliebe bis zum Freundschaftsbunde freier Männer.

Alle horchten mit Entzücken.

Auf dem Rückwege ging Eugen mit Angelika. Sie sprachen über den Philosophen und sein klares Wesen, das er sich selber durch heißen Kampf errungen hatte.

Eugen sagte:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben
Dann ist's kein Wunder wenn ihm viel gelingt,
Man muß an ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.
Doch wer die schwerste aller Lebensproben
Besteht, sich selbst bezwingt,
Den kann man dann mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: das ist er selbst, das ist sein eigen.

Angelika sah dem jungen Manne, während er so sprach, mit inniger Freude in's ernste, begeisterte Gesicht, dann sagte sie:

Sie wollen ja dasselbe vollbringen, wie mir mein Vetter gesagt hat?

Ja, sagte Eugen ernst, das will ich, und wenn ich

meinen Willen durch die That erprobt habe, wenn ich etwas mein eigen nennen kann, dann —

Was dann? frug Angelika leise.

Dann, sagte Eugen erröthend, will ich über den See dort fahren, auf das Jagdschlößchen wandern und mich Ihnen zeigen Angelika! Wollen Sie so lange Ihr Herz für sich bewahren, bis ich wieder komme?

Das werde ich thun, sagte Angelika.

Sie reichte ihm schweigend die Hand, als sie eben bei der Pforte des Jagdschlößchens angekommen waren.

Die Sonne stand schon tief im Westen, der Philosoph und der Maler wollten noch mit dem Abendzuge nach Hause fahren. Die vier Gäste nahmen an der Pforte von dem Förster und Angelika Abschied und wanderten an den See zum Kahn. Für den Förster war ein Geschäftsbrief angekommen, er ging in seine Schreibstube. Angelika gieng nachsinnend in das oberste Gemach des Schlößchens, von wo aus man den See weit überschauen konnte. Sie öffnete das Fester und sah lange, lange dem Kahne nach, der ihre Zukunft trug.

25.

Ein Fabrikaufseher.

Auf dem Kahne wurde unterdessen beschlossen, daß nach acht Tagen eine Versammlung der Bundesglieder bei Herrn Sonnenberg sollte abgehalten werden, bevor Eugen und Nikolaus abreisen würden, was nahe bevorstand. Nikolaus wollte in der Residenz seine Prüfung aus der Rechts-

wissenschaft bestehen, und Eugen sich auf einer deutschen Universität auf das Lehramt vorbereiten. Als der Kahn in Tiefensee landete, war es Zeit, auf den Bahnhof zu gehen. Dort nahmen die jungen Männer von den beiden Gästen Abschied. Eugen begleitete Nikolaus in seine stille Stube und brachte den Abend mit ihm und seiner Mutter zu.

Herr Sonnenberg und der Maler saßen im Wagen. Sie sprachen über Nikolaus, Eugen, den Förster und Angelika.

Mir schwebt das Bild des hochsinnigen Mädchens immer vor, sagte der Maler.

Dann geht es Euch ja, erwiederte der Philosoph, wie es unserm Eugen gehen wird; Angelika hat ihn mächtig angezogen und ich bin darüber froh.

Fürchtet Ihr nicht, Meister! daß ihn die Liebe zu dem zauberisch schönen Mädchen von der reinen, strengen Thätigkeit abhalten wird?

Nein, sagte der Philosoph, das fürchte ich nicht, ich hoffe mit Grund das Gegentheil. Ihr habt ja aus ihrem Gespräch entnommen, daß sie nur lieben kann, wo sie bewundert, und daß sie nur die strenge Thätigkeit bewundert, wie sie ihr Vetter offenbart. Sie liebt Eugen, das ist mir klar geworden; aber sie liebt ihn vorzüglich um seines Kampfes willen nach reiner Thätigkeit. Das fühlt sein Herz, und dieses Gefühl treibt ihn vorwärts, wie das Gefühl der Freundschaft für uns. Die wahre Liebe und Freundschaft müssen zum Thun begeistern, das liegt in ihrem Wesen. Eugen ist durch diese beiden aus der

Nacht zum Tageslicht geführt worden. Wir werden Herrliches an ihm erleben.

Bei einer Station stiegen einige Männer in den Wagen. Einer derselben war Aufseher in einer Spinnfabrik. Er hatte ein entschiedenes aber sanftes Wesen. Er kannte den Maler und grüßte höflich. Er zog ein Stück Brod aus der Tasche und aß.

Ich bin den ganzen Nachmittag herum gelaufen, sagte er, und habe nicht Zeit gefunden, mein Brod zu essen.

Sie waren also in Geschäften in Tiefensee? frug der Maler.

Ja, erwiederte der Aufseher, es kommt manchmal so, daß man nicht anders kann als eingreifen. Die Wittwe eines Arbeiters in unserer Fabrik hat einen Buben, dessen Pathe ich bin. Die Mutter ist immer krank, der Bube ist zu Hause überflüssig, weil seine Schwester da ist; da habe ich mich denn aufgemacht und versucht, ob ich ihn nicht in die Lehre bringen könnte. Da mußte ich denn viel herumlaufen.

Ist es Ihnen gelungen? frug Herr Sonnenberg.

Ja, sagte der Aufseher, es ist mir gelungen, ich habe den Buben schon dort gelassen. Ich hoffe, er wird sich machen. Eine gute Erziehung ist besser als Geld und Gut. Da habe ich gestern in der Zeitung von einem Menschen gelesen, dessen Vater ein Hofrath war; der ließ ihn studieren und verschaffte ihm eine Stelle als Beamter. Der Vater stirbt und der Sohn erbt siebzigtausend Gulden. Denken Sie, meine Herren! siebzigtausend Gulden! Was

thut der junge Mensch? Er gibt seine Stelle auf und bringt die siebzigtausend Gulden in kurzer Zeit durch.

Die Männer an der Seite des Aufsehers zeigten ihr Erstaunen.

Es ist noch nicht aus, sagte der Aufseher. Jetzt ist er im Elend; da stirbt eine Tante und er erbt zweiundneunzigtausend Gulden. Was thut er? Er bringt in einigen Jahren das ganze Geld wieder durch und wird bettelarm. Zuletzt hat er sich an einem Gartenzaun aufgehenkt. So ist's gegangen.

Ein Mann mit schwarzen Augen und Haaren, welcher dem Aufseher gegenüber saß, sagte in näselndem Tone: Er ist aus der Gnade Gottes gefallen und hat den Glauben verloren, darum hat er sich entleibt.

Laßt mir solche Reden aus dem Spiel, sagte der Aufseher, Gott hat ihn nicht verlassen, sondern er hat Gott verlassen, oder eigentlich gar nie aufgesucht, weil er zur Arbeit und Sparsamkeit nicht erzogen worden ist. Der Mensch muß sich nicht auf Gnaden verlassen, sondern auf seine eigenen Kräfte. Bei mir gilt der Spruch: Mensch hilf dir selber, so wird dir Gott helfen.

Der schwarzhaarige Mann lächelte ungläubig.

Sein Vater war ein Dummkopf, fuhr der Aufseher fort, und er selber ein Esel. Wozu hat ihm denn sein Vater eine Stelle verschaffen müssen? Ist denn das nicht schon eine Schande? Wenn es mit einem jungen Menschen etwas ist, so muß er sich selber einen Platz erobern können.

Dem Vater kann ich es nicht übel nehmen, sagte der Schwarze, er wollte seinen Sohn versorgen.

Ihr seht es ja, sagte der Aufseher, wie gut er ihn versorgt hat. Hätte er den Buben erzogen, so hätte er an der Arbeit Freude gehabt und hätte seine Stelle nicht gleich aufgegeben, sobald er Geld bekommen hat, und hätte sich nicht dem Müssiggang ergeben. Mit dem Burschen war es von Haus aus nichts, und da hilft alles Geld und alle Gnade nichts. Ihr meint wohl, Gott hätte an ihm ein Wunder wirken sollen, weil er der Gnade so besonders bedurft hätte?

Die Gelegenheit hat ihn schwach gemacht, bemerkte der Schwarze.

O, die Gelegenheit hat ihn nicht schwach gemacht, erwiederte der Aufseher, sie hat nur gezeigt, daß der Mensch schwach gewesen ist.

Wenn er schwach gewesen ist, sagte der Andere, so hätte er denn auf Gott vertrauen sollen, welcher die Stärke der Schwachen ist. Gott hätte ihm schon weiter geholfen.

Wie denn? frug der Aufseher. Etwa dadurch, daß er ihm noch einmal eine Tante mit hunderttausend Gulden hätte sterben lassen? Glaubt es mir, ein Mensch, der sich selber nicht helfen will und sich immer auf Glück und Gnaden verläßt, dem ist schlechterdings nicht zu helfen. Darum sage ich ja, man muß den Menschen dazu erziehen, daß er sich nur auf sich selber verläßt und sich selber helfen will.

Und recht hochmüthig wird, bemerkte der Andere, den Hochmüthigen widersteht Gott.

Wie Ihr Alles durcheinander werft, sagte der Aufseher. Da ist von keinem Hochmuth die Rede. Was denken Sie davon? frug er den Philosophen.

Daß Sie recht haben, erwiederte dieser. Hoher Muth ist nicht Hochmuth und hohen Muth soll der Mensch sich erwerben, dem widersteht Gott nicht, er liebt ihn vielmehr.

Der Schwarze sah den Philosophen finster an.

So wollte ich es sagen, sagte der Aufseher, ich wollte, daß in diesem Sinn alle Arbeiter hochmüthig wären, und dazu erzogen würden, es stünde viel besser.

Der Bahnzug hielt und der Mann mit den schwarzen Augen stieg aus. Der Philosoph, der Maler und der Aufseher sprachen noch mehr über diesen Gegenstand. Der Aufseher fühlte sich zum Philosophen sehr hingezogen und ersuchte ihn um die Erlaubniß, ihn am nächsten Sonntag besuchen zu dürfen.

Der Zug hielt in Wellenstadt. Es war bereits Nacht.

26.

Wiederfinden.

Herr Sonnenberg saß an einem sehr neblichten Vormittage am Pulte und schrieb wie gewöhnlich. Es ging die Thür auf und in einen langen braunen Mantel gehüllt trat ein Mann mit einem ernsten geistreichen Gesichte ein. Sein ganzes Auftreten zeigte von großer Sicherheit. Er

mochte etwa vierzig Jahre alt sein. Er zog seinen breitkrämpigen Filzhut ab, trat vor den Philosophen und sagte: Doctor! Kennt Ihr mich?

Ein Sonnenblick fuhr über das Gesicht des Philosophen.

Ihr seid mein Ulrich, der mit mir das Brod der Verbannung gegessen hat! Seid mir gegrüßt, mein Ulrich! Ich hoffte nicht mehr, Euch hienieden zu sehen; ich glaubte, Ihr wäret todt.

So ging es mir mit Euch, Victor! erst vor einer Stunde habe ich Eure Spur entdeckt. Da drüben auf dem Berge stieg ich aus dem Omnibus, trat in ein Gasthaus, um zu frühstücken, da zeigte mir des Wirths Söhnchen ein Bilderbuch und erzählte, er hätte es für eine Sonnenblume erhalten. Da dachte ich sogleich an Euch. Wie oft sprachen wir doch am Vierwaldtstädter-See von dieser Blume! Ich sagte zum Knaben: Das Bilderbuch hat Dir Herr Sonnenberg gegeben. Nein, sagte er, das hat mir der Doctor gegeben. Der Wirth gab mir dann nähere Auskunft und da bin ich. Seid mir gegrüßt!

Sie drückten sich die Hände.

Setzt Euch, Ulrich!

Nein, wir wollen auf- und abgehen. Sagt mir zuerst etwas von der Sonnenblume. Ihr wißt, wie uns der Gedanke eines Bundes von Menschen mit reiner Thätigkeit über manche trübe Stunde im Elend hinüberhob.

Der Bund ist gegründet, sagte der Philosoph. Ihr kommt eben recht; morgen ist Versammlung.

Ihr nehmt mich auf?

Natürlich! Ulrich! Erzählt mir jetzt von Euren Schicksalen seit unserer Trennung in Brunnen.

Als ich nach Wäggis zurückkam, fand ich zwei Briefe. Ich öffnete einen und las, daß ich meine kleine Rente verloren habe. Die Gesellschaft hatte Bankerott gemacht. Ich hatte genug an dieser Nachricht und legte mich schlafen. Im Traume sah ich mich als Greis vor einem Hospitale in der Sonne sitzen und wärmen.

Der Philosoph drückte die Hand Ulrichs.

Am andern Morgen las ich den zweiten Brief. Ich wurde benachrichtigt, daß die Nachforschungen der Regierung dahin geführt hätten, ich sei der letzte Sproß der geächteten Grafen von Hohenstein; die Acht sei aufgehoben, ich solle meine Güter in Empfang nehmen. Ich verkaufte sie alle bis auf Hohenstein, wo ich nun lebe und mich abmühe, eine Sonnenblume zu sein oder zu werden.

Ihr, Ulrich! seid also der Graf Hohenstein-Dur, der als Abgeordneter in der Kammer sitzt als Schrecken für die Feinde der Gerechtigkeit und Freiheit?

Ja, sagte Ulrich, ich bin derselbe Hohenstein. Jetzt sagt mir, wie kommt Ihr in dieses kleine Haus in diesem Städtchen?

Ich will's Euch sagen, Ulrich! aber verschweigt es. In diesem Häuschen, in dieser kleinen Wohnung habe ich als armer Knabe gelebt, geträumt, gelernt, gehungert und gestrebt. Da oben auf dem Dache bin ich einsam gesessen und habe fast nur durch mich selber Latein gelernt. Aus diesem Häuschen bin ich in die Welt ausgegangen, und

nachdem ich sie kennen gelernt habe, bin ich wieder hieher zurückgekehrt.

Hier bleib ich in mir selber still und einsam
Und pflege fort mit kindergleicher Demuth
Das Unterpfand der einst'gen frohen Landung.

Ulrich sah den Philosophen schweigend an, in seinen Augen glänzten zwei große Tropfen.

So wollt Ihr nicht nach Hohenstein ziehen und mit mir mein Brod theilen?

Nein, sagte der Philosoph, ich danke Euch, Ulrich!

Und kann ich sonst für Euch gar nichts thun? Ich habe mehr als ich brauche.

Nein, Ulrich! ich danke Euch; ich habe selbst mehr als ich brauche. Ich habe mir so viel verdient. Wenn ich mich mit dem Knaben vergleiche, der hier gelebt hat, bin ich jetzt der reiche Prasser. Ich habe auch von dem Grafen von Hohenstein gelesen, daß er so einfach lebt, wie ein solider Arbeitsmann.

Wenn es nicht schon an und für sich sein Grundsatz gewesen wäre, sagte Ulrich, so hätte er es auf Hohenstein lernen oder Hohenstein verlassen müssen, wenn er Gefühl für Ehre gehabt hätte.

Wie so? frug der Philosoph.

Unter Hohenstein am Bach liegt eine reiche Mühle; ich habe sie immer vor Augen und mein Weg führt an ihr vorbei. Der reiche Müller hat eine Tochter voll Geist und hohen Sinn, sie wirkt mächtig auf die umliegenden Häuser und Hütten durch ihr bescheidenes Wesen. Als diese nun hörte, daß ein Graf das Schloß beziehen werde,

weinte sie aus Zorn und Kummer, weil sie dachte, es werde ein adeliger Taugenichts kommen und die arme Gegend wie ein Wolf verwüsten und die einfachen Sitten verderben. Als Erwiederung habe ich auf der Terrasse, wo man sonst zu tafeln pflegte, ein ganzes Beet voll Sonnenblumen eingesetzt. Ihr Vater preßt das Oel aus und aus dem Erlös kann Ottilie Stoff kaufen, aus dem sie für ein armes Mädchen Kleider macht.

Der Philosoph hörte mit großer Befriedigung zu, wie Ulrich so erzählte.

Ulrich sah auf die Uhr.

Wißt Ihr die Papierfabrik in der Nähe?

Ja.

Ich muß hin, um mit dem Besitzer etwas abzumachen. Er liefert Schöpfpapier zu den Acten für die Kammer; ich muß mit ihm sprechen.

Die Papiermühle ist eine halbe Stunde von hier entfernt, sie liegt in einem Thälchen da drüben, fast verborgen in einer Schlucht. Ich will Euch hinführen.

O thut das!

Wir wollen im Vorbeigehen Fischhorn mitnehmen, er ist ein Glied des Bundes.

Lebt Fischhorn hier? der Maler Fischhorn.

Ja. Kennt Ihr ihn?

Freilich, sagte Ulrich, wir haben in Paris in Einem Hause gewohnt.

Die Sonne hat den Nebel überwunden, sagte Ulrich, ich lasse meinen Mantel hier zurück.

Er nahm ihn ab und hieng ihn an die Thür. Er stand ganz dunkelgrau gekleidet vor dem Philosophen. Sie brachen auf und besuchten den Maler.

Es war ein schönes Wiedersehen.

Wir nahmen auf dem Pantheon in Paris von einander Abschied, sagte Ulrich.

Ich weiß noch jedes Wort von dem, was wir damals sprachen, sagte der Maler.

Herr Sonnenberg theilte dem Maler mit, daß der Graf dem Bunde beigetreten sei und daher redeten sie sich mit „Ihr" an, weil diese Anrede für den Zweck des Bundes in aller Zukunft passender erschien, als „Sie" oder „Du".

27.

Ein Fabrikbesitzer.

Die drei Männer brachen auf, um in die Papiermühle zu gehen. Der Weg läuft an einem Bache dahin, auf dessen beiden Seiten Wiesen und Felder liegen. Dann kamen sie über eine breite Brücke an einer Sägemühle vorbei, dann verengte sich das Thal zu einer Schlucht mit Felsenwänden, zwischen welchen nur die Straße und der klare grüne Bach Raum hatten. Dann öffnete sich ein kleines Kesselthal. In dieser Einsamkeit war die Papiermühle und daneben stand ein alterthümliches Herrenhaus mit einem Thürmchen.

Ein ziemlich hoch und stark gebauter Mann von etwa sechszig Jahren kam aus dem Walde; er trug eine Art

und einige dürre Zweige; er ging auf die Mühle zu. Der Graf frug ihn, ob der Besitzer zu Hause sei.

Nein, noch nicht, aber in zwei Minuten.

Dann sind Sie es selber, sagte der Graf lächelnd.

Ja, erwiederte Herr Waller, kommen Sie nur mit mir in mein Haus.

Sie traten in die Hausflur, welche mit alten Oelgemälden geziert war und dann in das Wohnzimmer zu ebner Erde. Es zeigte von Wohlhabenheit und altmodischem Geschmack. In der Mitte stand ein ovaler Eichentisch mit einigen alterthümlichen Lehnstühlen. An der Wand stand ein brauner Glasschrank aus Maserholz mit werthvollem bemalten Porzellangeschirr und Gläsern. Auf der anderen Seite eine Commode aus Maserholz mit glänzenden Messingbeschlägen, an den Fenstern kleine Mahagonitischchen, an den Wänden alte Bilder, und zwischen den Fenstern gegen den Garten ein hoher Spiegel mit dunklem Rahmen, darunter ein Pfeilertisch, auf welchem Bücher lagen. Die Aussicht auf den Garten und den grünen Bach, sowie der warme Sonnenschein, der durch die Fenster drang, machten die Stube noch behaglicher.

Der Graf von Hohenstein-Dur stellte sich und seine Begleiter vor und besorgte kurz das Papiergeschäft, worüber der Fabrikbesitzer sehr erfreut war. Er lud die Herren zu einem Morgentrunke ein und holte aus einem Wandschranke eine große Flasche Wein und aus dem Glasschranke vier Gläser. Dann ging er hinaus und brachte Schinken und Brod.

Den Gästen fiel die ungewöhnliche Stille im Hause

auf. Sie dachten, Herr Waller wohne hier ganz allein. Da kam ein achtzigjähriges Männchen am Fenster vorbei, dem Hausthor zu, und trug dürres Reisig.

Mein Holzknecht, sagte Herr Waller lächelnd. Er war mit mir im Walde. Immerhin leistet er noch etwas und jedenfalls ist sein guter Wille zur Arbeit schätzenswerth, und gibt den jüngeren Leuten ein gutes Beispiel.

Den drei Gästen gefiel diese Ansicht recht wohl und der Philosoph veranlaßte Herrn Waller, mehr darüber zu sagen.

Erlauben sie mir ein Wort an das Männchen, sagte Herr Waller, ging zur Thür und sagte: Trag das Holz in die Küche, Paul! und sag, sie sollen Dir eine Weinsuppe kochen.

Das Männchen lächelte vergnügt und nickte mit dem schneeweißen Kopfe.

Ich kann annehmen, meine Herrn! daß das Männchen täglich um sechs Kreuzer Holz oder andere Abfälle zusammen trägt, welche sonst verloren gingen, und sein gutes Beispiel in der Arbeitsamkeit und Pflichterfüllung kann ich täglich wenigstens auf einen halben Gulden anschlagen; somit hat er sich die Weinsuppe wohl erschwungen. Ist es nicht so?

Die Berechnung ist ganz richtig, sagte der Graf lächelnd, Sie wissen aus Dem etwas Nützliches zu machen, was die meisten Menschen als unnütz ansehen.

Dafür bin ich ein Papierfabrikant, Herr Graf! sagte Herr Waller heiter, wenn der einmal etwas wegwerfen muß, dann ist es nicht mehr des Aufhebens werth. Es geht

wohl in der Geschichte der Menschheit auch beiläufig so zu. Nicht wahr? Herr Doctor!

Ja, sagte Herr Sonnenberg, es geht so zu. Alles, was nur immer aufhebenswerth ist, hebt der Weltgeist auf und verarbeitet es. Wir sehen das an dem alten Männchen. Durch sein bloßes Dasein und sein kleines Wirken ist er im großen Haushalte der Menschheit aufhebenswerth. Er wirkt auf die jüngeren Arbeiter wie ein Prediger, und diese wirken dann wieder auf andere ein, und so weiter. Dadurch wird die Trägheit und Pflichtvergessenheit beständig bekämpft.

Herr Waller ging zur Kommode und brachte ein großes Tischtuch aus tausend bunten Kattunstückchen zum Vorschein und breitete es aus.

Solche Tücher verfertigen meine weiblichen Arbeiter in müßigen Stunden, sagte er. Sie dürfen sich die brauchbaren Kattunfleckchen aus dem Lumpenhaufen auslesen und ich kaufe ihnen dann die fertigen Tücher ab, das heißt, ich gebe ihnen für die verdiente Summe Stoff zu Kleidungsstücken, welchen ich selber aus der Fabrik beziehe.

Was machen sie mit den Tüchern, Herr Waller?

Für diese handle ich Lumpen ein, antwortete er. Manche Hausfrau ist sehr froh, auf eine so wohlfeile Weise zu einer Tisch- oder Bettdecke zu kommen, die vor Staub schützt.

Wie wir vorhin gesehen haben, sagte der Maler, gehen Sie selbst mit dem besten Beispiele der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit voran. Sie kamen aus dem Wald mit Reisig.

Ja, sagte Herr Waller, ich bin ein großer Egoist, wie Sie sehen. Ich sorge durch die Waldarbeit für meine Gesundheit, habe Bewegung, athme die herrliche Waldluft ein, habe den Genuß an der Naturschönheit, lerne allerlei, kann ungestört denken und dichten, erspare einen halben Taglöhner, ärgere mich nicht, bringe noch Reisig für die Küche und das Beispiel geht nebenbei. Und noch Eins. Das Lesen und Schreiben gewährt mir nach solcher Thätigkeit viel höheren Genuß. Trinken Sie doch meine Herren! ich hoffe, der Wein ist gut; ich mag die schlechten Weine selbst nicht trinken.

Er ist sehr gut, sagten die Gäste, und stießen mit Herrn Waller fröhlich an.

Sie haben keine Kinder, Herr Waller? frug der Graf.

Ich bin ein kinderloser Wittwer, Herr Graf! Kinder hatte ich nie, und Wittwer bin ich noch bei Lebzeiten meiner Frau geworden.

Die Gäste lächelten.

Wie so? sagte der Philosoph, erzählen Sie uns doch! wir können von Ihnen lernen.

Ich bin in diesem Hause geboren, war das einzige Kind meiner Mutter, welche eine sehr gebildete Frau war. Ein Lehrer wurde in's Haus genommen und ich lernte Latein und Griechisch u. s. w. Meine Mutter starb, mein Vater heirathete wieder; es kamen viele Kinder rasch nacheinander. Da wurde ich zu allen möglichen Arbeiten angehalten; sogar spinnen mußte ich. Ich war ein junger Mann, als mein Vater starb und acht unversorgte Kinder hinterließ. Ich mußte die Papiermühle mit einer schweren

Schuldenlast übernehmen. Da war es für mich gut, daß mir die Arbeitsamkeit zur zweiten Natur geworden war. Ich arbeitete mich aus den Schulden heraus; die Mutter starb; die Kinder wurden allmälig versorgt und ich war in einem schönen Besitz.

Da hatten Sie dann schöne Tage, sagte der Graf.

Ja, antwortete der Fabrikbesitzer, wenn mein Herz mir keinen Streich gespielt hätte. Ich verliebte mich in ein adeliges Fräulein in der Nachbarschaft und führte sie auch heim. Wir bekamen keine Kinder und da war es meiner Frau hier zu langweilig. Je mehr sie an Aufwand und Zerstreuung dachte, desto mehr dachte ich an Sparsamkeit und Zurückgezogenheit. Sie hatte einen Neffen in der Stadt, welcher Besitzer eines Hauses, aber noch minderjährig war. Da ergriff sie den Anlaß, zur Erziehung des Neffen und zur Regierung des Hauses in die Stadt zu ziehen. Ich blieb natürlich hier. Das war nun ein eigenthümliches Verhältniß. Wir besuchten uns gegenseitig einigemale in der Woche. Kam ich in das Haus in der Stadt, so kam ich mir so fremd vor, wie ein Pilger; kam meine Frau, so brachte sie Herren und Damen mit, die mir mein Haus mit Lärm und Unordnung erfüllten. Nun war ich eigentlich gar nirgends mehr zu Hause. Ich schaffte fast alle meine Habseligkeiten in die Zimmer da oben und steckte die Schlüssel zu mir. Da hielten mich die Offiziere und die anderen adeligen Herren für einen Knicker, und wollten nicht herausfahren. Da aber meine Frau ohne lebhafte Gesellschaft nicht leben konnte und an die Stadt so sehr gewöhnt war, erfüllte

ich ihren Wunsch und richtete ihr ein Hauswesen in der Stadt ein, nachdem ihr Neffe den Besitz des Hauses übernommen hatte. So lebten wir in gutem Frieden, jedes nach seiner Weise. Wenn ich in meinem kleinen Papierladen in der Stadt den Schulkindern um einige Kreuzer Papier vorzählte, konnte ich manchmal meine Frau mit meinen zwei Schimmeln vorüberfahren sehen, die sie während des Tages zur Verfügung hatte. Abends fuhr dann ich heim. So ging es ganz erträglich. Vor zehn Jahren starb meine Frau und seit dieser Zeit lebe ich nach der Weise, die Sie kennen gelernt haben, und ich befinde mich ganz wohl dabei; jedenfalls viel besser als mein Pfarrer da drüben in dem schönen Hause auf dem Hügel, der vor Langweile sich und Andern zur Qual lebt. Der ist ein kreuznärrischer Kauz, und ich muß lachen, wenn ich an ihn denke. Was meine Papiermühle angeht, so mag sie mein Nachfolger modern einrichten, ich bleibe meiner gewohnten Weise treu.

Sie haben Recht, sagte der Philosoph, sie wirken auf Ihre Weise wohlthätig in der Welt. Die neuen Einrichtungen, wenn sie auch noch so vortheilhaft sind, machen zum Wohl der Menschen nichts aus, wenn die Menschen nicht arbeitsam und sparsam sind. Ich kenne moderne Papierfabriken, deren Besitzer rasch zu Grunde gegangen sind; sie verließen sich auf den Dampf und meinten, sie seien nur zum Verzehren da. Das thaten dann andere auch, machten sich Concurrenz und so ruinirten sie sich.

Die alte Base trat ein und meldete Herrn Waller, daß ein Landwirth draußen warte. Er wolle seine heute fälligen Zinsen zahlen.

Wenn Sie erlauben, meine Herren! sagte Herr Waller, so lasse ich den Mann eintreten; in einigen Minuten ist die Sache abgemacht.

Er rief den Landwirth in die Stube an ein Tischchen nahe an der Thür. Dieser zählte das Geld auf, Herr Waller bestätigte den Empfang und gab ihm einige größere Silberstücke zurück. Das ist für die Pünktlichkeit, sagte er.

Der Landwirth steckte die Silberstücke mit Behagen ein und empfahl sich.

Die Silberstücke, sagte Herr Waller, habe ich aus Egoismus einem Egoisten gegeben. Wenn er morgen gekommen wäre, hätte er sie nicht erhalten; das weiß er und daher bringt er das Geld pünktlich und ich habe keinen Verdruß, was mir mehr gilt als die Paar Gulden.

Die drei Gäste erhoben sich zum Aufbruch. Sie besorgten, sonst zu spät in die Stadt zu kommen.

Die Pferde sind schon eingespannt, sagte Herr Waller, und ich ersuche Sie, mich mitzunehmen, ich will vor Tisch noch einige Worte mit dem Bürgermeister sprechen.

Der Wagen fuhr vor, die Gesellschaft stieg ein und frisch ging's am Bach und an der Felsenwand dahin, über die Brücke an der Sägemühle hinaus in's schöne fruchtbare Thal. Wenn sie unter Bäumen dahin fuhren, sah

Herr Waller aufmerksam auf und riß die hängengebliebenen Stroh- und Heuhalme herab und steckte sie in die Seitentasche des Wagens. Es war ihm Bedürfniß zu sammeln.

Sie fuhren unter dem Pfarrhause vorbei, das reizend auf einer Anhöhe neben der Kirche liegt.

Da droben wohnt der wunderliche Pfarrer, sagte der Graf, von dem Sie gesagt haben, Herr Waller!

Ja, da oben hockt die Eule, sagte Herr Waller lächelnd.

Er hat ja die schönste Aussicht, bemerkte der Maler.

Er sieht niemals hinaus, sagte Herr Waller; er wohnt zu ebner Erde in einem dunkeln Loche, das einem Gewölbe gleicht, mit der Aussicht auf den Friedhof, in dem er täglich nach Tisch arbeitet.

Und was macht er da?

Er pflastert die Särge zum Aerger der Angehörigen mit Kieselsteinen aus, damit keine Blumen wachsen können.

Der Barbar! sagte der Maler.

Dann hält er den Leidtragenden darüber lange Reden, wie er ihnen dadurch sparen helfe; rechnet ihnen vor, wie die Blumen die Särge ruiniren und was ein neuer Sarg kostet u. s. w.

Ist er denn so ungebildet? frug der Maler.

O nein, sagte Herr Waller lachend, er gehört zu den gebildetsten Geistlichen des ganzen Sprengels.

Ist er denn ein Geizhals? frug der Graf.

Nein, sagte Herr Waller, es gefällt ihm nur, wenn er für einen Geizhals gehalten wird und sich die Leute ärgern.

Ich begreife ihn, sagte Herr Sonnenberg, er hatte

Anlage, edler Wein zu werden und ist in Folge verkehrter oder roher Behandlung scharfer Weinessig geworden.

So ist es, sagte Herr Waller, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Er war ein sehr hochstrebender, geistreicher junger Mann mit den feinsten Manieren. Er war Professor. Ich kannte ihn schon damals. Er strebte nach dem Purpur; rohe heuchlerische Bauernsöhne wurden ihm vorgezogen; um ihn von der Lehrkanzel und aus der Stadt zu entfernen, trug man ihm diese schöngelegene, bequeme und reich dotirte Pfarrstelle an. Er bezog sie als ein noch ganz junger Mann, aber mit verbittertem Gemüthe. Er hat ein großes Einkommen und fast nichts zu thun; denn es ist noch ein jüngerer Geistlicher stiftungsmäßig angestellt und die Pfarrei ist nicht groß.

Was thut er nun immer in dem schönen Hause? frug der Graf.

Er denkt darüber nach, sagte Herr Waller lachend, wie er möglichst raffinirt unter der Maske der Menschenfreundlichkeit Alle quälen kann, die mit ihm in Berührung kommen. Darin hat er dann seine Befriedigung. Er ist in seiner Art ein großer Künstler. So hat er zum Beispiele zwei Haushälterinnen zu gleicher Zeit in seinem Hause, und keine weiß, ob sie der andern übergeordnet oder untergeordnet oder gleichgeordnet ist. Da können Sie sich die Wirthschaft denken.

Der Maler mußte laut lachen, er stellte sich die Wirthschaft lebhaft vor.

Das ist freilich raffinirt, sagte der Philosoph. Ulrich! was sagt Ihr dazu?

Dasselbe, sagte der Graf. Das heißt einmal die Disharmonie gründlich cultiviren.

Der andere Geistliche, fuhr Herr Waller fort, muß mit ihm am Tische speisen. Nun bietet der Pfarrer seinen ganzen Scharfsinn auf, an seinem Haus- und Tischgenossen seinen Groll über den ganzen Stand auszulassen. Er läßt zum Beispiele nur drei Klöße auftragen, wer mit seinem ersten zuerst fertig wird, kann den zweiten herausstechen. Sie können sich denken, mit welchem Grimme der Geistliche am Tische sitzt. Mit der frenndlichsten uud unbefangensten Miene veranlaßt er seinen Tischgenossen, irgend etwas zu erzählen, wodurch die Zeit verstreicht und der arme Geistliche um den zweiten Knödel kommt und dafür Aerger verschluckt. Der Kunstgriff des Pfarrers wechselt aber im Jahre wenigstens dreißigmal. Aber immer handelt er nach dem Wahlspruch: suaviter in modo fortiter in re.

Die Männer lächelten und Herr Waller zupfte von einem Birnbaume, unter welchem sie wegfuhren, Heubüschel herab und steckte sie wieder in die Seitentasche. Er deutete dann zur Kirchhofsmauer hinauf, von welcher aus man eine sehr schöne Aussicht hat.

Sehen Sie dort den unglückseligen alten Schulmeister auf der Platte lehnen, sagte Herr Waller, und dort hinüber blicken?

Ja, sagte der Maler, was ist's mit ihm?

Daß die Gewohnheit wirklich ein eisernes Hemd ist, sagte Herr Waller. Er ist ein Schulmeister nach altem Schnitt, ein gutmüthiger simpler Mann, der stark auf Gott

vertraut und so ziemlich Alles gehen läßt, wie es geht. Er hat auch ein gutes Einkommen, hält einen Schulgehülfen, versieht die Kirche und Sakristei und seine kleine Oekonomie aus Liebhaberei. Er ist immer griesgrämig, aber die beste Seele von der Welt, neckt Niemand und hält auf Frieden. Nun läßt sich dieser Schulmeister nicht wehren, um elf Uhr zu läuten und hernach an der Kirchhofmauer zu lehnen und eine Viertelstunde so für sich in die Welt hinaus zu schauen und an alle Schulmeister zu denken, deren Kirchthürme er von da aus sieht. Da denkt er an vergangene Zeiten und was sie alle in dieser Stunde thun mögen und so weiter.

Das ist ja eine schöne Viertelstunde, sagte der Maler.

Das ist's ja, sagte Herr Waller, was ich sagen will. Der Schulmeister läßt nicht davon ab, dort zu lehnen und zu schwärmen, und fast täglich kommt der Pfarrer wie von ohngefähr und zerstört seine schönsten Schwärmereien. Sie sehen da drüben jenseits des Flusses einen Thurm, das ist Waltershofen, eine halbe Stunde von hier. Was thut der Pfarrer? Er frägt den Schulmeister, ob er diesen Thurm mit freien Augen sehen könne und ob er wisse, wie der Ort heiße. Der Schulmeister ist grimmig, geht brummend in sein Haus hinab und brummt lange gegen Frau und Tochter über den Pfarrer. Er kennt Waltershofen so gut wie ich, sagt er, was frägt er mich denn? Meint er, ich habe mein Gedächtniß verloren? — So geht es fort; und am andern Tage lehnt er wieder dort oben, wie jetzt.

Eines Tages lehnt mein Schulmeister wieder dort

und der Pfarrer steht wieder bei ihm und nimmt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Auf einmal fährt der Schulmeister mit dem Schrei auf: Teufelskreatur! und schlägt mit der einen Hand herum.

Sie beschimpfen und bedrohen mich, sagt der Pfarrer, Ihren besten Gönner? was ist das?

Was es ist? sagt der Schulmeister kläglich, eine Wespe hat mich gestochen.

So! diese niedliche Wespe, die so lange auf ihrer Hand gesessen ist?

So, sagte der Schulmeister vorwurfsvoll, Sie haben den Teufel sitzen gesehen?

Freilich.

Warum haben Sie mir's aber nicht gesagt?

Weil ich der Weisheit Gottes nicht vorgreifen will, Herr Schulmeister! wer weiß es denn, wozu der Stich gut ist. Wir arme Menschen sind kurzsichtige Wesen. Große Sünder sind schon durch so scheinbar kleine Ursachen zur Umkehr bewegt worden.

Der Schulmeister ging, wüthend über den Pfarrer und den Wespenstich, zum Mittagessen.

Ich habe es doch schon selber mit angesehen, brummte er, daß der Pfarrer der Weisheit Gottes vorgegriffen und Wespen getödtet hat, die ihm gar nichts gethan hatten.

Dieser Pfarrer ist ein schönes Exemplar, sagte der Maler.

Alljährlich, fuhr Herr Waller fort, muß er an einem Tage ein Stiftungsessen für die Stiftungs- und Kirchenverwalter geben, wozu auch die Lehrer geladen werden.

Dieser fatale Tag fällt auf einen Sonntag. Der Pfarrer predigt so lange, daß die Gäste voll Hunger gleich nach dem Gottesdienste in das Pfarrhaus kommen müssen, wo ihnen der Pfarrer in kostbaren Flaschen und Gläsern elenden, sauren Wein aufsetzt. Das sei ein besonders guter Appetitwecker, sagt er, er könne nicht ansehen, wenn die Gäste seinen Tisch verschmähen. Die Bauern trinken den sauern Wein und harren mit Schmerzen auf das Essen. Die Suppe ist aufgetragen. Nur noch Eines, sagt der Pfarrer, damit ich es nicht vergesse; es ist zu heiter. Nun erzählt er ihnen noch eine lange Geschichte. Da kommt die Haushälterin und erinnert daran, daß die Suppe aufgetragen. Richtig! sagt der Pfarrer, habe es ganz vergessen; bitte tausendmal um Entschuldigung, ich denke eben immer an andere Dinge, das Essen kommt mir so gemein vor. Nun geht es zu Tisch. Es ist bereits zwölf Uhr. Nun schöpft er so langsam die Suppe, daß der Erste mit dem Essen längst fertig ist, wenn der Letzte erhält.

Es ist doch so schön, sagt er, wenn Brüder so friedlich bei einander wohnen, wie es im Psalm heißt. Es ist so schön wie das Oel, das über den Bart Aarons herabträufelt.

Er weiß nämlich, daß dieses Gleichniß den beiden Schullehrern Eckel verursacht. Nun kommt Ochsenfleisch und Beilage. Die Gäste sehen mit Verlangen auf das prachtvolle Stück. Die Küche des Pfarrers ist musterhaft. Der Pfarrer fängt zu zerlegen an, läßt aber plötzlich die Gabel in dem großen Stücke stecken und sagt: Reichen Sie unterdessen meine Dose herum, Herr Schulmeister!

ich sehe Ihnen an, daß Sie eine gute Prise wünschen. Er langt in die Tasche. Wo ist meine Dose? sagt er. Ich habe sie gewiß in der Sakristei liegen gelassen. Sehen Sie doch nach, ich will im Zimmer nachsehen. Nun sucht er an seinem Pulte herum; er findet sie nicht; der Schulmeister kommt zurück; in der Sakristei ist sie auch nicht zu finden. Sollte ich sie etwa in die andere Tasche meines Kleides gesteckt haben? Wahrhaftig! da ist sie! So geht es in fröhlicher Gesellschaft. Nun wird das Fleisch vollends zerlegt und in großen Stücken verschlungen. Es wird ein sehr großer Krug mit Bier hereingetragen, aber o weh! Gläser werden auf den Tisch gestellt, die kaum einen einzigen Schluck fassen. Schäumen muß das Bier, sagt der Pfarrer, schenke auch so ein, Katharina! daß es schäumt. Natürlich ist es auf diese Weise mit dem Trinken nichts.

Sie haben solchen Festessen gewiß schon manchmal beigewohnt? frug der Maler.

Einmal, sagte Herr Waller, dann nicht mehr.

Wie geht es weiter? frug der Maler heiter.

Vom Thurme läutet es, sagte Herr Waller, und die hungrigen Gäste sehen sich verblüfft an.

Schon Dreiviertel! wie doch die Zeit so rasch vergeht, sagt der Pfarrer; das macht die angenehme Gesellschaft.

Um Ein Uhr ist Stiftungspredigt, welche der jüngere Geistliche hält. Er muß auf sein Zimmer, um sich vorzubereiten.

Jetzt wollen wir aber etwas rascher machen, sagt der Pfarrer. Er schellt, vortrefflich gebratene Kapaunen

werden aufgetragen und von den Augen der Gäste verschlungen. Wir wollen gleich herumreichen, sagt der Pfarrer, nachdem er einen halben Vogel in sehr kleine Theile zerlegt hat.

Nimm das Bier weg, Katharina! wir wollen Wein trinken.

Nun wird der beste Wein aufgestellt. Der Pfarrer schenkt ein, hält eine Ansprache und stößt an. Unterdessen nimmt Katharina unvermerkt die Kapaune weg und stellt eine Torte auf. Die Bauern denken an ihre Frauen. Da schlägt es Ein Uhr und die Glocken läuten.

Ich lasse Sie nicht fort, sagt der Pfarrer, wir müssen zum Schluß noch rasch ein Glas Schaumwein auf unser Aller Wohlsein leeren.

Der Kork fliegt an die Decke; der Schaumwein perlt, es klingen die Gläser und der Wein verschwindet.

So haben wir es doch noch gut hinausgebracht, sagt der Pfarrer, es war für mich eine schöne Stunde. Hoffe, wir sitzen heute über's Jahr wieder so fröhlich beisammen. Jetzt aber eilen Sie in die Kirche des guten Beispieles wegen.

Das ist ein stark verdunkelter Geist, sagte der Philosoph, ich bin begierig, seine Lichtseite zu erfahren.

Er hat ein armes Mädchen in sein Haus aufgenommen, sagte Herr Waller, das ein Musterbild von Häßlichkeit und Widerspenstigkeit gewesen ist und noch ist. Kein Mensch mochte das Kind ausstehen, kaum seine eigene Mutter, die eine herumziehende Person war und in's Arbeitshaus gesperrt wurde. Der Pfarrer nahm das Mädchen

nicht nur auf, sondern erzieht es, so gut er kann und sieht es gern um sich, besonders, weil sein häßlicher, grundwiderwärtiger, verzogener Spitz auf das Mädchen eifersüchtig ist und dieses auf jenen.

Die Gesellschaft war in der Stadt angekommen und sie stiegen aus. Der Fabrikbesitzer lud die Männer freundlich ein, ihn bald zu besuchen.

28.

Eine Versammlung.

Schon um sieben Uhr morgens waren sechs Männer in der Stube des Philosophen versammelt. In der Mitte stand ein Tisch mit sieben Stühlen. Sie setzten sich mit Herrn Sonnenberg um den Tisch, auf welchem Schreibzeug, Papier und eine Glocke war. Neben dem Philosophen saßen der Maler und Hohenstein, neben ihnen der Gutsbesitzer, Herr Weichselbaumer und Eugen. Sie waren alle in gehobener Stimmung, ihre Geister waren munter und frisch wie der Morgen. Unter ihnen klopften die Schuhmacher kräftig das Sohlenleder. Der Philosoph klingelte und eine feierliche Pause trat ein. Hierauf sagte der Philosoph: Preis sei Gott, unsrem Vater! und Friede sei mit Allen, die sich ihm nahen. Unser Bund will das, was alle wollen sollen und können, das rein Menschliche. Er will drei Gedanken verwirklichen, nämlich die geistige Selbstständigkeit des Menschen, die Zusammengehörigkeit der Menschen und die Gottgehörigkeit. Das kann und soll jeder Mensch wollen, das ist sein Recht, seine

Pflicht. Wo der Mensch immer steht, soll er selbstständig sein im Denken, er soll wissen, woher er ist, wohin er will, wem er angehört und was er zu thun hat, um sein Ziel zu erreichen; er soll selbstständig sein im Wollen und soll sich seiner Ueberzeugung gemäß bestimmen und das Gewollte energisch ausführen. So soll der Mensch in sich selber das Leiden, welches durch die Unwissenheit, durch Willensschwäche und durch die sinnlichen Triebe verursacht wird, überwinden und soll reine Thätigkeit entfalten und um diese Thätigkeit wissen, und im Wissen um dieses Wissen innern Frieden mit sich selber haben. So ist dann der Mensch Ebenbild des hochherrlichen Gottes.

Das Zweite ist die Verwirklichung des Gedankens der Zusammengehörigkeit. Der Mensch ist von Haus aus ein Glied eines Leibes. Er kann und soll durch reine Thätigkeit das werden, was er von Natur ist. Die nothwendige Bedingung des Zusammenlebens der Menschen ist die Gerechtigkeit. Der selbstständige Mensch kann und soll die Gerechtigkeit wollen; er soll freiwillig sein, was er ohnehin sein muß, wenn er mit Anderen leben will. Der freie Mensch muß aber noch mehr sein wollen, als gerecht. Er muß seine reine Thätigkeit entfalten, so weit er kann und rund um sich herum das Leiden in der Welt verdrängen und überwinden, und reine Thätigkeit erzeugen. Er muß unter den Menschen wie die herrliche Sonne über uns sein, welche Finsterniß und Kälte vertreibt, Licht und Wärme erzeugt. Der Mensch soll sittlich thätig sein, dann ist er ein Ebenbild des hochherrlichen Gottes, welcher die Menschheit mit unaussprechlicher Thätigkeit anzieht, vom

Leiden befreit, erleuchtet und erwärmt. Solche sittliche Thätigkeit will unser Bund. Darum wollen wir einen freien Rechtsstaat, in welchem die Sittlichkeit sich entfalten kann.

Der dritte Gedanke, welcher verwirklicht werden soll, ist die Gottgehörigkeit. Der Mensch gehört von Haus aus Gott, dem allein Unabhängigen, an; der sittliche Mensch kann, soll und darf sich mit reiner Thätigkeit zu dem machen, was er von Natur ist, ein Angehöriger Gottes. Der sittliche Mensch kann ein Freund Gottes werden, worin eine innere Befriedigung liegt, welche allen Begriff und jeden Ausdruck übersteigt. Der Mensch darf Gott, die ewige Schönheit, lieben und zwar mit der ganzen Kraft seiner Seele. Diese reine Liebe Gottes begeistert den Menschengeist zur reinsten Thätigkeit, durch welche er als Freund Gottes wirkt, um seines Freundes werth zu sein. So ist der Mensch im Wissen und Wollen, Freund Gottes zu sein, ein hohes stolzes Wesen, zu hoch für den gemeinen Genuß, zu stolz, um in der Trübsal zu verzagen. Das Wissen, Freund Gottes zu sein, überwindet alles Leiden. Solche stolze Größe will unser Bund. Darum wollen wir eine freie Kirche.

Jedes Mitglied unseres Bundes hat das Recht und darum die Pflicht, so weit seine Macht reicht, die drei Gedanken, von denen ich gesprochen habe, zu verwirklichen. Wo es immer in der Welt weilt, wird es, seiner Bundespflichten eingedenk, reine Thätigkeit entfalten und soll begeistert werden durch das Wissen, daß die anderen Bundesglieder dasselbe thun und einander in treuer Liebe

unterstützen. Seid also tapfer, Freunde! und überwindet als Freunde Gottes und als Glieder eines großen Ordens das Leiden, wo Ihr es immer findet. Jeder von uns sei ein Helianthus, hochragend, der Sonne zugewendet, ihr folgend, sie spiegelnd, reich an Oel für die leidende Menschheit. Preis sei Gott, unserm Vater! und Friede Allen, die sich ihm nahen.

So sprach der Philosoph. Es entstand wieder eine längere Pause. Die Bundesglieder waren in begeistertes Nachdenken versunken. Was der Meister gesagt hatte, war jedem klar; aus ihm redete ja nur die reine Vernunft, welche allen Menschen wie das Sonnenlicht gemein ist.

Hierauf wurden mehrere Bestimmungen für die Thätigkeit des Bundes getroffen. Herr Königsberg schrieb sie nieder. Jeder Mensch, der einen guten Willen hat, sich zur reinen Thätigkeit emporzuarbeiten, soll in den Bund aufgenommen werden können. Ausgeschlossen sollten sein, welche nicht einmal die gemeine Gerechtigkeit wollen, sondern die Ungerechtigkeit mit Wissen üben, welche reine Sitten nicht anstreben und welche gar kein Bedürfniß nach dem höchsten Wesen haben, Gott gar nicht suchen wollen, sondern mit dieser Welt zufrieden sind.

Es wurde ferner beschlossen, daß der Stammconvent der Mittelpunkt für alle Glieder bleiben solle, mit dem sie in Verbindung bleiben sollen, wie es Freunden zusteht. In dem Stammconvent sollte in jeder Woche eine Besprechung Statt finden und sollen die eingelaufenen Zu-

sendungen mitgetheilt werden. Alljährlich sollten die auswärtigen Bundesglieder, wenn es ausführbar ist, einmal im Stammconvente sich einfinden. Kein Ansehen der Person soll im Bunde gelten; die Selbstständigkeit eines Jeden Jedem heilig sein; wer hierarchische Gelüste nährt, soll ausgestoßen werden. Zu einem Richterspruche über ein Mitglied des Bundes sind zwei Drittheile der Glieder erforderlich. Der Angeklagte soll einen Vertheidiger erhalten.

Es wurde beschlossen, daß alle äußeren Zeichen und Ceremonien zu verwerfen sind, bis auf die Aufnahme in den Bund durch Handschlag auf reine Thätigkeit und auf ein Freundschaftsmahl mit Wein und Brod. Bei der Aufnahme soll das Bundesglied ein weißes Band mit einer eingestickten Sonnenblume erhalten und es aufbewahren. Wenn ein Bundesglied stirbt, soll nicht getrauert werden, denn es kommt näher zu Gott. Eben so soll, wenn einem Bundesgliede ein Kind geboren wird, kein Freudenfest stattfinden, denn es tritt erst auf den Kampfplatz.

Nach zwei inhaltsvollen Stunden trennten sich die Bundesglieder. Der Meister war allein. Er saß lange in tiefes Nachdenken versunken, bis ihn ein warmer Sonnenstrahl, der auf sein Haupt fiel, mahnte, daß es Zeit sei, hinauszugehen in die sonnenwarme Luft. Es war verabredet worden, Nachmittag im Haidehof zusammen zu kommen; Abends wollten Ulrich, Eugen und Nikolaus abreisen. Der Gutsbesitzer ging schon Vormittags nach Haus, um die frohe Botschaft zu bringen und Ulrich ging mit

ihm. O! was war das für ein herrlicher Gang über die Felder und die Haide im milden Sonnenschein! Wie war Herr Birkenfeld über Ulrich erfreut, und dieser über ihn. Adelheid sah sie von weitem und ging ihrem Vater entgegen. Wie staunte sie, als sie Ulrich in der Nähe sah! Er hatte etwas von Herrn Sonnenberg an sich und war doch wieder ganz eigenartig.

Seht, Ulrich! sagte ihr Vater, Adelheid hat mit dem Meister ein Liebesgeheimniß gehabt.

Adelheid erröthete, Ulrich reichte ihr die Hand und sah sie heiter an. Auch die Mutter kam in den Garten. Sie war ebenfalls über die Erscheinung Ulrichs erstaunt. Es fiel ihr auf, daß er sich im Garten begierig umsah.

Seid Ihr schon einmal hier gewesen? Ulrich! frug Herr Birkenfeld.

Nein, Eberhard! aber mir ist Haus und Garten nicht fremd, ich habe von ihnen schon eine Beschreibung gehört. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, hat mir der Meister am Vierwaldtstädtersee von ihnen gesagt. Er war als armer Knabe auf einer Haide.

Sie waren mit Herrn Sonnenberg schon früher bekannt? frug die Hausfrau.

Ja, sagte Ulrich, wir lebten lange zusammen in der Schweiz, wie scheues Wild vom Jägergarn umkreist, wie Viktor sagte.

Während er so sprach, verdüsterte sich sein schönes Gesicht und ein eigenthümliches Lächeln blitzte zugleich auf.

Ja, fuhr er fort, er war ein heilend Oel für meine

Wunden; er war mein Lehrer und mein Freund. Ich bin sein ältester Jünger im Bund.

Er sprach in seiner Begeisterung fort und riß sie alle hin. Mutter und Tochter vergaßen, daß sie Ulrich heute zum erstenmale gesehen hatten.

Nachmittag kamen der Maler und Eugen und dann Herr Sonnenberg und Nikolaus.

Die Gesellschaft verlebte einige schöne Stunden im Haus und Garten. Es wurde auch Manches für die Zukunft bestimmt. Abends wanderten die fünf Gäste in die Stadt und dann fuhren Ulrich und Nikolaus mit dem letzten Bahnzuge fort, um als Sonnenblumen auf ihren Plätzen in der Ferne zu blühen. Ulrich mußte zu den Kammersitzungen eintreffen, Nikolaus bereitete sich auf seine Prüfung in der Rechtswissenschaft vor.

29.

Eine Erzählung.

Einige Tage nachher war Herr Sonnenberg beim Maler. Sein Blick fiel auf ein Oelgemälde an der Wand, einen alten Klostergang mit einer kranken Nonne vorstellend, welche in der hereinströmenden Sonnenwärme in einem Lehnstuhl saß. Neben ihr stand eine Laienschwester, welche ihr eine Erfrischung reichte.

Habt Ihr die Nonne selber gesehen, Johannes?

Ja, sagte der Maler, ich erhielt die Erlaubniß, in die Clausur zu treten.

Herr Sonnenberg sah das Gesicht der Nonne aufmerksam an.

Hieß sie nicht Theresia?

Ja, sagte der Maler. Woher wißt Ihr das, Meister?

Ich will Euch etwas erzählen.

Sie saßen dem Bilde gegenüber und Herr Sonnenberg erzählte:

In einem Postwagen fuhren einmal in der Schweiz Nachts eine junge Dame und ein junger Mann voll Geist. Sie vertieften sich bald im Gespräche in die höchsten menschlichen Dinge; die zwei Geister flogen an einander, sie sahen sich in der Nacht nicht. Im Frühmorgenschein stieg der junge Mann auf einer Station aus und die junge Dame blieb sitzen, weil ihr Ziel Italien war. Da sahen sie sich einige Augenblicke und beider Herzen waren wie vom Blitz getroffen. Sie reichten sich die Hände zum Abschied, fort ging's, sie sagten sich nicht einmal ihre Namen. Ich will Euch sagen, Johannes! wer die beiden waren. Die junge Dame war geächtet, sie durfte ihren Namen nicht sagen, sie war eben auf der Flucht begriffen; der junge Mann war ein blutarmer Gelehrter, der von der Hand in den Mund lebte und obendrein ringsum von Feinden umgeben war, weil er als Schriftsteller gefürchtet wurde.

Sein Vater lebte in tiefster Zurückgezogenheit, ein melancholischer menschenfeindlicher Mann. Als er starb, hinterließ er seinem Sohne seine eigene kleine Rente von zweihundert Gulden. Diese erschien dem jungen Manne als eine große Summe, an so bittere Armuth war er von

Jugend auf gewöhnt. Seiner Grundsätze wegen konnte er nirgends eine Anstellung finden, es ist Thatsache, daß er Straßenarbeiter beneidet hat. Sie wußten doch, wohin sie gehören. Also merkt Euch, Johannes! dieser junge Mann hat den Kelch der Armuth bis auf die Nagelprobe geleert. Nun lebte er von der kleinen Rente und dem Ertrag seiner geistigen Arbeiten, er war gefürchtet von den Männern des Staats und der Kirche, denn man wußte, daß er sein Leben für seine Grundsätze einzusetzen bereit sei.

Er war mit einem jungen Jägeroffizier befreundet und besuchte mit ihm das nahe gelegene Gut des Vaters desselben, eines wohlhabenden Landedelmannes, welcher noch zwei Töchter besaß, deren eine, Clotilde, ein ungemein reizendes Mädchen war. Sie wurde von dem jungen Schriftsteller begeistert und leidenschaftlich angezogen. Sie hatte eine Jugendfreundin aus dem Institute, welcher sie sehr ergeben war. Diese, eine Gräfin, war Nonne. Sie ist die Schwester Theresia auf Eurem Bilde. Clotilde wollte ihr Herz der Freundin öffnen und sie mit dem Gegenstande ihrer heißen Liebe bekannt machen, um ihr Urtheil zu hören. Sie schickte durch ihren Bruder einen Brief an die Nonne und ersuchte ihn, seinen Freuud derselben vorzustellen. Sie kamen in's Sprechzimmer des Klosters und am Gitter erkannten sich die Nonne und der junge Mann. Sie waren es, deren Geister im Postwagen sich auf ewig gefunden hatten. Ihr könnt Euch denken, Johannes! was die zwei Herzen empfanden, während ihre Lippen wegen des dritten schweigen mußten.

Ja, sagte der Maler, ich kann es mir gut vorstellen. Ich weiß, welche Sprache in den Augen dieser Nonne gelegen war.

Die Nonne las in ihrer Zelle mit Liebesgluth im Herzen den Brief ihrer Freundin. Draußen war ein Gewitter und auch in der Nonne brach ein heftiges Gewitter aus. Die Thüre ging auf, ein Luftzug entführte den Brief durch das offene Fenster, weit fort am Gesträuche, an dem der junge Schriftsteller mit seinem Gewitter im Herzen stand und auf die Wolken sah. Er fing den Brief auf und steckte ihn zu sich, ohne ihn zu lesen, da der Sturm sich erhob. Am selben Abende nach dem Gewitter kam er mit dem Offizier und einem Künstler zusammen. Er zog den Brief heraus und der Offizier erkannte die Handschrift seiner Schwester. Der Brief wurde ungelesen versiegelt; der junge Schriftsteller sollte ihn am nächsten Vormittag der Nonne zurückstellen. Sie waren im Sprechzimmer allein. Ihr könnt Euch denken, was in dieser Stunde vorging. Zwei himmlisch reine Liebesflammen schlugen am Gitter zusammen; es wurde der schönste Bund von zwei Geistern geschlossen. Beide hatten innerlich bereits hinabgerungen, was nicht rein des Geistes gewesen war. Theresia hatte ja den Brief gelesen und wußte um Clotildens heiße Liebe, und der junge Mann wußte, daß Theresia eine Nonne war; er liebte sie wie ein jenseitiges höheres Wesen, wie Dante seine verklärte Beatrice.

O! das kann ich mir wohl denken, sagte der Maler; aber wie war es mit Clotilden? Ich bin sehr gespannt.

Es ging, wie es hienieden zu gehen pflegt, Johan-

nes! dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an. An einem schönen Herbsttage war der junge Mann mit Clotilde allein im Parke und sollte ihr vorlesen, wie er ihr es einst versprochen hatte. Er las die Trilogie der Leidenschaft von Göthe. Denkt Euch, wie die liebeglühende Jungfrau auf den Leser und dieser auf sie einwirkte! Er brach plötzlich ab und entfernte sich. In der lauen Mondnacht begegneten sie sich im Parke wieder. Die dunklen Gluthen schlugen in helle Flammen aus, sie besiegelten den Bund der Liebe mit heißen Küssen und sogen gegenseitig Feuer in ihre Seelen.

Und wurde der schöne Bund mit der Nonne gebrochen? frug der Maler.

Nein, sagte Herr Sonnenberg, sie schwebte wie ein heiliger Schutzengel über den beiden Liebenden; sie liebte Beide, wie eine Schwester liebt. Aber was geschah? die Feinde des jungen Mannes ergriffen den Umstand, daß er mit der Nonne verkehrte, zu einer gefährlichen Verdächtigung und Anklage wider ihn und zwangen den Bischof zu handeln. Es sollte das lang vorbereitete Gewitter über den verhaßten und gefürchteten Kämpfer für die Freiheit losbrechen. Der Bischof war im Besitze eines ihn berührenden Geheimnisses und bewirkte, daß er vor dem Ausbruche des Gewitters floh. Der Verfolgte ging, um die Nonne vor den Verfolgungen der Feinde zu retten. Er lebte lange in tiefer Zurückgezogenheit, aber stets umlauert von Feinden in der Schweiz, arm und sorgenvoll, doch ungebeugt und unverzagt für die Befreiung des menschlichen Geistes

arbeitend. Da erhält er eines Tages einen Brief, daß er zurückkehren dürfe, die über sein Geschlecht und ihn verhängte Acht sei aufgehoben, er könne seine Güter in Empfang nehmen, er sei der letzte Sprößling des Grafen von Hohenstein-Dux, nachdem die Nonne Theresia gestorben, die ebenfalls eine Gräfin Hohenstein gewesen war. Das ist unser Ulrich; betrachtet jetzt das Bild, ob Ihr keine Aehnlichkeit entdeckt.

Der Maler war tief ergriffen und sah schweigend das Bild an.

Ja, sagte er endlich, wenn ich von dem schwachen Bilde auf das Urbild zurückgehe, wie es vor mir saß, dann finde ich große Aehnlichkeit und begreife auch Alles, was Ihr mir erzählt habt.

Und Ihr begreift auch, Johannes! warum unser Ulrich so ist, wie er ist.

Noch nicht ganz, Meister! was ist aus Clotilden geworden?

Sie wurde während der Verbannung Ulrichs die Frau eines Majors.

Jetzt begreife ich ganz, warum Ulrich so ist, wie er ist. Es bleibt ihm auf dieser Erde nur die Freiheit.

Und für diese lebt er und wird auch für sie sterben, wenn es sein soll, sagte Herr Sonnenberg.

Wir wollen dieses Bild nach Schloß Hohenstein schaffen, sagte der Maler, wenn dessen Anblick unserm Ulrich kein Weh verursacht.

O, sagte Herr Sonnenberg, seid unbesorgt, er ist stark gewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

30.

Bei einem Fabrikarbeiter.

An einem Sonntage Nachmittags kam der Aufseher in der Spinnfabrik, Herr Kern, zu Herrn Sonnenberg. Sie saßen in dem Stübchen des Philosophen und sprachen über das Leben und Leiden der Arbeiter. Herr Kern hatte seine Laufbahn als ein blutarmer Junge begonnen, viele Entbehrungen und Sorgen kennen gelernt und sich durch Willensstärke und Tüchtigkeit bis zu der Stelle eines Aufsehers emporgearbeitet. Sein ganzes Wesen trug den Stempel der Abhärtung, Thätigkeit und Nüchternheit. Er gefiel Herrn Sonnenberg sehr wohl.

Machen sie mir einmal die Freude, Herr Doctor! mich in meinem Häuschen bei meiner Familie zu besuchen, sagte er.

Das will ich gleich heute ausführen, erwiederte Herr Sonnenberg, ich will sie nach Haus begleiten.

Der Aufseher war sehr erfreut.

Sie gingen zum Thor hinaus, den Bach entlang auf die Spinnfabrik zu und traten in ein einstöckiges Häuschen aus Backsteinen. In einer sehr sauber gefegten und wohl aufgeräumten kleinen Stube trafen sie die Frau des Aufsehers mit einem Knaben und einem Mädchen am Tische. Die Frau besserte Kleider aus, der Knabe las aus einem Buche vor, das Mädchen saß daneben und strickte. Alle drei waren einfach aber sehr reinlich gekleidet; die Frau mochte einige dreißig Jahre, das Mädchen zwölf und der Knabe zehn Jahre alt sein. Sie erhoben sich, als die beiden

Männer eintraten. Herr Kern stellte seiner Frau den Doctor vor und dieser reichte ihr die Hand zum Gruße. Das Mädchen holte zwei Rohrstühle und stellte sie an den Tisch. Der Knabe blieb stehen. Herr Sonnenberg setzte sich und ersuchte die Frau, in ihrer Arbeit fortzufahren. Herr Kern gab seinem Knaben Wilhelm Auftrag, in der Fabrikwirthschaft einen Krug Bier zu holen. Der Knabe nahm das Geld und einen Steinkrug und ging. Bertha holte unterdessen Gläser und Brod. Die Mutter befahl ihr auch Rettig und Butter aus dem Keller zu holen. Wilhelm brachte den schäumenden Krug mit Bier und stellte ihn auf eine Blechplatte auf den Tisch. Herr Kern hatte unterdessen den Rettig fein geschnitten und gesalzen. Bertha schenkte drei Gläser ganz und zwei bis zur Hälfte voll, wie der Vater bedeutet hatte. Die beiden Kinder durften am Tische bleiben, sie setzten sich bescheiden auf die Bank. Herr Kern stieß mit Herrn Sonnenberg an, dasselbe that die Frau und auf ihren Wink auch Wilhelm und Bertha. Die Hausfrau betrachtete nachsinnend den Gast und freute sich, daß ihr Mann die nähere Bekanntschaft eines Mannes gemacht hatte, dessen ganze Erscheinung von Hoheit der Gesinnung und Willenskraft Zeugniß gab. Herr Kern las die Befriedigung seiner Frau auf ihrem sonst ernsten Gesichte und freute sich herzlich. Die Kinder sahen den Doctor mit Ehrfurcht an und horchten aufmerksam auf jedes Wort, das er sprach. Nachdem sie ihr Bier ausgetrunken hatten, gingen die Kinder in den Garten hinter dem Häuschen, um die Pflanzen zu begießen; denn es hatte lange nicht geregnet.

Herr Sonnenberg, Kern und seine Frau fuhren in ihrem Gespräche über das Leben der Fabrikarbeiter fort.

In meiner Jugend, sagte Herr Kern, galt es noch für eine Schande, ein Fabrikarbeiter zu sein, auch fand sich in der Regel in einer Fabrik nur Gesindel zur Arbeit ein. Jetzt steht die Sache doch schon ganz anders.

Und muß auch noch besser werden, sagte Herr Sonnenberg, wenn die Vernunft noch mehr zur Herrschaft kommt. Wir sind eben jetzt auf einem Uebergangspunkte. Die menschliche Gesellschaft macht eben viele Wandlungen durch, wie der einzelne Mensch.

Das Familienleben will nicht recht gedeihen, sagte die Frau, mir kommt manchmal vor, daß es durch die Fabriken ganz zu Grunde geht. Es herrscht ja an einigen Orten grenzenlose Zügellosigkeit unter den Arbeitern. Wenn ich dagegen so eine alte Mühle betrachte oder einen großen Bauernhof im Gebirge, wo ich gewesen bin, dann werde ich ganz betrübt. Dort leben so viele Menschen in Einer Familie zusammen.

Wir wollen daran anknüpfen, sagte Herr Sonnenberg. Ich habe selbst solche große Bauernhöfe im Gebirge näher kennen gelernt. Dort sind zwanzig bis dreißig Knechte und Mägde unter Einem Dache beisammen; es sieht patriarchalisch und friedlich aus; aber es ist doch in Wirklichkeit ganz anders. Wenn der Vater stirbt, übernimmt der älteste Sohn den Hof und die andern Kinder werden mit einem sehr geringen Geldantheil abgefunden. Sie müssen nun als Dienstboten entweder im Hofe bleiben oder in

einen andern eintreten. Zu einem eigenen Herde bringen es sehr wenige.

Das ist wahr, sagte die Frau. Aber ist es denn nicht doch besser, daß sie in einem Hause in Zucht und Ordnung stehen, als wenn sie sich selber überlassen bleiben?

Für eine Weile thut das gut, erwiederte der Philosoph, aber auf die Dauer nicht. Sobald einmal der Gedanke im Menschen mächtig wird, daß er es nie zur Selbstständigkeit bringen kann und lebenslänglich Knecht oder Magd bleiben soll, tritt eine Wendung ein.

Herr Kern nickte Beifall.

Ich habe Knechte und Mägde kennen gelernt, fuhr Herr Sonnenberg fort, welche ihre ganze Hoffnung auf den Himmel gerichtet haben und in dieser Aussicht haben sie die Knechtschaft geduldig ertragen und auf alle Selbstständigkeit verzichtet. Ihre Zahl ist aber sehr gering. Die Mehrzahl wird innerlich grollen und sucht sich durch verbotenen Genuß für den Verzicht auf eigenen Herd zu entschädigen. Bei aller äußeren Unterwürfigkeit sind sie innerlich Rebellen gegen die sittlichen Ordnungen des Lebens. Sehr klein ist die Zahl derjenigen, welche sich vorsetzen, durch Fleiß und Sparsamkeit die eigene Selbstständigkeit zu erobern. Diese werden von den andern nicht am besten behandelt. So ist in einem solchen großen Bauernhofe vieles faul, so patriarchalisch auch das Aussehen ist. Der Trieb nach Selbstständigkeit ist in jedem Menschen und darf auch nicht unterdrückt werden. Was ich von dem Bauernhofe gesagt habe, gilt mehr oder weniger von jedem Hause nach alter Weise. Ist es nicht so?

Ich habe das selbst erfahren, sagte Herr Kern, und miterlebt wie der Trieb nach Unabhängigkeit die dienende Klasse herumgetrieben hat. Alle möglichen Auswege wurden gesucht.

Einen solchen Ausweg haben nun die Fabriken geboten, fuhr der Philosoph fort, daher haben sich so viele ihnen zugewendet. Der Mensch will Freiheit haben.

Aber, sagte die Frau, diese Freiheit wird arg mißbraucht.

Natürlich, sagte Herr Sonnenberg, die Leute haben sich der Zucht und Ordnung, wie sie in einem Bauernhofe oder in einem Handwerkshause wenigstens äußerlich herrscht, entzogen und können sich selber noch nicht regieren, weil ihnen die Vernunft fehlt. Daher bedürfen sie sogar für die äußere Ordnung einen strengen Aufseher.

Herr Kern lächelte und nickte.

In der Fabrik müssen sie sich zusammennehmen, aber außerhalb derselben sind sie ausgelassen wie die Kinder nach der Schule. Sie leben wie kleine Götter und schwelgen im Gefühle der Freiheit und Zügellosigkeit.

Ja, sagte die Frau, das haben wir zur Genüge erfahren, ihren ganzen Lohn verbrauchen sie auf bunte Fetzen und auf Vergnügungen.

Sie wollen eben Herren und Fräulein sein, die Welt soll wissen, daß sie frei sind, sagte Herr Sonnenberg, jede Beschränkung ist ihnen ein Gräuel, sie selber wollen sich keine auflegen.

Aber was soll daraus werden? frug die Frau.

Daß sich die Vernunft allmälig dieses Durcheinanders

bemächtigt und Ordnung schafft, antwortete Herr Sonnenberg. Wenn der Rausch vorüber ist, werden erst einige wenige und dann mehrere die Selbstständigkeit auf vernünftige Weise durch Gründung eines eigenen Hauswesens suchen. Sie haben gewiß schon einige solche bei Ihrer Fabrik?

Ja, sagte Herr Kern, es ist mir und meiner Frau schon bei einigen gelungen, sie für ein solides Familienleben zu gewinnen und sie fühlen sich in dieser selbstgewählten Beschränkung ganz wohl und verabscheuen das wüste Treiben Anderer.

Sehen Sie, Frau Kern! sagte Herr Sonnenberg, was eine einzige solide Familie unter Menschen auswirken kann.

Wir haben uns auch mehrere verabredet, sagte Herr Kern, nach Kräften beizutragen, daß solides Leben immer mehr herrschen wird. Wir müssen es schon unserer Kinder wegen thun.

Das ist der Uebergangspunkt von der alten Ordnung zur neuen, sagte der Philosoph, und wer kann, soll beitragen, die neue Ordnung einzuführen. Es hilft nichts, die alte Ordnung allein festhalten zu wollen, das Leben geht immer vorwärts und die Vernunft kommt immer mehr zur Herrschaft. Ein selbstständiger Fabrikarbeiter in seinem Häuschen bei Frau und Kind, für die er sorgt, ist doch viel mehr dem Zwecke des Lebens entsprechend, als ein unzufriedener und innerlich sittlich fauler Knecht in einem Bauernhofe.

Herr Kern und seine Frau nickten ihm Beifall zu.

Man mag sagen, was man will, sagte Herr Kern,

ich halte die Ueberzeugung fest, daß das Familienleben doch für die meisten Menschen am wohlthätigsten wirkt. So klein mein Häuschen ist, Herr Doctor! und so sehr wir uns abmühen und einschränken müssen, so fühle ich doch, daß ich hier eigentlich wie der Fisch im Wasser bin, und für meine Frau ist das Häuschen geradezu ihr kleines Königreich. Habe ich Recht Elise?

Die Frau nickte freundlich und Herr Sonnenberg ergriff das Glas und stieß mit beiden an. Die Abendsonne sah freundlich durch die grünen Vorhänge in das Stübchen und die Frau blickte mit Freude auf die Kinder im Gärtchen hinter dem Häuschen, wo sie begossen und vergnügt plauderten. Sie standen vor einigen Sonnenblumen und betrachteten die Bienen an denselben.

Die sind fast die einzigen Blumen, sagte die Frau, welche in dem Gärtchen aushalten, der Boden ist eben nicht besonders gut und dann werden die andern Blumen auch mit gestohlen. Diese aber mögen die Fabrikmädchen doch nicht in's Haar stecken.

Sie lieben wohl diese Blumen? frug Herr Sonnenberg.

Ja, sagte sie, mein Mann und ich sehen sie gerne an. Sie geben der öden Gegend um die Fabrik einiges Leben. Es ist mir manchmal, als gehörten sie zu unsrem Familienleben. Wenn ich ganz allein zu Hause bin, sehe ich sie oft an und mir ist immer, als wollten sie mir etwas sagen. Ich denke mir manchmal, wenn doch die Menschen auch so friedlich und freundlich neben einander blühen möchten, wie diese Blumen.

Ich liebe sie deßhalb besonders, sagte Herr Kern, weil

sie so kräftig und abgehärtet sind und nicht bei der leisesten Berührung brechen wie die Balsaminen und weil sie auch Nutzen schaffen. Diese Blume ist mir das Sinnbild meiner Frau.

Ich habe mir schon die Zeit genommen, die Samen einer Blume zu zählen. Da zählte ich bei zweitausend Körner. Ich habe schon versucht, denselben als Kaffeesurrogat zu benützen und er ist vortrefflich. Die Blätter geben Taback, der so gut ist wie der gekaufte, die Wurzeln sind gutes Schweinfutter, die Stängel geben Faserstoff, der so gut ist wie Hanf, die Stängel sind zum Feuermachen unter Torf sehr gut und die Asche ist sehr brauchbar zur Gewinnung von Pottasche. Da ist nun Alles beisammen; sie ist eine Zierpflanze und zugleich Nutzpflanze. Ist sie nicht ein rechtes Sinnbild einer wackern Hausfrau? Darum soll sie auch immer in meinem Gärtchen stehen.

Herr Sonnenberg hörte mit Befriedigung zu.

Auch den Kindern sind sie ein Vorbild geworden, sagte die Frau. Am frühen Morgen, wenn sie aufgestanden waren, durfte ich sie nur an Blumen erinnern, die sich der Sonne zuwenden, um ihnen zu sagen, sie sollten dasselbe thun und sie freuen sich immer auf das Morgengebet.

Es müßte etwas Herrliches sein, sagte Herr Kern, wenn ein Verein von Männern entstünde, welche sich die Sonnenblume zum Vorbild und Sinnbild wählen würden. Das wäre nach meiner Ansicht der allerschönste Verein im Unterschied zu den Vereinen zur Unterhaltung.

Er ist bereits gegründet, sagte Herr Sonnenberg, Herr Fischhorn, ich und mehrere Männer, die so denken, wie Sie und ich, sind Glieder dieses Bundes und wollen wie die Sonnenblumen leben.

Das Gesicht der Frau verklärte sich; sie sah den Philosophen mit Bewunderung an. Ihr Herz schlug mächtiger.

Das ist eine große Ehre für die Männer, sagte sie, die diesem Bunde anzugehören das Glück haben; vielleicht kann es unser Wilhelm einmal erreichen, wenn er ein tüchtiger Mann wird, sagte Herr Kern; er kann es schon noch weiter bringen als ich.

Wollen sie dem Bunde beitreten? frug Herr Sonnenberg.

Wenn sie mich für würdig halten, Herr Doctor! mit größten Freuden. Ich will nach Kräften meine Pflicht erfüllen.

Der Philosoph reichte ihm Hand und sagte: Unsre Brüder werden sich darüber freuen, daß Ihr zu uns gehört.

Kenne ich einige derselben? frug Herr Kern.

Kennt Ihr Herrn Birkenfeld?

Ja freilich und halte ihn hoch in Ehren, er ist ein vortrefflicher Mann.

Den Maler kennt Ihr, den edlen Menschen voll Zartsinn; zwei junge Männer Eugen Bernstein und Nikolaus Königsberg werdet Ihr kennen lernen. Von dem Grafen von Hohenstein-Dux werdet Ihr vielleicht gelesen haben.

Ja freilich habe ich von ihm gelesen, sagte Herr Kern, er ist ja unser fester Thurm in der Kammer. O wie herrlich! daß der im Bunde ist.

Wir wollen Euch recht helfen, sagte Herr Sonnenberg, den Arbeiterstand sittlich zu heben, damit die Arbeiter die wahre Unabhängigkeit erreichen. Euer Häuschen mit dem schönen Familienleben soll eine Missionsstation des Bundes für die wahre Freiheit sein.

Missionsstation! sagte Herr Kern, das ist das rechte Wort, denn wir haben die Verwilderung zu bekämpfen, wie die Missionare.

Sie sprachen noch eine Weile über die schöne Aufgabe eines Aufsehers in einer Fabrik und über die Mittel, den Zweck zu erreichen.

Wir wollen darüber nächstens noch ausführlicher sprechen, sagte Herr Sonnenberg. Er stand auf, grüßte Herrn Kern und dessen Frau herzlich, auch die Kinder wurden gerufen und er gab ihnen die Hand. Dann ging er allein in die Stadt.

In dem Backsteinhäuschen des Aufsehers herrschte eine gehobene Stimmung. Frau Kern empfand eine hohe Freude über die Tüchtigkeit ihres Mannes, durch die er in den Freundschaftsbund mit so außerordentlichen Männern gekommen war. Sie war stolz darauf, in ihrem kleinen Stübchen solch einen Gast gehabt zu haben und es kam ihr vor, als ob die Sonnenblumen im Gärtchen ihre stolze Freude theilten. Sie glänzten auch eben in dem goldenen Lichte der untergehenden Sonne.

31.

Der Grobschmied.

Herr Sonnenberg blieb öfter bei einer großen Schmiede an der Landstraße stehen, wenn er auf den Berg ging und im Wirthshause sein Fläschchen Wein trank. Ihn befriedigte die energische Thätigkeit des Meisters, der Gesellen und der Lehrjungen in der großen schwarzen Werkstätte mit dem gewaltigen Feuer. Der Grobschmied war wie ein Riese anzuschauen; sein großes schwarzes Gesicht wurde von reichem, wirr herabhängendem Haar beschattet, mit seinen sehnigen Armen schwang er die schwersten Hämmer ohne viel Mühe; sein ganzer Leib war mit einer schwarzen glänzenden Schürze aus schwerem Leder bedeckt. Er war ein tüchtiger Arbeiter und die Fuhrleute ließen gerne bei ihm die Pferde beschlagen und die Wägen ausbessern. Auch aus der Stadt hatte er viel Arbeit. In diesem riesigen Leibe des Grobschmiedes wohnte eine unverdorbene kindliche Seele voll männlicher Willenskraft. Wenn er den ganzen Tag über gehämmert und gefeilt hatte, setzte er sich Abends in seiner Wohnstube hin und frug seine jüngeren Knaben aus, was sie in der Schule gelernt und wie sie sich den Tag über aufgeführt hätten. Er machte nicht viel Umstände, wenn das Eisen krumm war, schlug er es gerade, ohne Worte zu verlieren, oder nachzugrollen. Darum liebten ihn auch seine Kinder und waren stolz auf seine gewaltige Stärke. Zwei Söhne waren bereits seine Gehülfen in der Schmiede und einer war Lehrjunge, zwei Knaben besuchten noch die Schule; sein ein=

ziges Töchterlein von zwölf Jahren mußte der Mutter in der Besorgung der Hauswirthschaft helfen, wo alles der Schmiede entsprach. Gebrechliches war nicht viel im Hause. Die Familie aß aus großen Zinnschüsseln und auf solchen Tellern und trank aus Zinnkrügen. Die Frau des Grobschmiedes war viele Jahre in einem bürgerlichen Hause im Dienste gestanden und hatte sich einiges Geld erspart. Der Grobschmied Schwarz selber war in der Schmiede geboren und neben sehr vielen Geschwistern in Dürftigkeit aufgewachsen, war mehrere Jahre gewandert, hatte dann die Schmiede mit vielen Schulden übernommen und so lange gehämmert und gespart, bis er die Schulden getilgt hatte. Er hatte darauf gesehen, daß Ordnung und Respect im Hause herrschte und daß die Kinder abgehärtet und zur Arbeit angehalten wurden.

Mit diesem Grobschmied machte Herr Sonnenberg Bekanntschaft; jener lud ihn ein, doch einmal sein Haus zu besuchen.

Wollt Ihr mir eine rechte Freude machen, Herr Doctor! so kommt am nächsten Sonntag auf Mittag zu unserm Braten, da treffet Ihr meine ganze Familie.

Herr Sonnenberg nahm die Einladung an und erschien um elf Uhr im Schmiedhause. Die Wohnstube über der Schmiede war alterthümlich und sehr reinlich, sie war braun getäfelt und hatte einen kleinen Verschlag, in welchem der Herr des Hauses seine Geschäfte besorgte. Ein großer Tisch mit massiven Füßen stand in der Wohnstube vorne im Winkel zwischen zwei Fenstern, an der Wand liefen weißgeriebene Bänke herum. Eine große uralte Wanduhr

nahm einen ziemlich großen Raum einer Wand ein, neben derselben befand sich ein altes Wandschränkchen, an dem ein großer Bund Schlüssel hing. Die Decke war ebenfalls braun getäfelt. Der Tisch war gedeckt mit einem weißem Tuch und das Zinngeschirr glänzte darauf. Ein brauner großer Lederstuhl mit hoher Lehne war für den Gast an den Tisch gestellt. Die Familie war versammelt. Da nahm der Grobschmied alle seine Kinder vor, vom ältesten angefangen bis zum Töchterlein und sie mußten etwas von der Predigt aufsagen. Dann wurde gebetet und die Suppe in einer mächtig großen Zinnschüssel aufgetragen und der große zinnerne Schöpflöffel ging herum. Am Sonntag gab es eine Fleischbrühe mit gerösteten Semmelschnitten darin. Im Nu waren Schüssel und Teller leer und Ursula trug die Schüssel hinaus. Nun wurde ein sehr großer brauner duftender Kalbsbraten aufgetragen, den der Schmied zerschnitt, dann kam in einer großen Schüssel Kartoffelsalat. Ein Laib Brod lag auf dem Tische und in einer zinnernen Kanne stand Bier. Jeder Tischgenosse empfing ein großes Stück von dem saftigen dampfenden Braten und mehrere Löffel Kartoffelsalat auf den Zinnteller. Das war ein fröhliches Essen. Braten und Salat wurden mit Behagen verzehrt, dazu große Stücke Brod, und dann ging der Bierkrug herum. Hiemit war das Mittagsmahl zu Ende. Es wurde gedankt, abgetragen, das Tischzeug weggenommen und die Gesellschaft blieb noch sitzen, um zu sprechen. Der Philosoph und der Hausvater erzählten von Reisen, Städten und Menschen, und die Gesellschaft hörte mit Vergnügen zu.

Nach einer halben Stunde entfernten sich die Kinder, nachdem sie dem Vater, der Mutter und dem Gaste die Hand gereicht hatten.

Herr Sonnenberg sprach sein Wohlgefallen an den Kindern aus.

Es wäre schon gut so, sagte der Grobschmied, wenn man sie ihr Lebtag zu Hause haben könnte; aber die zwei ältesten wollen wandern.

Laßt sie wandern, Meister!

Die Welt ist aber schlecht, Herr Doctor! sagte die Frau, sie können leicht verdorben werden; ihr Brod haben sie ja zu Haus auch.

Das ist noch nicht genug, Frau Schwarz! der junge Mann muß die Welt kennen lernen und Erfahrungen sammeln, damit er innerlich selbstständig wird. Er hat ein angebornes Recht dazu.

Gut, sagte der Grobschmied, daß Ihr darauf kommt. So etwas hat mir einmal mein Aeltester schon gesagt. Nehmt mir's nicht übel, Vater! sagte er, aber ich meine immer, ich thue nicht Unrecht, wenn ich mich in der Welt umsehe, damit ich ein selbstständiger Mann werde; sonst bleibe ich ja ein Kind.

Es liegt im Menschenwesen, sagte Herr Sonnenberg, daß es immer vorwärts drängt zu größerer Selbstständigkeit, jeder Mensch will ein Herr werden, darum thut es jedem wohl, wenn er Herr genannt wird. Es soll auch ein jeder junger Mann ein Herr werden.

Dann wird aber Niemand mehr gehorchen wollen? frug die Frau.

Versteht mich recht, Frau Schwarz! sagte der Philosoph, ich verstehe unter dem Herrsein das, daß der Mensch sich selber ganz regieren kann nach seinem Wissen und Gewissen. So kann der Hausknecht auch ein Herr sein.

Das ist etwas anderes, sagte die Frau, da bin ich ja mit Euch einverstanden; Jeder soll ein Herr werden; das ist ja seine Pflicht.

Und eben deßwegen sage ich, daß er dazu ein angebornes Recht hat; denn wozu Einer die Pflicht hat, dazu hat er doch auch ein Recht.

So ist's, sagte der Grobschmied; ich versteh' es gut.

Aber wozu muß denn der Florian wandern? Ein solcher Herr kann er ja zu Haus auch werden? frug die Frau.

So hatte ich mir auch gedacht, sagte der Grobschmied.

Nehmt es nicht übel, erwiederte der Philosoph, wenn ich Euch etwas sage, was Euch im ersten Augenblicke nicht gefällt.

Sagt es nur! sagte der Schmied.

Ihr vergesset das Recht Eures ältesten Sohnes und habt nur immer seine Pflichten gegen Euch im Kopfe. Ihr behandelt ihn mit den jüngeren Knaben ganz gleichauf; er ist aber kein Knabe mehr. Ihr solltet ihn nicht um die Predigt ausfragen, damit Ihr Euch überzeugt, daß er ihr beigewohnt hat; Ihr solltet es schon seinem eigenen Gewissen überlassen, in die Kirche zu gehen, oder doch Euch die Wahrheit zu sagen. Was würdet denn Ihr sagen, wenn der Pfarrer an jedem Sonntag käme, um Euch auszufragen, weil er Euch nicht so viel Vertrauen schenkt, daß Ihr wißt und thut, was Euch zusteht?

Der Grobschmied dachte nach.

Es ist meiner Seele nicht anders, sagte er dann, ich muß Euch Recht geben.

Seht, daher kommt es nun zum Theil, daß Euer Sohn sich hinaussehnt, wo er als Mann behandelt wird. Dazu kommt aber noch, daß er auch die Welt sehen, was lernen und andere Bekanntschaften machen will. Er gehört ja nicht Euch allein, sondern auch seinem Vaterlande und der ganzen Welt an. Er hat ein Recht darauf, dem großen Hause anzugehören, von dem Euer Haus nur eine Stube ist. Das ist wieder ein angebornes Recht; er soll ein tüchtiger Gemeinde= und ein tüchtiger Staatsbürger werden.

Diese Aussicht erfreute die Mutter.

Das ist wahr, sagte sie, so gut andere dreinreden, kann es unser Florian einmal auch thun; er hat ein angebornes Recht dazu.

Aber dazu, Frau! muß er sich die Macht erwerben und dazu muß er in die Welt hinaus.

Wenn er nur nicht verdorben wird! sagte die Mutter.

Ihr habt einen guten Grund gelegt, erwiederte der Philosoph, Ihr habt ihm eingepflanzt, daß er Gott gehört, und ein solcher Mensch findet sich leichter zurecht als ein anderer, der diesen Stolz nicht hat. Glaubt Ihr, daß ihn der Gedanke nicht von Vielem abhält, daß er seinem Vater und seiner Mutter und dem väterlichen Hause keine Schande machen darf?

Ja, sagte der Schmied, so viel kenne ich ihn.

Und wenn er nun auch nicht vergißt, daß er Gott

angehört, wird er sich wohl auch zusammennehmen, daß er ihm keine Schande macht.

Der Grobschmied und seine Frau waren über diese Weise zu sprechen sehr erfreut. So hatten sie die Dinge nicht angesehen. Sie waren nicht aufgeklärt worden.

Wenn es Eurem Sohne dann gar einmal gelungen ist, seinem Vaterhause Ehre zu machen durch treue Pflichterfüllung; wenn sein Meister zu ihm sagt: Florian! Sie machen Ihrem Vater Ehre, dann wird er nicht mehr nachlassen, seine Pflicht zu thun. Glaubt Ihr das?

Das glaube ich, sagte der Grobschmied, er wird sich halten.

Seht! dasselbe gilt bei einem Menschen, der Gott als seinen Vater weiß.

Danke Euch, Herr Doctor! sagte der Grobschmied erfreut; genau so will ich es in Zukunft mit allen meinen andern Kindern halten. Merk Dir jedes Wort Frau! und erinnere mich daran, wenn's Noth thut. Der Florian soll wandern; thut mir aber noch den Gefallen und erlaubt ihm, vorher zu Euch zu kommen.

Der Philosoph brach auf und ging nach Haus.

Der Grobschmied rief in derselben Stunde seinen ältesten Sohn, einen kräftigen jungen Mann von zwanzig Jahren, in die Stube. Die Mutter war auch da.

Was befehlt Ihr Vater? sagte Florian.

Florian! sagte der Grobschmied, kannst wandern, Du hast ein Recht dazu und ich habe die Pflicht, Dich wandern zu lassen.

Der Sohn sah seine Mutter fragend an.

Darfst wandern Florian! ich bin auch einverstanden. Es ist schon ausgemacht.

Du sollst ein selbstständiger Mann, ein Herr, werden, sagte der brave Doctor, aber ein solcher Herr, der sich selber regieren kann. Deine Pflicht ist, daß Du Deinen Eltern und Gott, denen Du angehörst, und ich hoffe, gerne angehörst, keine Schande machst.

Ich will Euch Ehre machen, Eltern!

Und Deinem Vater im Himmel auch? Florian.

Ja, das will ich, Vater!

Gut, mein Sohn! sagte der Grobschmied, thu das und wir wollen auf Dich stolz sein.

32.

Florian.

Am nächsten Sonntage erschien Florian bei Herrn Sonnenberg.

Weil Ihr erlaubt habt, Herr Doctor! bin ich da.

Recht Florian! setzt Euch. Wann geht Ihr auf die Wanderschaft?

Morgen über acht Tag, Herr Doctor!

Wohin werdet Ihr Eure Schritte zuerst lenken?

Ich wollte Euch um Rath fragen. Ihr kennt die Welt, sagt der Vater.

Ihr müßt dorthin gehen, Florian! wo Ihr noch recht viel lernen könnt.

Das wäre eben auch mein Wunsch, Herr Doctor!

Wo Ihr Euch aber auch recht zusammennehmen und anstrengen müßt.

Das will ich schon.

Dann geht nach Würtemberg; dort werdet Ihr aufgeklärte, arbeitsame und sparsame Menschen antreffen. Ihr versteht Euer Handwerk gut, Ihr werdet Arbeit finden.

Die Schmiedgehilfen wohnen und essen im Hause des Meisters?

Ich habe so gehört.

Dann habt immer vor Augen, Florian! welche Pflichten Ihr gegen alle Hausgenossen habt, und erfüllt sie, wenn es Euch auch manchmal recht sauer wird. Seid nur nicht empfindlich! Ihr müßt immer daran denken, daß man Euch nicht anstellt im Hause, um Euch schön zu thun und Eure Wünsche zu erfüllen, sondern daß man einen Gehilfen in der Schmiede hat. Es wird ganz anders aussehen, als im Vaterhause.

Darauf bin ich gefaßt.

Wenn Euch also etwas nicht gefällt oder über die Leber läuft, so laufet nicht gleich davon, sondern überwindet es, wie ein Mann. Erinnert Euch nur immer, daß Ihr in der Fremde seid, um zu lernen, wie man ein Herr wird, der sich selber beherrschen kann.

Das will ich, Herr Doctor!

Wenn Ihr nun Eure Pflicht gewissenhaft erfüllt, dann sollt und dürft Ihr auch auf Euren Rechten bestehen. Wird ein Recht verkürzt, so lebt nicht in Gift und Galle dahin, sondern sprecht offen mit dem Meister; aber ohne Zorn und Leidenschaft.

Ich will mir das merken.

Mit Euren Mitgehilfen seid vorsichtig und lernet sie kennen. Haltet Euch immer vor Augen, welche Pflichten und Rechte Ihr gegen sie habt. Jeder Mitgehilfe hat gute Eigenschaften; lernt von ihm, ohne seine schlechten Eigenschaften anzunehmen. Haltet gute Kameradschaft, aber laßt Euch ja nicht verführen, wegen der Kameradschaft Eure Pflichten zu versäumen oder ein Recht aufzugeben. Hänselt keinen und laßt Euch auch nicht hänseln. Wenn Ihr könnt, so helft den Kameraden, aber so, daß Ihr keine Pflicht gegen Euch selber verletzt. Mischt Euch nicht viel in die Angelegenheiten Eurer Kameraden; wenn es noth thut, so handelt genau nach Eurem Gewissen. Habt Ihr mich verstanden, Florian?

Ganz gut, Herr Doctor! ich will es auch thun.

Handelt so, daß der Lehrjunge Respect vor Euch hat und gebet ihm ein gutes Beispiel. Lasset Euren Unwillen und Verdruß nie an ihm aus, wie es viele Gehilfen thun. Denkt nur stets daran, wie es Euch gefiele, wenn Ihr der Lehrjunge wäret. Kurz und gut, Florian! sagt Euch nur oft genug vor: Was du nicht willst, daß man Dir thu, das füg' auch keinem Andern zu; und dann dieses: Was Ihr wollt, daß Euch die Menschen thun sollen, das thut auch Ihr ihnen.

Ich will es mir oft vorsagen, Herr Doctor!

Dann weiter, Florian! vergesset nicht, daß Ihr Gott angehört, Ihr seid ein vornehmes Wesen; machet Euch also nicht gemein und lasset Euch nicht von den Begierden des Leibes unterjochen, sondern unterjochet Ihr

diese Begierden. Dann seid Ihr ein Herr; sonst ein armseliger Knecht. Um ein Knecht zu werden, braucht Ihr nicht zu wandern. Wenn Ihr Euch einsam fühlt, dann denkt an Eure Eltern und Geschwister, schreibt ihnen. Und gerade so machet es auch mit Gott, Eurem himmlischen Vater. Denkt an ihn und sprecht mit ihm und sehet zu, daß Ihr es so weit bringt, ihn mit ganzer Seele zu preisen und nicht immer nur zu bitten. Merkt Euch: Mensch, hilf Dir selber, dann wird Dir Gott helfen.

Ich danke Euch, Herr Doctor! ich will alle Eure Worte behalten und befolgen. Erlaubt mir, daß ich Euch schreibe.

Thut das, Florian! ich werde Euch antworten.

Lebt wohl, Herr Doctor!

Lebt wohl, Florian!

Der junge Schmied ging mit gehobener Seele fort. Der Philosoph hatte einen mächtigen Eindruck auf seine unverdorbene Seele gemacht.

33.

Auf dem Haidehof.

Der Briefträger brachte dem Philosophen ein Päckchen Schriften. Er setzte sich an den Tisch und öffnete es. Es war vom Grafen von Hohenstein. Sein Brief lautete: „Meister! ich habe Euren Entwurf des Rettungshauses für arme Kinder mit Königsberg genau durchgenommen. Wir sind vollkommen einverstanden. Auch an Wolkenburg habe ich eine Abschrift geschickt; sein Brief an Euch liegt

bei. Was die Mittel anlangt, so ist unser Bund an sich selber angewiesen. Ich habe mit einigen Collegen in der Kammer gesprochen; sie haben kein Verständniß für unsern Plan; sie können sich eine Anstalt nicht denken, in welcher die Geistlichkeit nichts zu sagen hat. Wir müssen also selber zu recht kommen. Ich kann jährlich zweitausend Gulden geben und Eugen schreibt, daß er tausend Gulden geben kann. Die übrigen Bundesglieder werden ohne Zweifel auch etwas beitragen und dann können wir den Anfang machen. Es ist auch besser, wenn der Bund allein zahlt, dann ist die Thätigkeit ungehemmt. Wenn ich nach Hohenstein komme, will ich mit meinem Nachbar, dem Müller, sprechen, wenn er dem Bunde beitritt, kann er einen Beitrag an Lebensmitteln leisten. Ich lege Euch einen Wechsel auf zweitausend Gulden an Herrn Waller bei, damit Ihr an's Werk gehen könnt.

Ich habe hier einen Mann kennen gelernt, der als Aufseher taugen wird. Er hat tiefes Weh erfahren, ist geläutert und voll reinen Strebens, den Rest seines Lebens in reiner Thätigkeit hinzubringen. Er hat sich mit Erziehung lange beschäftigt und ist sehr abgehärtet. Ich will ihn noch näher erforschen und ihn zu Euch senden, wenn Ihr wollt. Dem Bunde meinen Gruß. Lebt wohl!"

Es war ein klarer, kalter Wintertag; der Philosoph nahm seinen Mantel, drückte den Hut tief über den Kopf und schritt rasch zum Thor hinaus und befand sich bald auf der Haide. Er ging nach dem Haidehof; er wollte

mit dem Gutsbesitzer sprechen. Der Schnee schrie unter seinen Füßen. Die Gesträuche auf der Haide glänzten von den Krystallen, und weithin glitzerte die Fläche, wie von Edelsteinen. Der Haidehof war tief eingeschneit, eine Rauchsäule stieg lustig aus dem Kamin empor. Er traf die Familie in der warmen Wohnstube und wurde freudig begrüßt. Mutter und Tochter nähten, der Gutsherr hatte ihnen vorgelesen.

Wir haben eben von viel Jammer in der Welt gelesen, sagte der Gutsherr. Ich habe hier mehrere Lebensgeschichten von jugendlichen Verbrechern. Es ist qualvoll zu betrachten, wie sie einst schuldlose Kinder gewesen und nach und nach der Schrecken und Abscheu aller Menschen geworden sind. Ich bin froh, daß Ihr gekommen seid, Meister! damit wir mit Euch darüber sprechen können.

Die Frauen nickten beistimmend.

Es fehlt in der Familie, in der Gemeinde, in der Schule, im Staate und in den Kirchen, sagte der Philosoph. Die sind eben so schuldig an dem Leiden der armen Wesen, wie sie selber, wenn nicht noch weit mehr. Sie sollten weit mehr Erziehungsanstalten zur Gerechtigkeit und Sittlichkeit der Menschen sein; sie sind es aber nicht oder nur sehr mangelhaft. Daher dann das Elend in der Welt. Das Kind hat ein angebornes Recht darauf, erzogen zu werden, wie es die Pflicht hat, sich erziehen zu lassen, dieses Recht wird auf unverantwortliche Weise verletzt.

Das ist wahr, sagte der Gutsherr, so sollte es angesehen werden. Der Mensch hat ein Recht auf Erziehung.

Wenn aber die Eltern selbst nicht erzogen sind oder nicht erziehen können? frug die Hausfrau.

Dann, erwiederte der Philosoph, hat die Gemeinde und die Kirche das Recht und die Pflicht, die Stelle der Eltern einzunehmen und das Kind zu erziehen; denn das Kind gehört nicht blos der Familie an, sondern auch dem Gemeinwesen und der Kirche, diese sind ja Mitcontrahenten bei der Schließung der Ehe; sie übernehmen Pflichten und Rechte.

Und wenn die Gemeinde und Kirche ihre Pflicht nicht erfüllen? frug der Gutsherr.

Dann muß der Staat für die Erziehung sorgen, sagte der Philosoph, denn das Kind gehört auch ihm an. Ein Staat, der diese Pflicht nicht anerkennt oder erfüllt, taugt nicht viel und muß untergehen.

Und wenn Familie, Gemeinde, Kirche und Staat zusammen ihre Pflicht an dem armen Kinde nicht gewissenhaft erfüllen, frug der Gutsherr, was ist dann zu thun?

Dann, sagte der Philosoph, ist es an denen, welche das einsehen und das Leiden in der Welt vermindern wollen, zusammenzustehen und vereinigt für Erziehung der verwahrlosten armen Wesen nach ihren Kräften zu sorgen. Sie haben dazu das Recht und die Pflicht, wenn sie die Macht haben. In eben dieser Angelegenheit bin ich zu Euch gekommen.

O das ist herrlich, sagte Adelheid und sah den Philosophen dankbar an.

Unser Bund, sagte der Philosoph, ist ja eine Sonnenblume und soll Oel haben für die Leiden der Menschen

und also auch für die armen Kinder. Wir wollen ein Erziehungshaus für sie gründen; Ulrich und Eugen geben Mittel.

Natürlich dürfen alle Bundesglieder beitragen? frug der Gutsherr.

Ja, natürlich, sagte der Philosoph, aber nur so weit, als es die Pflichten gegen sich selber und gegen die Angehörigen erlauben.

O es gibt so viel Ueberflüssiges, sagte die Hausfrau, das kann den armen Kindern wohl zugewendet werden. Was meinst Du, Adelheid?

O freilich! sagte das Mädchen, ich kann doch auch Einiges arbeiten.

Nun bin ich sehr begierig, sagte der Gutsherr, wie Ihr den Plan ausgedacht habt.

Ich hoffe, daß er Eure Zustimmung erhält, wenn ich ihn begründet habe. Dazu bin ich gekommen.

Nehmt doch ein Glas Bier an, sagte der Gutsherr.

Adelheid brachte Bier mit Gläsern und Brod.

Die Frauen freuten sich auf das Gespräch.

Das Kind, sagte der Philosoph, hat also ein angebornes Recht, erzogen zu werden. So wollen wir es ansehen. Dann sieht die Sache gleich anders aus. Wenn wir also ein Kind in unser Haus aufnehmen, so tritt es nicht als ein schuldbehaftetes Wesen ein, sondern als ein solches, dem sein Recht nicht geworden ist. Darnach wird die Behandlung sein müssen.

So ist es recht, sagte die Hausfrau, ich kann den

Gedanken nicht ertragen, daß die armen Kinder für die Fehler der Eltern und Erzieher büßen sollen.

Das ist eine Ungerechtigkeit, sagte der Philosoph, die das arme Kind fühlt, wenn es sich auch dessen nicht klar bewußt wird. Dieses bittere Gefühl verbittert und macht widerspenstig. Darum ist das Erste und Nothwendigste, daß Gerechtigkeit im Hause herrsche und das Kind Gerechtigkeit erfahre und dazu erzogen werde.

Damit bin ich vollkommen einverstanden, sagte der Gutsherr. Die Gerechtigkeit sei das Fundament des Hauses.

Da die armen Wesen roh sind, fuhr der Philosoph fort, so darf von ihnen nicht mehr verlangt werden, als was sie ohne Heuchelei leisten können, ehe sie höher gezogen sind. Darum halte ich dafür, man soll die Kinder so lange bei der reinen Gerechtigkeit halten, bis sie zur Sittlichkeit und wahren Religiosität befähigt sind. Zuerst müssen sie strenge nach dem Satze zu leben geübt werden: Was du nicht willst, daß man Dir thu, das füg auch keinem Andern zu. Der rohe Mensch kann vorerst nicht mehr leisten, darum soll ihm auch nicht mehr auferlegt werden. Es ist genug, wenn ihm gesagt wird: Gott habe es so befohlen und ein gerechter Mensch gefalle ihm; der ungerechte müsse gestraft werden.

Ihr trefft die wunden Stellen in der gewöhnlichen Erziehung gut, Meister! sagte der Gutsherr. Wer viel mit Menschen umgeht, weiß, daß sie gerade zur Gerechtigkeit nicht erzogen worden sind. Sie wollen immer lieber religiös als gerecht sein. Ihre Sittlichkeit und Religiosität hat keine feste Grundlage, darum sind sie nicht verläßlich.

Weil sie sich immer auf die Gnade Gottes und der Menschen verlassen, bemerkte der Philosoph. Fällt dann bei solchen Menschen zur Zeit der Versuchung die Religiosität hin, dann werden sie Verbrecher gegen die Gerechtigkeit und füllen dann die Gefängnisse. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, ob es für viele Menschen nicht besser wäre, wenn man es bei der Erziehung zur bloßen Gerechtigkeit hätte bewenden lassen, wenn sie zu Höherem durchaus nicht fähig sind. Es befände sich der Mensch und die Gesellschaft vielleicht besser.

Der Hausherr nickte Beifall.

Ist in unserm Hause die Gerechtigkeit fest begründet, fuhr der Philosoph fort, dann kann man zur Veredlung durch die Sittlichkeit gehen. Das Kind, welches dazu befähigt ist, hat ein Recht darauf und als solches muß ihm das sittliche Handeln auch vorgestellt werden. Die Sittlichkeit läßt sich nicht erzwingen wie die Gerechtigkeit, sie ist Sache des freien Willens. Darum muß dem Kinde zum Bewußtsein gebracht werden, daß es ein vornehmes Recht ausübt, wenn es sittlich handelt, wenn es mit freiem Willen gerecht ist. Dann ist die nothwendige Gerechtigkeit eine Tugend geworden.

Ihr werdet also das sittliche Handeln niemals befehlen? frug die Hausfrau.

Niemals, sagte der Philosoph, nur das gerechte Handeln und dieses werden wir erzwingen. Das sittliche Handeln muß durch das Beispiel eine wünschenswerthe Sache werden, wie ein schönes Kleid an einem andern in einem armen Mädchen den Wunsch nach demselben erregt. Auch

muß dem Kinde die Schönheit des sittlichen Handelns erklärt werden. Es muß ihm beigebracht werden: Gerecht mußt du, sittlich sollst du sein, weil du es darfst. Das ist der Unterschied zwischen Müssen, Sollen und Dürfen.

Ich bin mit Euch vollkommen einverstanden, sagte der Gutsherr.

Ich auch, setzte die Hausfrau bei.

Die sittlich handelnden Kinder, fuhr der Philosoph fort, verstehen dann gar leicht die Lehre, daß unser Gott sein Bild an der Sonne hat, welche leuchtet und erwärmt, und es erwacht dann die Sehnsucht, Gott anzugehören, ihn lieben zu dürfen, geliebt zu werden und beten zu dürfen.

Ihr werdet also auch das Gebet nicht befehlen? frug die Hausfrau.

Nein, sagte der Philosoph. Ich werde dem Kinde nur beibringen, daß es ein herrliches Recht habe, zu beten und den großen Gott „Vater" zu nennen. Nur diejenigen Kinder, welche Sehnsucht nach dem Gebete haben, sollen beten und Gott preisen. Was soll ein Gebet, das nicht aus dem Herzen kommt?

Ihr habt Recht.

Ich stelle mir die kleine Schaar im Geiste vor, sagte der Gutsherr, und bin erfreut. Da sind die jungen Wesen alle in Gerechtigkeit, einige handeln schon sittlich und sind Sonnenblumen geworden, die sich Gott zuwenden.

Nun kommt auch das andere von der Sonnenblume, sagte der Philosoph, nämlich ihr rauhes Kleid und der harte Stängel. Das arme Kind hat ein Recht darauf, so erzogen zu werden, daß es in der kalten und rauhen

Welt auch fortkommen kann. Es hat ein Recht darauf, abgehärtet zu werden; darum muß in unserm Hause dafür gesorgt werden, daß dem Kinde sein Recht wird. Es ist eine Ungerechtigkeit, ein blutarmes Kind in einer Erziehungsanstalt zu verweichlichen und an viele Bedürfnisse zu gewöhnen und es dann in den Kampf um das tägliche Brod hinauszuschicken.

Ja, sagte der Gutsherr, so ist es. In vielen Anstalten werden die Kinder aus Unverstand verwöhnt und dann sollen sie als Dienstboten oder Arbeiter entbehren und ertragen, wozu sie nicht erzogen worden sind.

Dieser Punkt ist wichtig und schwierig, sagte der Philosoph. Das Erste ist dieses, daß der Aufseher selber ein durch und durch abgehärteter Mann ist, und aus Liebe zu den Kindern und zu Gott in Entbehrung lebt und sie so durch sein Beispiel lehrt. Ulrich kennt einen solchen Mann und wird ihn senden. Wir wollen ihn ehren. Es wird schön werden. Ihr müßt mir an die Hand gehen, Albert! ein dürftiges Haus zu kaufen, in welchem die Bequemlichkeit nicht aufkommen kann.

Die Hausfrau und Adelheid lächelten.

Ich bin ganz einverstanden, sagte der Gutsherr. So müssen wir es um des Zweckes willen machen.

Die Wohnung und Einrichtung muß derartig sein, sagte der Philosoph, daß kein Kind, wenn es in die Welt hinauskommt, etwas entbehrt, sondern im Gegentheil besser gebettet wird. Es muß lernen und sich gewöhnen, überall, in jeder Dachkammer zufrieden zu sein, nur eine Truhe zu haben, Hitze und Kälte zu ertragen und doch vergnügt

zu sein. Dasselbe gilt von der Nahrung und Kleidung. Die armen Wesen müssen dazu erzogen werden, möglichst wenig zu brauchen und möglichst viel leisten zu können, damit sie nicht zum Stehlen versucht werden, wenn sie in die Welt treten.

Wie sollen denn die Kinder gekleidet werden? frug die Hausfrau.

Wie die Kinder armer solider Arbeiter, sagte der Philosoph. Sie müssen gewöhnt werden, sich mit Allem zu behelfen. Eine grobe Lodenjoppe ist ein gutes Kleid.

Die Gesellschaft sprach noch über einige Einzelheiten der Einrichtung des Hauses. Der Gutsbesitzer und seine Frau hatten die Ueberzeugung, daß der Philosoph in reiner Thätigkeit Alles geordnet hatte. Alles war dem Zwecke entsprechend, die Noth der Welt zu vertreiben, so weit die Macht des Bundes reicht.

Der Philosoph nahm Abschied und wanderte in Gedanken vertieft über die hartgefrorne Haide in die Stadt.

34.

Der Schreiner und sein Lehrjunge.

Der Maler saß in seinem Arbeitszimmer und zeichnete; neben ihm richtete der Schreiner an einem alten Schranke etwas zurecht. Er brummte in den Bart.

Wo fehlt es, Herr Wurm?

Daß mich der Verdruß umbringt, Herr Fischhorn!

Doch nicht des Schrankes wegen?

Nein, Herr Fischhorn! meines Lehrjungen wegen; ich

habe ihm doch aufgetragen, um zehn Uhr den Leim zu bringen; jetzt kommt er wieder nicht; er ist ein ganz mißrathener Bube, heimtückisch, heuchlerisch, gefräßig, faul, ungehorsam, lügnerisch, kurz Herr Fischhorn! ein nichtsnutziger Strick. Da haben sie was Schönes erzogen.

Wer? seine Eltern?

Nein, in dem Rettungshause in der Vorstadt da draußen. Sie kennen doch diese Anstalt?

Ja, sagte der Maler, ich habe mir schon Einiges sagen lassen. Nach dem, was ich weiß, entspricht sie dem Zwecke nicht.

Nach meiner Erfahrung auch nicht, Herr Fischhorn! Es ist fast Alles verkehrt eingerichtet, darum geht es auch verkehrt. Da haben sie ein Haus, wie ein Baron und einen schönen Garten daran und dann soll ein solcher Junge in einer kalten Kammer im Hofe oder unter dem Dache schlafen, wenn er in die Lehre kommt. Wie geht denn das zusammen? Da ist dann der Director, ein vornehmer Geistlicher und seine Frau mit seidenen Schürzen und ihre Kinder wie Puppen. Dann soll der Bub in ein Handwerkshaus, wo die Frau kochen, waschen und fegen muß, daß sie kaum Zeit findet, sich am Sonntag so zu kleiden, wie die Gehülfinnen da draußen an Wochentagen gekleidet sind. Der Bub hat dann vor der Meisterin keinen Respect. Auch geht es in einem Handwerkshause mit dem Essen nicht so präcis zu, wie in einer solchen Anstalt, wo sie gar eine eigene Köchin haben und die Kinder zum gedeckten Tisch spazieren, wenn die Glocke schellt. Sie lernen keine Entbehrungen kennen. Wenn es zwölf Uhr

läutet und es steht bei mir das Essen nicht auf dem Tisch, dann denkt mein Lehrjunge schon an's Davonlaufen. Er fürchtet, er muß verhungern.

Da kam der dickköpfige Lehrjunge mit der Leimpfanne.

Warum bist du denn nicht um zehn Uhr gekommen, Strolch! sagte der Schreiner, wie ich es dir befohlen habe?

Ja, sagte der Bub, die Meisterin ist Schuld, ich nicht, sie hat uns das Vormittagsbrod erst so spät gegeben.

Und das hast du natürlich noch vorher essen müssen, damit du auf dem Wege nicht verhungert bist, nicht wahr?

Der Knabe wurde roth und sah trotzig den Meister an.

Wo sind denn die Leisten, die du mitbringen sollst?

Ich bin nicht fertig geworden.

Warum nicht?

Es war so kalt in der Werkstätte, mich hat zu arg gefroren.

Da haben Sie's! sagte der Schreiner zum Maler. Nicht wahr, in der Anstalt habt Ihr wärmer gehabt? frug er den Lehrjungen.

Ja, antwortete dieser; aber die Bösen mußten auf den kalten Gang hinausstehen.

Da hat es dich wohl auch oft getroffen? frug der Schreiner.

Nur im Anfang, sagte der Bube, bis ich erweckt war, dann nicht mehr.

Bis du erweckt warst! sagte der Schreiner lachend, du siehst einem aufgeweckten Jungen gleich. Oder was habt Ihr denn sonst unter dem Erwecken verstanden?

Nun, sagte der Bube, selbstgefällig seinen Meister anblickend, wenn der Mensch seine Sündhaftigkeit einsieht.

Das wäre schon recht, sagte der Meister, aber mit dem Einsehen ist noch nicht Alles gethan. Wenn der Mensch erweckt ist, muß er nicht im Bett liegen bleiben, sondern aufstehen und wacker arbeiten, daß er seine Sündhaftigkeit auch los und ein braver Mensch wird. Das scheinst du bei deiner Erweckung überhört zu haben.

Der Bub schüttelte mit Lächeln den Kopf.

So ist es mit der Erweckung nicht, sagte er.

Nun wie ist es denn?

Das ist eitler menschlicher Hochmuth, sagte der Knabe, wenn man meint, man kann sich selber von der Sündhaftigkeit erlösen. Wer so denkt, ist nicht erweckt.

Nun was soll denn dann der Mensch thun, wenn er seine Sündhaftigkeit einsieht?

Er muß seine Sündhaftigkeit bekennen und im Glauben an die Gnade stehen und auf sie hoffen und harren.

Bis ihn Gott bessert, sagte der Meister, das ist bequem. Man bleibt erweckt im Bett, bis man herausgezogen, gewaschen, angekleidet und dann zum Frühstück geführt wird. Hast du nie gehört: Mensch, hilf dir selber, dann wird dir Gott helfen?

Der Lehrjunge schüttelte lächelnd den Kopf.

Nun, sagte der Schreiner, sollst's von mir manchmal hören, ich will dich auch erwecken. Jetzt geh und mach, daß die Leisten bis Mittag fertig werden, sonst gibt's nur Suppe und Brod.

Der Bub ging mürrisch und beleidigt fort.

Jetzt haben Sie's gehört, Herr Fischhorn! was für Lehrjungen in diesem Hause wachsen. Sie haben auch gesehen, wie verstockt und unzufrieden der Bub ist; er wird mir nächstens davon laufen und dann —

Was dann?

Dann habe ich wieder Verdruß.

Bei wem?

Ha! bei den Herrn in der Stadt, welche die Oberaufsicht und die Verwaltung haben. Das sind auch so Erweckte und ich höre schon einen mit hochmüthigen heuchlerischen Seufzern sagen, ich hätte den Buben eben christlich pflegen sollen.

Was meint er damit?

Daß ich den Buben auf den Händen tragen soll wie ein Ei. Ich soll mich zuletzt nach dem Lehrbuben richten, weil er erweckt ist, und nicht er nach mir. Wenn der Bub davonläuft, was ich voraussehe, dann erzähle ich Ihnen, wie es weiter gegangen ist.

Schon nach acht Tagen kam der Schreiner zum Maler.

Ist schon davongelaufen, Herr Fischhorn! Habe auch schon meine Lection bekommen.

Von wem?

Von dem alten Heuchler, dem Domänenrath. Er schröpft seine armen Schuldner und thut, als ob er Gut und Blut für die arme Menschheit hergäbe. Der ließ mich rufen; das war ein schöner Auftritt.

Nun erzählt weiter.

Ich trete also ein; er läßt mich stehen und liest noch fort. Ich weiß, daß er vor Langweile nicht weiß, wie er den Tag todtschlagen soll und mir nimmt er die kostbare Zeit mit seinem heuchlerischen Fleiß. Ich hätte vor Aerger bersten mögen, aber ich that ihm den Gefallen nicht; er hatte es darauf angelegt, mich in Zorn zu bringen; das wäre ihm erwünscht gewesen. Ich blieb ruhig stehen. Endlich sieht er um, steht auf und sagt: Ich thue es mit schwerem Herzen, aber Gott zu Liebe will ich Ihnen doch die Wahrheit sagen. Wir haben uns an Ihnen leider sehr getäuscht, Herr Wurm! Wenn wir Sie näher gekannt hätten, hätten wir Ihnen das Kind nicht anvertraut.

Nun, sagte ich, was ist denn an mir oder in meinem Hause nicht recht, Herr Rath! wissen Sie etwas? Habe ich etwa meine Pflicht nicht erfüllt?

Nur nicht so hitzig, Herr Wurm! sagte er; fein demüthig muß der Mensch sein und dankbar, wenn er belehrt und heilsam erschüttert wird. Ich fürchte, daß es in Ihrem Herzen schlimm aussieht; es wohnt der Hochmuthsteufel in demselben. Gott kann Sie strafen.

Sie auch, sagte ich.

Was? rief er heftig, mir wagen Sie so etwas in's Gesicht zu sagen?

Nun, sagte ich, der Unterschied vor Gott wird zwischen uns Beiden eben nicht sehr groß sein.

Es wäre am besten, sagte er heftig, wenn ich mit Ihnen kein Wort mehr verlieren würde. Ich bin es nicht gewohnt, von solchen Leuten als ihresgleichen behandelt

zu werden. Wie Sie mich mißhandeln, so haben Sie auch den armen Knaben mißhandelt.

Was? sagte ich, ich hätte den Lehrjungen mißhandelt! Beweisen Sie mir das! Ich lasse es nicht auf mir liegen. Ich habe den Knaben nie geschlagen.

Es gibt eben verschiedene Arten der Mißhandlung, sagte er, man braucht nicht immer gleich an Prügel zu denken.

Und was wären dann meine Arten gewesen.

Ach! sagte er, Sie haben eben kein christliches Gefühl, darum werden Sie mich gar nicht verstehen. Sie haben den Knaben in einer elenden kalten Kammer schlafen lassen.

In derselben, in der ich als Lehrjunge geschlafen habe; ich war's nicht anders gewöhnt.

Ja, schon recht, sagte er, aber der Karl war es nicht gewöhnt, in einem kalten Loche zu schlafen. Wir übertreiben es im Rettungshause auch nicht; aber das ist denn doch zu arg. Der Abstand mußte den Knaben beleidigen.

Das ist nur Ihre Schuld, sagte ich, warum verwöhnen Sie die Buben. Ich habe schon mehrere Lehrjungen gehabt, die alle in derselben Kammer geschlafen haben und waren wohl vergnügt. Härten Sie ihre Buben mehr ab.

Sie haben uns keine guten Lehren zu geben, sagte er kurz, wir wissen, was wir zu thun haben.

Ich auch, sagte ich.

Ja, sagte er seufzend, Gott gebe es. Die Kost war

auch sehr schmal und oft nicht zur gehörigen Zeit verabreicht worden. Der Knabe ist pünktliche Ordnung gewohnt.

Darum war er so pünktlich im Gehorsam, sagte ich, und in der Pflichterfüllung überhaupt.

Das gehört nicht hieher, sagte er, das sind so oberflächliche Redensarten, mit denen man seinen Unglauben verdecken will. Eben diese Redensarten haben den Knaben auch Aergerniß gegeben. Und wehe dem, der Aergerniß gibt. Sie haben ja öfter zu ihm gesagt: Mensch! hilf Dir selber, so wird Dir Gott helfen! Das ist ja für ein gläubiges Ohr ganz unerträglich! Haben Sie sich denn nicht vor Gott gefürchtet, so etwas zu sagen?

Nein! sagte ich, ich halte den Spruch hoch in Ehren.

Darüber kann ich mit Ihnen nicht weiter reden, sagte er, und hoffe auch, daß ich mit Ihnen nicht mehr in Berührung komme; solchen Menschen weicht man aus; aber um des armen Knaben willen muß ich noch einmal auf den Punkt wegen der Kost zurückkommen.

Nun, sagte ich, ist ihm meine Kost zu schlecht gewesen? Er hat dasselbe erhalten, was mein Knabe hat, nur eine größere Portion. Mein Bub ist wohl zufrieden.

Ja, sagte er gedehnt, der ist diese Kost gewöhnt, aber Karl war sie nicht gewöhnt, da mußte er manchmal hungrig fortgehen.

Nun, sagte ich, sollte etwa meine Frau des Lehrjungen wegen in dem Rettungshause kochen lernen, damit sie weiß, was sie für ihn aufsetzen soll? Das geht doch zu weit!

Nun, nun, sagte er heuchlerisch, so ist es nicht gemeint,

das legen sie mir nur liebloser Weise unter. Aber die christliche Liebe hätte doch anders gehandelt als Ihre Frau. Man kann ja nach und nach den Knaben an die Kost des Hauses gewöhnen. Es war eben nicht die Liebe Köchin.

Der Hunger ist der beste Koch, sagte ich. Stellen Sie den im Rettungshaus an, dann wird es besser gehen.

Ich habe Ihnen schon erklärt, sagte er gereizt, daß wir Ihre guten Vorschläge nicht brauchen und nicht annehmen würden.

Meinetwegen, sagte ich, bleiben Sie bei Ihren Ansichten, ich bleibe bei meinen; aber verschonen Sie mich in Zukunft mit einem Lehrjungen aus Ihrer Anstalt und vertrauen Sie Ihre erweckten Zöglinge Andern an, die mit ihnen zimperlicher umgehen, als ich es kann und will.

Es ist schon gut, sagte er darauf, es wird Ihnen keine Rosen bringen, daß Sie so gegen mich sich herauszulassen die Frechheit haben. Durch Ihr Benehmen haben Sie das Wohlwollen und die Gnade aller Gutgesinnten verloren.

Ich brauche keine Gnade von Ihnen und Ihren Gesinnungsgenossen, sagte ich; Sie werden wahrscheinlich stark auf Gnade angewiesen sein, weil Sie immer von ihr sprechen. Ich halte auf Pflichterfüllung und Gerechtigkeit, damit Punktum.

Nun, sagte er, so wandeln Sie denn die breite Straße, die zur Hölle führt. Ich habe Ihnen weiter nichts mehr zu sagen.

Wir sind quitt, sagte ich, Herr Rath! oder wollen

Sie noch darauf bestehen, daß ich den Lehrjungen mißhandelt habe; dann belange ich Sie beim Staatsanwalt?

Da sehe nur ein Mensch, rief er und trat zurück, mir noch drohen, der ihm nur Gutes erwiesen hat! Er weiß gar nicht, wie tief er unter mir im Reiche Gottes steht, und er will mir noch drohen und noch dazu mit einer weltlichen Behörde!

Wie wir im Reiche Gottes stehen, sagte ich, weiß ich nicht, aber so viel weiß ich, daß wir vor dem Gesetze des Staates gleich sind, und Sie meine Ehre nicht antasten dürfen.

Wenn Dich Jemand auf die rechte Wange schlägt, sagte er langsam wie ein Pfarrer, so reich ihm auch noch die Linke dar.

Die Frommen sind also privilegirt zu schlagen und die andern, die Wangen hinzuhalten, sagte ich. Sagen Sie das dem Staatsanwalt.

Das machte ihn verwirrt. Er merkte, daß er sich verfahren hatte.

Muß man denn jedes Wort auf die Goldwage legen, sagte er, das in der besten Absicht gesagt worden ist.

Indem Sie mir Mißhandlung des Knaben vorgeworfen haben, haben Sie mich mißhandelt. Ich kann es beweisen, Sie nicht. So steht die Sache. Wenn Sie Ihren Vorwurf zurücknehmen, so verzeihe ich Ihnen, sonst gehe ich zum Staatsanwalt.

Ach, sagte er, ich kann den Vorwurf leicht zurücknehmen, wenn Sie ihn nicht christlich tragen wollen. Sie haben also den Knaben gut behandelt.

Ja, das habe ich, nach Wissen und Gewissen vor allen vernünftigen Menschen; und somit verzeihe ich Ihnen Ihr unpractisches Gerede und empfehle mich Ihnen. Guten Morgen! Mit diesem ging ich zur Thür hinaus.

Mit dem war es aber nicht abgethan, sagte der Maler.

Natürlich nicht, erwiederte der Schreiner, er wollte sich rächen. Schon am nächsten Tage kam die reiche Pfarrerswittwe zu mir und sagte, ich sollte die Kommode, welche sie bestellt hatte, nicht liefern, sie hätte ihre guten Gründe.

Sie ist aber schon in der Arbeit, sagte ich.

Ich will aber die Kommode nicht nehmen, erwiederte sie gereizt, ich könnte sie im Zimmer nicht sehen.

Warum nicht? sagte ich, sie wird sehr schön, ich habe sie selbst gearbeitet.

Gerade deßhalb! platzte sie heraus. Ich möchte kein Stück Wäsche in diese Kommode legen, die ein so hartherziger Mensch gemacht hat, wie Sie sind.

Was habe ich denn gethan? frug ich.

Sie haben den Domänenrath, diesen edlen, wohlwollenden Mann, so arg beleidigt, daß er gestern den ganzen Tag fast nichts gegessen hat vor Aerger und Verdruß.

Nun, da wird es ihm heute desto besser schmecken, sagte ich; übrigens hat er mich beleidigt und ich habe es ihm verziehen, so ist die Sache, nicht anders.

Wie können Sie von einem solchen Herrn beleidigt werden? sagte sie gedehnt und sah mich in meiner Arbeitskleidung langsam von oben bis unten an.

Sie leben stark in der Einbildung, Herr Wurm.

Ich sehe, daß Sie das nicht verstehen, Frau Pfarrerin! sagte ich, und wir wollen wieder auf die Kommode zurückkommen; morgen wird sie fertig und abgeliefert.

Ich nehme sie aber nicht.

Bezahlen sie aber.

Was dann?

Dann bleibt sie eben bei mir im Magazin stehen, bis Sie sie holen lassen.

Hierauf ging sie fort, ohne ein Wort zu sagen.

Hat sie die Kommode bezahlt?

Ja.

Und angenommen?

Ja natürlich; sie steht in ihrem Wohnzimmer und steckt voll Wäsche.

Der Maler und der Schreiner lachten.

35.

Das Rettungshaus.

Ein Brief Ulrichs an den Philosophen.

Meister! ich habe den Mann genau kennen gelernt, den ich Euch als Aufseher für unsere Kinder bezeichnet hatte. Er ist durchaus fähig und würdig und ich hoffe, der Bund wird mit ihm zufrieden sein. O Meister! welche Gewitter müssen durch manche Seele gehen, bis sie gereinigt und ruhig wird. Herr Brunner hat ungewöhnlich viel gestritten und gelitten und ist jetzt ein sanfter geläuterter Geist, der nur noch das Eine will, im kleinen Kreise verborgen durch entsagende Thätigkeit die Verirrungen seiner

Jugend- und Mannesjahre abzubüßen. Er ist ein sehr gebildeter Mann durch Studien, Nachdenken, Arbeiten und Reisen. In seinen jüngeren Jahren führte er ein unordentliches Leben, brach die Herzen seiner Eltern und suchte sich zu betäuben. Er war dann bei einem kleinen Hofe angestellt, seine Frau ließ sich von einem Prinzen verführen und entführen; sie starb im Auslande, er fiel in Ungnade, drei seiner Kinder starben an einem Tage an der Cholera; sein ältester Sohn als Taugenichts in Amerika. Er selber saß einige Jahre auf der Festung und irrte in der Welt heimatlos herum. Seit fünf Jahren lebt er hier verborgen in selbstgewählter Dürftigkeit, denn er hat von dem Hofe eine ausreichende Pension; er unterrichtet arme Kinder und macht Buchbinderarbeiten, die er für Nothleidende verkauft. In seiner dürftigen Wohnung war es kalt und er war leicht gekleidet. So streng er gegen sich ist, so mild ist er in Wort und That gegen Andere. Er theilt unsere Ueberzeugung, daß die Menschen zur Selbstüberwindung und treue Pflichterfüllung erzogen werden müssen, wenn die Welt genesen soll. In dieser Ueberzeugung ist er bereit, Aufseher unseres Hauses zu werden im Namen des Bundes. Er will als Bundesglied den Rest seines Lebens auf diesem Posten als Sonnenblume stehen. In einigen Tagen wird er zu Euch kommen. Dem Bunde meinen Gruß. Lebt wohl. Ulrich.

Zwei kleine zusammenstoßende Taglöhnerhäuser wurden gekauft, die Wand durchbrochen und die Stuben nothdürftig eingerichtet für den Aufseher, sechs Knaben und eine Magd. Herr Brunner war auch angekommen und hatte mit

dem Philosophen eine lange Unterredung, er lernte durch diesen den Maler und den Gutsbesitzer kennen, wurde als Bundesglied aufgenommen und von allen brüderlich geliebt. Er bezog das Erziehungshaus.

36.

Ein armer Knabe.

Der Grobschmied stand mit seinen Söhnen in der Esse, hämmerte und schürte, daß die Funken sprühten und stoben. Da hielt ein kleiner frierender Knabe, welcher einen beladenen Schlitten zog, an der Schmiede und sah traurig hinein. Er hatte einen Sack Kartoffeln von einem Bauernhofe gebracht; der Schlitten war aber durch die Last gebrochen und drohte aus einander zu fallen. Wolfgang, des Schmiedes jüngster Sohn, sah hinaus und bemerkte die Verlegenheit des armen Knaben. Vater! sagte er, erlaubt mir, daß ich ihm den Schlitten ausbessere. Zwei Klammern thun's. Thu es, sagte der Schmied.

Wolfgang nahm den Sack vom Schlitten und trug ihn in die Schmiede, dann nahm er den Schlitten hinein und holte Klammern. Der arme Knabe sah ihm zu, wie er hämmerte. Wolfgang zog hinter der Schürze über der Brust ein großes Stück Brod hervor und gab es dem Knaben; dieser biß mit Begierde hinein.

Der Schmied trat den Blasebalg, rief das frierende Kind zu sich an's Feuer und musterte es.

Wer ist dein Vater?

Weiß nicht.

Wer ist deine Mutter?

Weiß nicht.

Bei wem bist du denn?

Bei meiner Großmutter.

Wo wohnt ihr?

In der Fischergasse neben der Brücke.

Wie alt bist du?

Acht Jahre.

Gehst du in die Schule?

Der Knabe schwieg verlegen.

Hättest du heute in die Schule gehen sollen?

Ja; aber die Großmutter hat gesagt, ich muß Kartoffeln holen.

Hast du noch einen Bruder?

Ja, den Friedl.

Wie alt ist er?

Sieben Jahre alt.

Was muß der machen?

Mit der Großmutter gehen.

Wohin?

Der Knabe schwieg wieder.

Nicht wahr betteln? sagte der Schmied.

Der Knabe nickte traurig.

Wie heißest du?

Engelbert Haberstroh.

Merk dir den Namen, Wolfgang! sagte der Schmied zu seinem Sohne.

Der Schlitten war ausgebessert, Wolfgang lud den Sack auf denselben. Der Knabe wollte wieder fortfahren.

Du mußt danken, sagte der Schmied.

Dank! sagte der Knabe, und wár froh, als er die Schmiede hinter sich hatte.

Der Schmied hatte auf dem Rathhause etwas zu besorgen. Er warf seinen Mantel über und ging. Auf dem Wege dachte er über die beiden Bettelbuben nach. Ehe er auf das Rathhaus gieng, besuchte er Herrn Sonnenberg und sprach mit ihm über die Kinder.

Sie können morgen in unser Haus aufgenommen werden, sagte Herr Sonnenberg.

Ich will mit dem Bürgermeister sprechen, sagte der Schmied, ich gehe ohnehin auf das Rathhaus.

Thut das und sagt mir dann Bescheid.

37.

Auf dem Rathhause.

Der Grobschmied ging auf das Rathhaus und suchte den Bürgermeister, der ein sehr einsichtsvoller und wohlwollender Mann mit reicher Lebenserfahrung war, auf.

Ach! sagte er, diese alte Haberstroh hat mir schon genug Sorgen gemacht. Wenn ich nur wüßte, wohin mit den Kindern.

Ich weiß es, Herr Bürgermeister! Herr Brunner wird sie nehmen und erziehen.

Herr Brunner? wer ist der Herr Brunner?

Der in dem Hahngäßchen draußen wohnt, in dem Häuschen, das Herr Sonnenberg gekauft hat.

Richtig, sagte der Bürgermeister, er war bei mir, ich kenne ihn, er scheint ein tüchtiger Mann zu sein.

Das ist er, ich stehe für ihn gut.

Hat er denn auch die Mittel, die Kinder zu erhalten, bis man sie in die Lehre geben kann.

Ja, sagte der Schmied, die Mittel sind da, Herr Sonnenberg sorgt dafür.

Dieser Herr Sonnenberg ist doch ein eigenthümlicher Mann, sagte der Bürgermeister wie für sich hin, er lebt wie ein schlichter Bürgersmann und scheint große Macht und Mittel zu haben. Ein geheimnißvoller Mann.

Ein Ehrenmann, wie es wenige giebt, sagte der Schmied.

Sie kennen ihn also näher, Herr Hammerberger?

Ja; eben komme ich von ihm. Er will die beiden Kinder aufnehmen und erziehen. Dazu ist das Haus gekauft und Brunner gekommen. Es soll aber Alles ohne Aufsehen gethan werden.

Das ist ein edles Unternehmen, sagte der Bürgermeister, wenn es nur nicht auf Widerstand stößt.

Warum auf Widerstand stoßen, sagte der Grobschmied verwundert, das ist ja doch die reinste Nächstenliebe, die man sich denken kann?

So denken Sie und ich auch, bemerkte der Bürgermeister, aber viele nicht. Sie betrachten die Nächstenliebe als Privilegium, wie das Banknoten machen. Wir wollen es übrigens wagen, für eine solche Sache muß man den Kampf nicht scheuen.

Wenn es Noth thut, warf der Grobschmied hin, muß eben auch der Ulrich in's Feuer.

Wer ist der Ulrich?

Nun, der Graf von Hohenstein, der in der Kammer sitzt.

So! sagte der Bürgermeister verwundert, der Graf von Hohenstein ist auch bei dem Unternehmen. Wie kommt denn der dazu?

Er ist ein specieller Freund des Herrn Sonnenberg; sie kennen sich schon seit vielen Jahren.

Da wird es an Mitteln freilich nicht fehlen, bemerkte der Bürgermeister, und Sammlung in der Stadt wird nicht nöthig sein. Das ist mir sehr erwünscht.

Herr Sonnenberg will selbst mit Ihnen sprechen, Herr Bürgermeister! ich will ihm Bescheid sagen.

Er wird mir immer willkommen sein. Wir werden die Sache machen.

38.

Herr Sonnenberg und der Bürgermeister.

Der Schmied brachte Herrn Sonnenberg Bescheid und dieser besuchte den Bürgermeister. Sie sprachen lange; der Philosoph theilte ihm die Hauptsache des Erziehungsplanes mit. Der Bürgermeister hatte mit innerem Wohlgefallen der klaren Mittheilung gehorcht. Er dachte dann längere Zeit nach.

Sie haben in der Stadt Gegner wie ich, Herr Doctor! obgleich Sie nur wohlthun. Ich weiß Beides. Erlauben Sie mir daher, daß ich meine genaue Kenntniß

der Bewohner und Verhältnisse bei dem edlen Unternehmen geltend mache. Ich bin darauf gefaßt, daß eine Parthei den ganzen Plan mit allen möglichen Mitteln zu vereiteln streben wird. Wir werden aber schließlich durchdringen.

Das denke ich auch, sagte der Philosoph.

Wir wollen mit den zwei Knaben den Anfang machen, sagte der Bürgermeister. Ich will mit der alten Haberstroh sprechen und ihr zuerst zu Gewissen reden. Das wird aber nicht viel helfen, doch muß es sein. Sie wird Schwierigkeiten machen; sie braucht die Kinder zum Betteln; sonst liegt ihr freilich nichts an ihnen.

Kann man sie nicht in ein Armenhaus geben?

Da steckt es eben, sagte der Bürgermeister, da werde ich nicht blos von ihrer, sondern auch von anderer Seite auf Widerstand stoßen. Sobald die Angelegenheit verhandelt wird, wird man den ganzen Plan mit dem Hause angreifen und verdammen.

Ich weiß einen Ausweg, sagte der Philosoph, bieten Sie ihr eine lebenslängliche ausreichende Unterstützung an.

Das wäre freilich das Einfachste; aber wo her die Mittel nehmen?

Das nehme ich auf mich. Wird sie mit fünfzig Gulden jährlich zufrieden sein?

So viel wird ihr der Bettel beiläufig eintragen, sagte der Bürgermeister. Sie wird zufrieden sein, denn Betteln wird sie deswegen doch noch. Wenn sie nur darauf eingeht, dann können die Knaben sogleich in ihr Haus ziehen. Das Weitere wird sich finden.

Herr Sonnenberg empfahl sich.

39.

Der Bürgermeister und die Haberstroh.

Der Bürgermeister ließ sogleich die alte Haberstroh vorladen. Es erschien ein kleines altes gekrümmtes Weib mit unzähligen Falten und zwei kleinen stechenden dunklen Augen im Gesicht, ziemlich verlumpt gekleidet vor dem Bürgermeister. Er redete ihr der Kinder wegen in's Gewissen. Sie klagte dann über schlechte Menschen, die sie bei dem Bürgermeister anschwärzten und wie ein armer Mensch überall unterdrückt würde und so weiter.

Ihr erzieht aber die armen Kinder nicht; sie werden Taugenichtse werden.

Es gerathen die Kinder der reichen Leute auch nicht immer. Um meine Buben wird sich schon unser lieber Herr Gott annehmen, wenn ich nicht mehr bin.

Aber seht doch den Finger Gottes, Haberstroh! er will sich um die Kinder jetzt schon annehmen, sie können gut erzogen werden und sich dann ehrlich in der Welt fortbringen. Ihr dürft nur die Wohlthat annehmen.

Eine schöne Wohlthat, wenn mir die Kinder genommen werden.

Wozu braucht Ihr sie denn bei Euch? Ihr bringt Euch ja allein leichter fort, Ihr bekommt ja Armengeld.

Ja, sagte sie, da fällt viel weg mit den Kindern. Gutthätige Menschen thun ihretwegen viel.

Und Ihr braucht sie zum Betteln, sagte der Bürgermeister ernst, und macht die armen Wesen unglücklich. Das ist's. Ich will Euch aber etwas sagen: Wenn Ihr so

viel Geld bekämet, als Euch die Kinder eintragen, wäret Ihr dann auch so unbarmherzig mit den armen Würmern, daß Ihr sie nicht erziehen ließet. Es geben ja auch andere Leute die Kinder weg, damit sie besser erzogen werden.

Ja, sagte sie bitter, wenn es so sein könnte! Aber wo giebt es denn auf der Welt einen Menschen, der mir so viel Geld geben möchte, und noch dazu die Kinder annehme.

Es ist freilich selten, sagte der Bürgermeister, aber bei Euch ist es doch der Fall. Ihr könnt bei mir jeden Freitag einen Gulden abholen, so lang ihr lebt, und die beiden Buben sollen in ein Haus kommen, wo sie gut erzogen werden. Seht Ihr die Wohlthat ein?

Ja, sagte sie, das wäre freilich recht, aber die Buben werden nicht bleiben wollen und dann ist es mit dem Gulden wieder aus. Die Buben sind widerspenstig und grob.

Seht Ihr, wie gut es ist, wenn sie unter die Zucht kommen. Wenn sie bei Euch blieben, würden sie Euch bald mißhandeln und jeden Pfenning wegnehmen. Versäumt keinen Augenblick, sonst könnet Ihr zu spät kommen, die Kinder so gut unterzubringen und wöchentlich einen baaren Gulden zu erhalten.

Wo soll ich sie denn hinbringen?

Führt sie morgen früh um acht Uhr in die Hahngasse Nr. 12 und fragt um den Herrn Brunner. Aber merkt Euch, Ihr müsset ihn fein höflich ersuchen, daß er die Kinder aufnimmt und behält, bis sie in die Lehre kommen können und wenn sie davonlaufen, so müßt Ihr sie gleich wieder zurückführen. Sonst ist es nichts.

Die Kinder werden aber doch nicht schlecht tractirt werden?

Habt Ihr nicht so viel Vertrauen auf mich, daß ich weiß, was ich thu?

Ja auf den Herrn Bürgermeister habe ich schon Vertrauen.

Nun gut, so thut, wie ich Euch gerathen habe. Ihr werdet mir noch danken.

40.

Das Erziehungshaus.

Die alte Haberstroh brachte die beiden Knaben in das Haus Nr. 12 in der Hahngasse. Sie war mit dem Geschäfte zufrieden, verschwieg aber klugerweise gegen ihre Bekannten den Zuschuß ihres Unterstützungsbeitrages. Sie fürchtete den Neid der Menschen. Sie gab die Unterbringung der beiden Knaben als ihr eigenes Werk aus. Sie hätte nicht geruht, bis sie einen Wohlthäter gefunden hätte. Eine liederliche Weibsperson ihrer Bekanntschaft, welche einen Knaben von sechs Jahren hatte, für den sie sorgen mußte, machte sich die Neuigkeit zu Nutzen; sie erfrug den Wohlthäter und brachte ihren Knaben zu ihm. Vielleicht, sagte sie zu sich selber, nimmt er meinen Gottfried auch noch, wo zwei sind, hat auch ein dritter Platz. Der Knabe wurde aufgenommen. Die Mutter hatte eine innere Beruhigung; denn sie hatte schon lange den Wunsch genährt, ihr Kind sollte anders werden, als sie selber. Sie sagte das Herrn Brunner ganz offenherzig

und versprach ihm, die Erziehung des Knaben nie zu stören, nur ersuchte sie darum, ihn manchmal besuchen zu dürfen, was ihr auch zugestanden wurde. Herrn Brunners sanftes, ernstes Wesen machte auf sie einen sehr guten Eindruck. Sie war in ihrem Herzen stolz darauf, das Werk vollbracht zu haben. Der Vormund des Kindes, ein Fischer, war ganz einverstanden, sprach mit Herrn Brunner und die Sache war abgemacht. Der kleine Gottfried kam in das Haus des Bundes. Nach einer Woche besuchte der Fischer den Knaben, Herr Brunner machte ihn mit der Einrichtung des Hauses näher bekannt; er war sehr zufrieden und bat, noch ein Mündel aufzunehmen, wenn noch Raum wäre. Sein Vater ist ein versoffener Spielmann, sagte er, der in der Welt weiß wo herumzieht oder vielleicht todt ist; ich habe den Buben, der eben auch sechs Jahre alt ist, zu mir in's Haus genommen, bis ich ihn irgendwo unterbringen könnte; aber ich habe weder die Mittel noch die Zeit, das Kind zu erziehen. So wurde denn auch der kleine Tobias untergebracht. Da die vier Knaben ohnehin bekannt waren und Herr Brunner sie sehr liebevoll behandelte, blieben sie sehr gerne in dem Hause.

Des Fischers Frau trug eines Tages einen Hecht zum Domänenrath, welcher ihn hatte bestellen lassen. Er war ihm zu groß und zu theuer; doch behielt er ihn schließlich mit Murren. Die Fischersfrau nahm das Geld und blieb noch stehen, sie wollte den Domänenrath um etwas fragen.

Ich weiß schon, sagte er, was Sie wollen; jetzt kann es nicht sein, warten Sie nur noch; da Sie die Fische so theuer verkaufen können, können Sie schon den Knaben noch einige Zeit erhalten. Wir haben jetzt keine Mittel und keinen Platz.

Danke schön, Herr Rath! Der Knabe ist schon untergebracht und es geht ihm recht gut; mein Mann kann Gott nicht genug danken.

Nun, wo haben Sie ihn denn untergebracht? Da sollte ich doch auch darum wissen.

Er ist bei dem Herrn Brunner in der Hahnengasse; der erzieht ihn ganz und gar; wir haben gar keine Sorge mehr für ihn.

Ich kenne diesen Brunner gar nicht. Wie sind Sie denn zu dem gekommen?

Er hat noch drei Knaben aus der Nachbarschaft in der Erziehung, und meinem Manne gefiel die Einrichtung so wohl, daß er ihn bat, auch den Tobias zu nehmen.

Vier Knaben hat der Brunner? Ja wer zahlt denn für sie?

Ich weiß es nicht, aber mein Mann sagt, es ist alles in Ordnung.

Ja, schön in Ordnung! Das wird ein schöner Schwindel sein! Wir werden noch Trauriges erleben. Das sind die Früchte der Freiheit! Da läßt man einen fremden Menschen hersitzen und mit den Kindern wirthschaften auf unsere Kosten. Das geht auf Bettelei und Beutelschneiderei hinaus und dann brennt so ein Gauner durch.

So viel ich aber weiß, Herr Rath! steht der Schmied Hammerberg für ihn gut.

Ei, wie kann denn so ein Schmied ohne Ansehen und Bildung für einen Menschen gut stehen? Wahrhaftig! das geht weit, das Volk nimmt sich viel heraus. Das wird ein schönes Ende nehmen! Doch wartet nur, Gott wird Euch schon finden. Den Hochmüthigen widersteht er. Ich rathe Ihnen, Frau! den Knaben wieder in's Haus zu nehmen.

Wir haben ja selber vier unversorgte Kinder, Herr Rath!

Da sieht man's, Sie haben keinen Glauben; Gott ist mächtig genug, fünf Kinder zu ernähren. Es fehlt Ihnen am Vertrauen, das ist ein schlimmes Zeichen.

Wie es immer ist, Herr Rath! ich thue, was mein Mann sagt; ihm muß ich gehorchen.

Das ist die fleischliche Weisheit, Frau! man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Gerade deßhalb, Herr Rath! gehorche ich meinem Manne, weil ich glaube, daß es der Wille Gottes ist.

Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem Geschwätz, Sie können thun wie Sie wollen, aber merken Sie sich: Hochmuth kommt vor dem Falle. Fische brauche ich nicht mehr von Ihnen.

Die Frau ging.

41.

Ein Besuch.

Dieses Teufelswerk muß zerstört werden, sagte der Domänenrath zu sich, als er allein war. Vor Allem muß ich herausbringen, wer es angesponnen hat. Gewiß steckt Freigeisterei dahinter. Man will die alte gute Ordnung umstoßen und uns das Regiment aus der Hand winden. Nun, nun, wir wollen sehen!

Er hüllte sich in einen Pelzmantel, nahm seinen Hut und ging fort über seinen Plan nachdenkend. Er besuchte die Pfarrerswittwe und erzählte ihr das Gehörte.

Das ist denn doch zu arg, sagte sie, das darf nicht aufkommen. Ich will mich gleich aufmachen, Herr Rath! und Erkundigung einziehen, wer denn die Frechheit hat, uns die Kinder wegzunehmen. Das wäre der Lohn für unsere Opfer! Sie sagen, in der Hahnengasse sei dieses gottlose Haus. Da will ich gleich hin. Lassen Sie mich nur machen. Ich besuche zuerst eine Familie in der Nachbarschaft und wenn ich etwas erfahren habe, so bringe ich in dieses Nest selber ein und sehe mir den Raubvogel an. Ich bringe Ihnen dann Nachricht.

Der Domänenrath empfahl sich und die Wittwe setzte ihren Hut auf, nahm einen schweren modernen Mantel um, einen Muff und ging in die Hahnengasse. Gegenüber dem Hause, in welchem die Kinder waren, wohnten zwei alte Näherinnen, welche sie kannte. Diese suchte sie auf.

Ich wollte doch einmal nachsehen, sagte die Pfarrerswittwe, wie es Ihnen geht, vielleicht kann ich Ihnen in dieser strengen Winterzeit in etwas behülflich sein; ich weiß, daß es bei Ihnen gottselig zugeht und da muß man zusammenhalten. Die Welt ist jetzt gar so verdorben.

Ja, seufzte eine Näherin, Sie haben wohl Recht, Frau Pfarrer! der fromme Mensch muß heut zu Tage viel leiden.

Sie wollte sich bei der Pfarrerin in Gunst setzen.

Wo eine Kirche steht, sagte diese, da baut der Teufel gleich eine Kapelle darneben.

Ja, ja, seufzte die andere Näherin, er hat noch immer zu viel Helfershelfer.

Ihrem gottseligen Stübchen da gegenüber, sagte die Pfarrerswittwe, hat der Teufel gleich so eine Kapelle gebaut, so viel ich gehört habe.

Die beiden Schwestern merkten, daß die Pfarrerswittwe gegen das Haus gegenüber aufgebracht sei und nahmen sich vor, ihr zu Gefallen zu reden.

Im Sommer, sagte die eine, werde ich mich bei jedem Gewitter fürchten, daß der Blitz da drüben einschlägt.

Meinst du, Gott wartet bis auf den Sommer? Er kann schon früher seinen strafenden Arm ausstrecken.

Es soll nicht mit rechten Dingen zugehen in diesem Hause, sagte die Pfarrerswittwe. Die das angefangen haben, scheuen das Licht, darum sind sie auch nicht zu uns gekommen, um unsern Rath einzuholen. Denken Sie sich nur die Frechheit. Wir bringen seit Jahren so viele Opfer und haben so reiche Erfahrung im Armenwesen

und uns frägt man gar nicht. Da kommt ein hergelaufener Mensch und nimmt uns die Kinder weg. Haben Sie den verdächtigen Menschen schon gesehen?

O ja, sagte die eine, es muß nicht viel mit ihm sein; er ist ja wie ein hungriger Schreiber gekleidet. Der Herr Director in Ihrem Rettungshause ist ja dagegen ein Fürst, Frau Pfarrer! Der da drüben hat ja ganz grobe Wäsche und noch dazu geflickte; und wer bessert sie aus? Die alte Margareth, die er im Haus hat und kaum nähen kann.

Er läßt Ihnen also keine Arbeit zukommen? In der Nachbarschaft? Da sieht man's! Auch für die Buben nichts?

Keinen Stich. Er muß eine Bettelwirthschaft haben. Er hat auch Besuche darnach. Gleich und Gleich gesellt sich eben gern.

So, wer ist denn schon bei ihm gewesen?

Die alte Haberstroh, die Hexe, und die liederliche Marianne.

So! sagte die Pfarrerswittwe, das ist mir doch interessant. Kommen auch Männer zu ihm?

Ja, der Fischer Salm ist einigemal da gewesen.

Und vergiß den andern nicht, sagte die Schwester, wie heißt er doch, der öfter kommt?

Ich wäre schon selbst darauf gekommen, sagte die Schwester, denn von dem ist gar viel zu sagen.

Damit ich ja nicht vergesse, sagte die Pfarrerswittwe, hier haben Sie einstweilen einen kleinen Beitrag zum Kaffee. Ich komme schon wieder. Nun, wie ist es mit

dem Mann, der öfter kommt? Ich bin begierig von Ihnen zu hören. Erzählen Sie, Sie sollen mir nicht umsonst die halbe Stunde gewidmet haben.

Das ist ein Doctor. Wir nennen ihn immer den Doctor Höllenbrand, er heißt aber anders. Er hat so scharfe Augen wie der Teufel, Gott verzeih mir's. Er geht auch daher, als ob er auf der ganzen Welt keinen Herrn hätte. Sie haben ihn gewiß schon gesehen, Frau Pfarrer! er wohnt in der Burggasse beim Schuster Dorner.

Gehört habe ich schon von ihm, die Gutgesinnten seufzen über ihn. Er hat nicht einmal den Pfarrer und Domänenrath besucht, und ist schon lange hier. Er geht den Guten aus dem Wege. Wie hat ihn doch der Professor genannt? Einen Monopolisten.

Großer Gott! ein Monopolist! das muß ja etwas sehr Verdammliches sein!

Beiläufig so wie ein Türk, aber noch etwas schlechter, sagte die Pfarrerswittwe; so sagte mir der Professor, der es doch versteht. Was wissen denn Sie von diesem unheimlichen Menschen?

Ich habe die Schustersmagd, die wir gut kennen, einmal ausgeforscht. Da haben wir wunderliche Dinge gehört. Sie sagt, er verzaubert die Menschen. Der Schuster und gar erst seine Frau, die Zange, sind von ihm verzaubert. Die Magd darf kein Sterbenswörtchen gegen ihn sagen.

Und der Gimpel, der Schuster, merkt es gar nicht, daß seine Frau in den Menschen vernarrt ist?

Keine Spur.

Aber die Magd merkt es doch?

Auch nicht eine Spur. Ich habe sie fein ausgeforscht. Sie behauptet steif und fest, daß nichts dahinter ist.

Da hat ihr eben die Frau das Maul verstopft. Was sagt denn die Magd von ihm aus?

Nach Mitternacht ist er schon auf und wie sie bemerkt hat, schreibt er immer und sperrt dann die Schriften ein, bis es ein ganzer Pack geworden ist, dann trägt er's auf die Post. Dann kommen öfter Briefe an, denen man's schon von Außen ansieht, daß sie von weit her sind und geheime Sachen enthalten. Dann kommen allerlei fremde Menschen zu ihm und sagen zu ihm: Meister!

Das werden alle so unglückliche Verzauberte sein.

Einmal sind mehrere beisammengesessen, da hat die Magd rothen Wein und Brod bringen müssen und da haben sie Worte geredet, die sie gar nicht verstanden hat; sie hat an der Thür gehorcht.

Da hat er gewiß ein Zaubermittel in den rothen Wein gethan, sagte die Schwester.

Er gibt vielleicht auch den Buben da drüben etwas ein, daß sie bleiben, sagte die andere, sonst könnte ich mir gar nicht denken, daß sie es aushalten könnten.

Werden denn die Kinder hart gehalten?

O grausam hart. Denken Sie sich, in der Kälte mußten die Buben fort und auf einem Schlitten Holz heimfahren, dann kam der Holzhauer und sie mußten das ganze Holz in die Scheune tragen. Es war zum Erbarmen, wie die Kinder die Arme an den Leib schlugen, um sich warm zu machen.

Und was that denn der Herr Director?

Ja, der Herr Director! er stand in einem alten Rocke in der Scheune und schichtete das Holz auf, wie ein Holzhauer. Da müssen die Kinder Respect bekommen.

Das ist ein Verderben für die Kinder, sagte die Pfarrerswittwe, sie können keinen Respect haben vor einem solchen Director. Das darf nicht sein. Zum Glück ist er kein Director, er ist nicht angestellt.

Höchstens von dem Zauberer, sagte die eine Schwester. Der scheint der eigentliche Herr zu sein. Hast nicht Du gehört, Agatha! daß der Brunner einmal zu ihm an der Hausthüre gesagt hat: Lebt wohl, Meister!

Freilich habe ich das gehört, als ich eben an dem Hause vorbeiging. Ich that, als ob ich etwas verloren hätte und suchte.

Die Kost der Kinder wird wohl auch jämmerlich sein? frug die Pfarrerswittwe.

Daß Gott erbarm! sagte Agatha. Da geht die alte Margareth mit einem Buben auf den Markt und dann schleppt der Bub einen Korb Kartoffel und Kraut nach Haus und höchstens zwei Pfund Fleisch. Schweinfett kaufen sie zum Kochen und nur wenig Schmalz zu ihren Wassersuppen. Denken Sie, Wassersuppen essen sie als Frühstück.

Aber der Herr Director wird wohl Kaffee trinken?

Auch nicht, er ißt auch Wassersuppe wie ein Kohlenbrenner.

Das finde ich gemein, sagte die Pfarrerswittwe.

Ich habe es auch schon gesagt, sagte Agatha, wir müssen uns doch klein durchbringen, aber so viel Respect

haben wir doch vor uns selber, daß wir unser Töpfchen Kaffee trinken. Aber meine Schwester sagt, er thut es aus Bosheit und Hochmuth, um die Nachbarschaft gegen uns aufzubringen.

Ist auch nicht anders, sagte die andere, rund herum wohnen Taglöhner und Holzarbeiter und dergleichen Leute, die auch fast gar keinen Kaffee brauchen. Die werden gegen uns aufgehetzt, wenn es heißt, der Director ißt eine Wassersuppe. Ich habe schon etwas davon gemerkt. Hat nicht der Lümmel da unter uns, derselbe Holzhauer, der ihnen das Holz gespalten hat, einmal zu mir gesagt: Jetzt wird der Kaffee wohlfeil, wenn solche Herren Wassersuppe essen. Ich habe ihn aber gehörig abgetrumpft.

Der Holzhauer ist vielleicht gar einverstanden mit der Wirthschaft da drüben?

Bis über die Ohren, sagte Agatha, ihm gefällt es, daß die armen Buben so grausam behandelt werden. Er ist wie ein Stück Holz.

Er hat mir immer das Holz gemacht, sagte die Pfarrerswittwe, von heute an ist es aus, ich mag keinen so grausamen Menschen vor meinen Fenstern sehen. Aber das Nest da drüben möchte ich doch sehen, mich treibt die christliche Barmherzigkeit für die Kinder.

Ich weiß Ihnen einen guten Vorwand, Frau Pfarrer! Da sind einige abgelegte Hemden von der Rettungsanstalt. Nehmen Sie diese mit und schenken Sie sie den armen Kindern.

Das geht nicht, Beste! sagte die Pfarrerswittwe, da könnte man glauben, ich unterstütze dieses Rabenwerk.

Da weiß ich etwas Besseres, sagte die Schwester. Ein Theil des Hauses ist noch unbewohnt; fragen Sie, Frau Pfarrer! ob nicht ein Paar Zimmer zu vermiethen wären.

Das will ich thun, sagte die Pfarrerswittwe, stand auf und machte sich auf den Weg über die Straße, schellte und trat ein.

Ist der Herr —

Ja, sagte die alte Margareth, der Herr Brunner ist zu Hause. Treten Sie nur ein.

Sie traf Herrn Brunner in einer ziemlich kalten, dürftigen Stube bei den vier Knaben. Sie hörte eben noch die Worte: Das füg' auch keinem Andern zu.

Ich bin die Wittwe des seligen königlichen Pfarrers und Kapitelvorstandes Reichenhold, sagte sie, und erlaube mir, Herrn — Herrn —

Brunner, sagte Herr Brunner.

Richtig, sagte sie, Herrn Brunner zu fragen, ob Sie nicht eine kleine Wohnung für eine stille Person abzulassen wollten.

Dabei musterte sie rasch Herrn Brunner, die Kinder und die Stube.

Aber auch Herr Brunner wußte gleich, woran er war.

Nein, sagte er, Madame! es ist keine Wohnung in diesem Hause zu vermiethen.

Ich habe aber gehört, daß Zimmer leer stehen.

Wir werden sie selber nöthig haben, sagte Herr Brunner.

Das ist etwas anderes, entschuldigen Sie. Gehören diese Kinder Ihnen?

Ja, sagte Herr Brunner.

Seltsam, es sieht Ihnen keines ähnlich; auch unter einander sind sie nicht ähnlich. Ihr habt kalt, Kinder! wahr?

Die Knaben sahen die Frau und dann Herrn Brunner an.

Ich finde das nicht, sagte Herr Brunner, es leben viele tausend Menschen, die nicht so warm haben und sind eben so gut Kinder Gottes, wie wir.

Die Pfarrerswittwe wurde verlegen; sie war in die Falle gegangen. Jetzt war ihr Herr Brunner erst recht widerwärtig. Er hatte sich erfrecht, Gott in den Mund zu nehmen. Große Armuth, sagte sie und sah in der Stube herum, ist doch meist verschuldet. Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.

Allerdings, sagte Herr Brunner, wer sich aufrichtet, der ist innerlich reich, wenn er auch äußerlich arm ist. So läßt es Gott dem Aufrichtigen gelingen. Jesus war äußerlich sehr arm, aber aufrichtig, darum innerlich so reich, daß er sich als Sohn Gottes wußte, dem die ganze Welt gehört.

Jetzt haßte ihn die Pfarrerswittwe noch mehr; er hatte den Namen Jesu auszusprechen gewagt und ihn Sohn Gottes genannt. Wie konnte er sich erfrechen, so zu sprechen? Sie war aber besiegt und konnte weiter nichts vorbringen. Sie fürchtete den Geist dieses Mannes. Sie hätte gerne das ganze Haus durchsucht, doch verlor sie den Muth, noch eine Frage zu thun.

Sie wollen also die Wohnung nicht vermiethen, sagte

sie, und lieber leer stehen lassen, als eine fromme Person aufzunehmen?

Ja, sagte Herr Brunner.

Wie Sie wollen! Guten Tag!

Guten Tag!

42.

Ein Rechtsgelehrter.

Die Pfarrerswittwe berichtete dem Domänenrath und trug die Farben noch stärker auf als die Näherinnen.

Dieses Nest muß zerstört werden, sagte dieser, wir sind das der Ehre Gottes schuldig. Wir haben jetzt Gelegenheit, Zeugniß zu geben.

Er besuchte hierauf einen jungen ehrgeizigen Justizbeamten, welcher durch Frömmigkeit emporzusteigen hoffte. Auch suchte er bei jeder Gelegenheit seine Treue für den Thron und Altar zu offenbaren, um die Aufmerksamkeit der höchsten Stellen zu erregen. Er hatte eine reiche Kaufmannstochter geheirathet, um ein großes Haus machen zu können. Er war auch Mitglied des Verwaltungsrathes des Rettungshauses.

Der Domänenrath berichtete ihm, was er wußte.

Der Justizbeamte dachte nach, dann sagte er: Unser Ansässigmachungsgesetz muß uns die Mittel an die Hand geben, die Stadt von diesen verdächtigen Menschen zu reinigen. Doch müssen wir einige Zeit zuwarten, bis wir ausreichende Unterlage haben. Unterdessen wollen wir Stoff sammeln und vorbereiten.

Wie gibt uns das Ansässigmachungsgesetz einen Anhaltspunkt?

Es bietet uns mehrere, sagte der Justizbeamte. Zuerst kann man Anlaß nehmen, und diese Menschen ausweisen, wenn sie sich über ihre Unterhaltsmittel nicht befriedigend ausweisen können. Höchst wahrscheinlich sind sie arme Schlucker. Gelingt dieses, so laden wir den Verdacht der Gehässigkeit nicht auf uns.

Das ist freilich sehr wünschenswerth, sagte der Domänenrath, der Pöbel und die Freigeister sind uns ohnehin aufsässig.

Reicht aber dieser Grund nicht aus, fuhr der Justizbeamte fort, so müssen wir sehen, daß sie als sicherheitsgefährlich oder der Störung der Ordnung und des Religionsfriedens verdächtig erscheinen.

Ist der Verdacht schon ausreichend? frug der Domänenrath.

Glücklicherweise, antwortete der Justizbeamte, und da haben wir einen ziemlich weiten Spielraum.

Das war von dem Gesetzgeber klug, lächelte der Domänenrath.

Freilich, sagte der Justizbeamte, dadurch ist die ganze Freiheit der Ansässigmachung keinen Schuß Pulver werth, wenn die Gemeindevorstände auch klug sind. Sie können sich jeden mißliebigen Eindringling vom Halse schaffen. Das Recht hat eben eine wächserne Nase.

Darum kommt man auch nicht weit mit der vielgepriesenen Gerechtigkeit, sagte der Domänenrath, und es ist Recht, es muß der Gnade Raum gemacht werden.

Durch die Unterwürfigkeit unter die Gnade und die von Gott eingesetzten Ordnungen muß der Mensch steigen und seine Seligkeit erreichen, nicht durch das Pochen auf Recht und Gerechtigkeit, wie dies jetzt Mode zu werden anfangen möchte. Wollen Sie nicht mit dem Bürgermeister über die Sache sprechen und ihn in unser Interesse ziehen?

O nein, jetzt schon gar nicht. Er würde unsern Plan durchkreuzen. Er ist ja Einer von denen, deren drittes Wort gleiches Recht und Gerechtigkeit für Alle ist. Wir müssen uns vorher mehrerer Gemeinderäthe versichern, ehe wir ihm die Sache vorlegen. Sie wissen ja, daß er unserem Rettungshause und unserer ganzen Armenpflege nicht hold ist. Es ist ihm zu viel Frömmigkeit dabei.

Nun, nun, es wird schon über ihn auch noch das Strafgericht kommen; er soll sich nur nicht zu weit wagen. Ein hoher Würdenträger der Kirche hat mir schon Andeutungen gegeben.

Mein Vetter würde sich viel besser für diese Stelle eignen.

So denke ich auch, sagte der Domänenrath, der ist ein demüthiger Mann und wird unverantwortlicher Weise nicht auf den Leuchter gestellt. Gott prüft die Seinen manchmal hart.

Er hat eben einen mächtigen Gegner unter den Radicalen, sagte der Justizbeamte, hätte er doch diesen Grafen von Hohenstein nie kennen gelernt. Der sagte ihm einmal in's Gesicht: Sie sind ein Heuchler und kein Rechtsanwalt.

Grenzenloser Hochmuth von diesem Hohenstein! Nun dafür muß er auch die Schmach tragen, der Held der Schandblätter zu sein. Wie so ein Mensch seinen Stand

ganz vergessen kann! Sie sollten doch einmal gegen ihn schreiben und die gute Sache vertheidigen.

O, sagte der Justizbeamte, wo denken Sie auch hin! Ich könnte mir meine ganze Laufbahn verderben. Lesen Sie da!

Er reichte ihm einen Brief aus der Residenz mit der vertraulichen Mittheilung, daß man den Grafen von Hohenstein aus dem Cabinete des Königs habe kommen gesehen; der König habe ohne Zeugen mit ihm gesprochen.

Er wird ihm wahrscheinlich eine Lection gegeben haben, sagte der Domänenrath, und hatte so viel gnädige Schonung, dies ohne Zeugen zu thun.

Der Justizbeamte schüttelte ungläubig den Kopf. Das glaube ich nicht, sagte er, man muß auf der Hut sein. Der Hohenstein hat eine schwarze Seele, aber eine goldene Zunge. Ich bin froh, daß er von unsern Verhältnissen nichts weiß, unser Abgeordneter sitzt auf der äußersten Rechten, weit weg von ihm. Durch den erfährt er nichts.

Das ist gut, sagte der Domänenrath, der Sonnenberg wäre just sein Mann; für den würde er sich gegen uns einlegen.

Darum fein sachte vorgegangen, sagte der Justizbeamte, es muß alles im Stillen vorbereitet und ohne Aufsehen durchgeführt werden. Wir müssen die Birne pflücken, wenn sie reif ist. Lassen wir das Unwesen in der Hahnengasse nur eine Zeit lang sich ausbreiten und halten unsere Augen offen; es kommt schon die Zeit des Auftretens.

Wenn es nur nicht zu spät ist, sagte der Domänenrath und empfahl sich. Er war nicht ganz befriedigt von dem Gespräche. Er hätte lieber sogleich gehandelt.

Der junge Mann, sagte er zu sich selber verdrießlich, ist ein Egoist, er will aus Allem für sich Vortheil ziehen. Ihm ist die gute Sache auch nur Mittel für seine ehrgeizigen Zwecke. Dem Stadtpfarrer traue ich auch nicht recht, er hält es mit dem Bürgermeister. Mit dem Professor will ich sprechen; der hat Eifer für das Haus Gottes.

43.

Das Erziehungshaus.

Eine Zollaufseherswittwe, die in großer Dürftigkeit gelebt hatte, starb und hinterließ drei Kinder, ein Mädchen von zwölf und zwei Knaben von zehn und acht Jahren. Die Kinder waren nun ganz verlassen und standen weinend an der Leiche der Mutter. Der Schreiner kam, um das Maß für den Sarg zu nehmen. Er sah die Kinder eine Weile an, dann sagte er: Gott verläßt Euch nicht, Kinder! kommt mit mir, ich will Rath schaffen.

Er brachte sie zu Herrn Fischhorn und sprach mit ihm.

Das Mädchen kann meine Frau behalten und für einen Dienst abrichten, sagte er, und die Knaben lasse ich Ihnen da, Herr Fischhorn!

Ist gut, sagte dieser, soll gesorgt werden.

Das Mädchen ging mit dem Schreiner und der Maler führte die beiden Knaben in die Hahnengasse zu Herrn Brunner.

Der Schreiner zeigte die Sache noch am selben Tage dem Bürgermeister an.

Ganz gut, sagte dieser, und übernehmen Sie auch die Vormundschaft, es geht in Einem hin.

Meinetwegen, sagte der Schreiner.

So waren nun sechs Knaben in dem kleinen Hause in der Hahnengasse aufgehoben.

Herr Brunner entfaltete in seinem Hause reine Thätigkeit, nach den Erziehungsgrundsätzen des Bundes, die wir kennen. Die Hindernisse waren für ihn nur da, um überwunden zu werden. So verging der Winter. Ich will Euch einen Brief mittheilen, den Herr Sonnenberg an den Grafen von Hohenstein über die Anstalt schrieb.

„Ulrich! Unsere Sonnenblumenzucht gedeiht. Die Pflanzen sind fest eingewurzelt und werden seiner Zeit blühen und Oelfrucht bringen. Unser Brunner ist ein herrlicher Menschengeist. „Sanft ist sein Wesen und sein Geist bescheiden, oft fast gebeugt vom heimlichen Verzagen.“ Ihr kennt diese Worte und wißt, was ich damit sagen will. Ich kläre ihn öfter über ihn selber und sein hohes Wirken auf, wenn er bangt, nicht genug gethan zu haben; das stärkt ihn dann. Er hat es in kurzer Zeit weit gebracht. Ihr werdet Euch wie ich freuen, Ulrich! wenn Ihr die kleine Schaar sehen werdet. Es ist ein eigener Anblick, junge Menschen vor sich zu sehen, die so wenig brauchen und viel leisten und die vorläufig nur in der gemeinen Gerechtigkeit leben. Zur Sittlichkeit sind sie noch

nicht reif; aber der Gerechtigkeitssinn hat schon Wurzeln geschlagen. Hie und da zeigen sich auch schon Keime der Sittlichkeit und Religiosität; aber nur schwach. Daß aber die Gerechtigkeit eine Nothwendigkeit für das Zusammenleben der Menschen ist, das ist selbst diesen unentwickelten Menschenkindern klar geworden. Sie machen es, wie einst die Essäer, sie hassen nicht blos die Ungerechtigkeit, sondern auch frischweg den Ungerechten. Das ist der natürliche Gang der Entwickelung. Man muß nicht mit der Feindesliebe, wie sie unser Ordensstifter lehrt, die Erziehung beginnen und die gemeine Gerechtigkeit vernachlässigen; das heißt das Haus von Oben herab bauen wollen und das Fundament zuletzt einsenken. Daran gehen auch die sogenannten christlichen Staaten zu Grunde. Sie haben kein Fundament und darum verdienen sie den Untergang, wie jeder einzelne Mensch, welcher die Gerechtigkeit verachtet. Was soll das Gerede von Sittlichkeit und Religiosität, wenn die Glieder des Staates noch nicht einmal die gemeine Gerechtigkeit, noch viel weniger aber die sittliche Gerechtigkeit in sich tragen? Aber so verdorben sind die Menschen in Folge ihrer verkehrten sogenannten christlichen Erziehung, daß sie das, was Jedem einleuchtet, nicht einsehen, und das Naturgemäße für unnatürlich halten und bekämpfen! Ueber unsere junge Pflanzung wird bald ein Gewitter losbrechen, Ihr wißt schon, von woher; schon thürmen sich die Wolken auf. Bereitet Euch vor, Ulrich! Ihr werdet wahrscheinlich den Blitz ableiten müssen. Lebt wohl!"

44.

Weihnachtsabend.

Weihnacht war; die Bäume waren dicht bereift, dicker Nebel lag Abends über der ganzen Gegend; die Laternen der Stadt leuchteten düster; der Hauptplatz der Stadt war fast menschenleer; Alles war in den Häusern bei der Christbescheerung; es schlug halb acht Uhr vom Thurm; eine Schildwache ging einsam vor einem Hause auf und ab und sah manchmal neugierig zwischen der Ladenkluft eines Fensters in die warme Stube des Erdgeschosses, wo der Hausmeister mit seinen Kindern vor dem beleuchteten Christbaume standen. Ein junger Mann in einen langen Mantel gehüllt, den Hut tief in's Gesicht gedrückt kam langsam des Weges. Als er die Schildwache gewahr wurde, griff er in die Tasche, nahm ein glänzendes Geldstück heraus, drückte es dem Soldaten rasch in die Hand und sagte: das ist vom Christkind! und ging rasch weiter fort im dicken Nebel und bog in die Burggasse. Der junge Mann war sehr aufgeregt, in seiner Seele ein heftiger Kampf. Er ging unter den matt erleuchteten Fenstern des Philosophen vorbei, fort bis zu den Maulbeerbäumen am Bache vor dem Thore; dann kehrte er um und ging geradewegs in die Wohnung des Philosophen, klopfte mit klopfendem Herzen an, trat ein und sagte mit halb erstickter Stimme: Schenkt mir eine Stunde, Meister! Ich habe gehört, Ihr betrachtet die Leidenschaften der Menschen wie ein Arzt die Krankheiten und helfet, wo Ihr könnet.

Der Philosoph reichte dem jungen Manne die Hand, sah ihm in's Gesicht und sagte: Sagt mir Euer Leiden

wie Euch selber; ich will Euch rathen, wie mir selber. Setzt Euch. Er stellte das Kerzenlicht auf einen Seitentisch, so daß sie im Dämmerlichte saßen.

O mein Vater! sagte der junge Mann, in meiner Brust hier, da rast es schon lange, wie wenn Tod und Leben grausig sich bekämpfen. Die Erinnerung an meine Kinderzeit voll Unschuld steigerte heute mein inneres Weh auf den höchsten Grad; da entschloß ich mich, zu Euch zu gehen wie der Kranke zu dem Arzte. Ich bin in den Banden einer Leidenschaft, die ich eben so hasse, wie liebe, die mich auf einem Himmelsweg in die Hölle führt.

Jetzt weiß ich Euer Leiden, sagte der Philosoph, habt Geduld, ich will es Euch schildern.

Er stand auf, holte aus dem Bücherschranke ein Bändchen Gedichte, blätterte und sagte: Das ist von einem Manne geschrieben, der Euer Leiden wohl kannte, es ist Shakespeare. Horchet:

Geübte Wollust ist des Geist's Verschwendung
In wüste Schmach; Wollust ist bis zur That
Meineidig, mörderisch, blutig, voll Verblendung,
Rohheit, Ausschweifung, Grausamkeit, Verrath.
Genossen kaum, verachtet allsogleich,
Sinnlos erjagt und wann ihr Ziel errungen
Sinnlos gehaßt, dem gift'gen Köder gleich,
Gelegt, um toll zu machen, wenn verschlungen.
Toll im Begehren, toll auch im Genuß;
Gehabt, erlangt, verlangend, ohne Zaum,
Im Kosten Glück, gekostet Ueberdruß.
Im Anfang Seligkeit, nachher ein Traum.
Das weiß die Welt, doch Niemand weiß zu meiden
Den Himmelspfad zu solchen Höllenleiden.

Ihr habt es auf dem Punkt getroffen, mein Vater! sagte der junge Mann. Ja, das ist es; ich weiß die Qual, doch weiß ich nicht zu meiden den Himmelspfad zu solchen Höllenleiden. Er stützte den Kopf in beide Hände auf den Tisch und weinte bitterlich.

Der Philosoph ließ ihn weinen. Endlich zog der junge Mann sein Taschentuch und trocknete seine Thränen vom Gesichte.

Ihr werdet genesen, Freund! sagte der Philosoph, so wahr Gott im Himmel ist. Eure Erkenntniß Eurer selber und die sittliche Kraft, die Euch zum Bekenntnisse geführt hat, ist mir sichere Bürgschaft für Eure Genesung. Wolltet Ihr nicht in Ernst und Wahrheit frei werden von Eurem Leiden, so hättet Ihr wahrlich thöricht gehandelt, zu mir zu kommen, von dem Ihr wissen konntet, daß ich Alles auf die sittliche Anstrengung des Menschen und Nichts auf ein Wunder baue.

Ja, das weiß ich, sagte der junge Mann, ich habe alle Eure Bücher gelesen und wieder gelesen. Mir ist gründlich Ernst mit meinem Vorsatze; ich will befreit werden von meinem Leiden. Sagt mir nur, wie ich es anfangen soll; ich will Euch gehorchen.

Ihr seid ein geistig strebender Mann, sagte der Philosoph, sonst hättet Ihr die Qualen nicht. Die sinnliche Lust allein hält Euch nicht gefangen, sie ist nur Folge eines Zaubers, der Euch umstrickt hält. Dieser Zauber muß gebrochen werden.

Der junge Mann horchte aufmerksam zu.

Ja, sagte er, ja, Herr! so ist es. Ihr habt das

rechte Wort gefunden, ein Zauber ist es, der mich zur Sünde treibt; es ist ein Wahnsinn, wie der des Säufers.

Und in diesem Wahnsinn, sagte der Philosoph, wähnt Ihr ein Wesen zu lieben und gebt nicht nach, bis es durch sinnliche Hingabe Euch seiner Gegenliebe versichert hat. Dann wollt Ihr wie der schwer Betrunkene, daß das Wesen auch wahnsinnig werde und in Euch seinen sinnlichen Himmel suche und finde. Ihr fürchtet die Ernüchterung des Wesens, das Ihr zu lieben wähnt und darum reizt Ihr es zur Sünde, damit es Euch durch dieses Band verbunden sei, Euch durch Erinnerung an Lust und Schuld angehöre. Ihr seid eben auch eifersüchtig und fürchtet, das Wesen möchte die Lust, die es kennen gelernt hat, bei Anderen suchen, wenn Ihr enthaltsam wäret, und so sündigt Ihr aus Eifersucht.

So ist es, Herr! ich bitte Euch, saget mir Alles, was mir zur Heilung helfen kann, wenn es mich auch tief vor Euch erniedrigt.

Nicht erniedrigt, Freund! sagte der Philosoph, sondern was Unterlage werden soll zu Eurer Erhebung. Höret denn weiter und verbessert mich, wenn ich den wunden Fleck nicht genau treffe. Ihr seid ein in Euch selber tief eingesponnenes und in Euch selber brütendes Wesen. Ist es so?

Ja, Vater!

Ihr habet Eure Einbildungskraft stark wuchern lassen. Ist es so?

Ja, Vater!

Ihr seid ein Egoist?

Nicht im schlimmsten Sinne des Wortes, Vater!

Im schlimmsten und im besten Sinn des Wortes, Freund! Ihr habet die Begierde, Euch durch edle Thaten auszuzeichnen, das ist der höhere Egoismus in Euch; Ihr habet aber auch eine starke Begierde nach dem sinnlichen Dasein, nach Genuß. Bin ich auf der rechten Spur?

Ja, Vater! ich empfinde es.

Wohlan! ich will noch tiefer dringen. In Eurer Einbildung habt Ihr Euch über Euch selber getäuscht und seid empfindlich geworden gegen die rauhe Wirklichkeit. Ihr konntet kein strenges Wort vertragen, das Euch auf Eure Fehler aufmerksam gemacht hat?

Ganz so ist es, Vater!

So ist es gewesen; das ist vorbei, seitdem Ihr mich anhört. In Eurer Empfindlichkeit habt Ihr Euch von Männern ferngehalten; Ihr habt Euch dann einsam gefühlt und Euch ein weibliches Wesen ausgemalt, das ganz und ausschließlich Euch angehören und in Bewunderung und Liebe zu Euch aufgehen würde. Ist es so?

Ja.

So seid Ihr ein Träumer gewesen und habet nicht in der gemeinen Wirklichkeit gelebt und Euer Thun und Wirken war ohne klares Bewußtsein und festes Wollen, darum hat es Euch auch nicht befriedigt. Ihr habt Euch auch nicht nach dem Maße Eurer Kräfte und Anlagen angestrengt; Ihr seid vor Eurem Gewissen träge gewesen, wenn Ihr auch äußerlich das Nothwendige vollbracht habt.

O Vater! woher wisset Ihr das Alles so genau? Doch ich bitte, sprecht weiter.

Wegen Eurer Träumerei und Trägheit ist die Begierde nach dem sinnlichen Dasein, der gemeine Egoismus, immer unangefochten fortgewachsen. Ihr habt dann noch durch geistige Getränke Eure Einbildungskraft erhöht. Ihr seid weichlich geworden, und das weiche Weibliche hat Euch angezogen, wie das harte Männliche abgestoßen. Ihr seid mit weiblichen Wesen wie mit Eures Gleichen umgegangen; dadurch ist Euer höheres Wesen leidend geworden unter dem Walten der verfeinerten Sinnlichkeit. Wie der Betrunkene dem Kameraden immer näher rückt, von ewiger Freundschaft schwärmt und im Hochgefühle, einmal einen offenen treuen Freund gefunden zu haben, dem er sein ganzes Herz öffnen darf, ihn fortwährend zum Trinken nöthigt und auch berauscht, bis beide nicht mehr wissen, was sie reden oder thun und schließlich auf den Boden fallen — so ist es Euch geschehen. Ihr habt Euch einen solchen weiblichen Kameraden gesucht, gefunden, berauscht, Euch beide getäuscht und hattet nicht den Muth und die Kraft, Euch zu ermuntern und nüchtern zu werden.

Es ist alles so wahr, was Ihr sagt, o Vater! daß ich an mir selber fast verzweifle.

Das sollt Ihr nicht, mein Freund! Ihr müßt auf das merken, was ich Euch weiter zu sagen habe. Ihr seid selbst in Eurer Betrunkenheit, mitten in der Lust seid Ihr nicht selig gewesen, wie es der rohe Mensch ist und sein kann. Ihr konntet Euch selber nie ganz verlieren und vergessen, so sehr Ihr das auch versucht habt; Ihr waret ein gequälter Geist mitten in der Lust. Habe ich Euch richtig beurtheilt?

Ja, Vater! ich habe es öfter versucht, mich so zu betäuben, daß ich gänzlich taub würde für die Stimme in mir selber. Ich habe auch meinen Verstand zu Hülfe genommen; er sollte mich überreden, daß die Reue Schwachheit des Geistes sei. Aber es gelang nicht.

Seht Ihr, was es um die Macht der Vernunft ist. Diese ist es, welche Euch wahrhaft liebt und Euch nicht verließ, wo Ihr sie von Euch stoßen wolltet. Diese ist es auch, welche Euch sicher geführt hat. Ihr werdet genesen, weil die Vernunft in Euch so thätig ist; sie gibt nicht nach, bis Ihr ihr allein angehört; sie ist die eifersüchtige Gottheit in uns. Sie zieht Euch an, wie die Gottheit im Himmel die ganze Welt anzieht.

O Vater! wie gerne wollte ich der Vernunft mich weihen!

Nun gut! so schwöret ihr jetzt vor mir ewige Liebe und Treue. Erhebt Euch zu Euch selber, zu reiner Thätigkeit; Ihr seid ein zu edles Wesen, um der Sinnlichkeit zu dienen. Tretet in den Dienst der Vernunft! ihr dienen ist herrschen.

Der junge Mann erhob sich und sprach: Ich schwöre der Vernunft ewige Liebe und Treue.

Hierauf sagte der Philosoph: Das ist eine Weihnachtsfeier! Ehre sei Gott in der Höhe und Friede sei den Menschen auf Erden, die einen guten Willen haben.

Ich werde erlöst von dem tiefsten Leiden, sagte der junge Mann. Ehre sei Gott in der Höhe. Aber sagt mir, Vater! was ist die reine Thätigkeit, von welcher Ihr sprecht?

Alles das, wozu Euch die reine Vernunft treibt, ist reine Thätigkeit, so wie alles das, wozu Euch die gemeine Begierde nach dem sinnlichen Dasein getrieben hat, Leiden gewesen ist. Versteht Ihr mich?

O ich verstehe Euch wohl, Vater! sagte der junge Mann, ich will Euch sagen, warum? Seit ich Euch aus Euren Büchern kennen gelernt habe, hat mich Euer Anblick, ja der Gedanke an Euch, mit dem tiefsten Weh erfüllt und beigetragen, daß ich mich in der Lust nicht vergessen und verlieren konnte. Euer Thun ist reine Thätigkeit. Ich bitte Euch, Herr! lasset mich öfter zu Euch kommen, damit ich durch Euer Wort und Thun gestärkt werde, reine Thätigkeit zu üben.

Kommt, so oft Ihr wollt, sagte der Philosoph; Ihr werdet mich immer finden wie heute.

Der junge Mann ging fort. Der Philosoph durchschritt einigemale die kleine Stube, dann blieb er am Fenster stehen und sah in die feuchte Nebelnacht hinaus, in welcher der junge Mann nach Hause ging.

45.

Der Hochschullehrer.

Wenn Ihr auf einer mäßigen Höhe am Saume eines Fichtenwaldes steht und gegen Nordosten blickt, ist der ganze Horizont von einer Hügelreihe begrenzt, welche mit Wäldern und Dörfern geschmückt ist, die in der Abendsonne golden hervortreten. An dem Fuße eines langgedehnten bewaldeten Hügels liegt eine Musenstadt, die

wir Langenweiler nennen wollen. Sie ist ziemlich einförmig gebaut und hat fast durchgängig niedere Häuser. Von dem Saume des Fichtenwaldes, an dem Ihr steht, sieht sie sehr friedlich aus, sie liegt vor Euern Augen wie ein langgedehntes, weitläufiges Kloster mit einigen hohen Thürmen. Friedlich rinnt ein kleiner Fluß längs der Anhöhe neben der Stadt hin und biegt dann in eine weite Ebene gegen Westen hinaus. Wenn Ihr dann von Eurem Waldessaume gegen die Stadt geht, kommt Ihr außerhalb des Thores an der breiten Landstraße zu einem einsamen Hause mit einem großen Garten, welcher aber ziemlich unbebaut ist. Das Haus mit dem Garten macht einen eigenthümlichen Eindruck. Es scheint fast nicht bewohnt zu sein; so still ist Alles rings herum; man hört das Plätschern eines Bächleins, das durch den Garten an Erlen über einige Steine in die Tiefe rinnt. Wenn Ihr dann in das Haus tretet, die schmale hölzerne Treppe hinaufsteigt und die nächste Stubenthür öffnet, so steht Ihr in einem Studierzimmer. Das kleine Zimmer liegt gegen Osten und hat auch ein Fenster gegen Süden in den Garten hinaus, wo viele Pappeln und Sonnenblumen stehen. Das Zimmer ist sehr dürftig eingerichtet, nur einige Möbel von Tannenholz seht Ihr, aber viele Schriften und Bücher in Schränken, auf Tischen und auf dem Stehpulte. Am Morgen ist die ganze Stube von goldenem Licht durchleuchtet, das Euch beim Eintritte blendet, Nachmittag und Abend liegt das Zimmer im Schatten, den das hohe Haus gegen Osten wirft. Tiefe Stille herrscht ringsum und begünstigt die ernsten Arbeiten des

Mannes, der hier wohnt. Es ist Eugen. Hier steht er am Pult vom Morgenroth beleuchtet und schreibt. Er ist sehr einfach gekleidet und sein Gesicht verräth tiefes Nachdenken. Er sieht von Zeit zu Zeit gegen Osten hinaus auf die Berge, ob die Sonne kommt und auf den Garten hinab, wo die Sonnenblumen wie er der Sonne entgegen harren. Er ist Lehrer auf der Hochschule. Seine Mutter war seit einem Jahre gestorben und es hatte sich herausgestellt, daß sein Vermögen in einem Geschäfte angelegt war, welches bisher nothdürftig die Zinsen bezahlen konnte, jetzt aber, wo mehrere Kapitale bezahlt werden sollten, seine Zahlungen einstellen mußte, da es keinen Credit mehr hatte. Die Verhandlung ergab, daß die Passiven so groß waren, daß die Gläubiger fast nichts erhielten. Eugen war also ein Mann ohne alles Vermögen, er war ganz und gar auf sich selber angewiesen. Was er als Lehrer und Schriftsteller erwerben konnte, reichte eben aus, um mit strenger Einschränkung anständig leben zu können. Er mußte den Kampf um das niedere Dasein kämpfen, wie ein jeder Taglöhner. Er nimmt ein auf dem Tische im Morgenroth liegendes aufgeschlagenes Buch zur Hand und liest, dann schreibt er etwas an dem Pulte nieder.

„Ja, sagt er dann, das wollten im Grunde alle dahingegangenen großen Denker: das Leiden dieser Welt erklären und das Mittel finden, wie es überwunden werden könnte. Wenn Gott die reine Wahrheit, Schönheit und Güte ist, wie kommt die Unwissenheit, die Häßlichkeit und die Bosheit in diese Welt? Wenn die ewige Gottheit neidlos ist, woher ist dann der gemeine Egoismus

unter den Menschen? Woher ist die sinnliche Liebe mit ihrer Leidenschaft und ihrem Leiden? Und auf der anderen Seite: Woher kommt die tiefe Sehnsucht in dem Menschengeiste nach der reinen Wahrheit, der ewigen Schönheit, der unverfälschten Güte? woher die tiefe Sehnsucht nach Gott? So sind fürwahr zwei entgegengesetzte Triebe in dem Menschen, zwei Lieben, die gemeine und die hohe Liebe, wie da die Sonnenblume unten im Garten einerseits in die schwarze Erde sich einbohrt und gierig die gemeine Nahrung saugt und andererseits ihr Haupt nach Osten erhebt und voll Verlangen ist, das reine Sonnenlicht zu trinken. Vor diesem Räthsel, das der Mensch selber ist, stand Platon und suchte es aufzulösen; weil sein großer Geist die Qual der Unwissenheit nicht ertragen konnte. Ihm war die Erkenntniß theurer als das Leben. Weil das Auge eine solche Sehnsucht nach dem Sonnenlichte hat, so muß es mit der Sonne verwandt sein, und weil der Menschengeist ein solches Verlangen hat nach der Gottheit, so muß er mit ihr verwandt sein. Er muß einmal schon in Gottes Nähe die Seligkeit der Wahrheit, Schönheit und Güte genossen haben, weil ihn diese Welt nicht befriedigt. Er muß höheren Ursprungs sein, als alle anderen Wesen der Welt, er muß einmal die ewig schöne Gottheit selber geschaut und ihre beseligende Nähe, den Hauch ihrer Liebe empfunden haben. So dachte Platon. Und wie kam nun dieser selige Geist aus der Nähe seiner ewigen Geliebten in diese Welt voll Thränen und Leiden? Er wurde seiner göttlichen Geliebten untreu. Es regte sich in ihm das Verlangen nach selbstständigem Dasein,

er wollte sein wie Gott und wollte sich von ihm und seinen Brüdern trennen. Er hatte Begierde nach einem abgesonderten sinnlichen Dasein. Es überkam ihn der gemeine Egoismus, der Selbstsinn, und er gefror wie ein Thautropfen, der dann das Licht zurückwirft und nicht einsaugt. So wäre denn nun der Geist entfernt von der Quelle der Seligkeit ewig unselig, ein finsteres, abstoßendes, gequältes und quälendes Wesen, ein stolzer egoistischer Flüchtling von Gott, wie ihn Chalderon beschreibt; sein Element ist die grausige Finsterniß in der ewig unruhigen Materie, die weit weg von Gott fluthet. Aber Platons Gottheit ist die wesenhafte Güte und er kann nicht anders als gut sein und lieben, und so dachte er an die Erlösung seines Lieblings vom tiefen Leiden."

Eugen trat an's Fenster gegen Osten, die Sonne stieg flammend über die Berge herauf und warf ringsum Blitze.

„Sie tritt hervor!" sagte Eugen und sah in die Sonne.

„Und schon geblendet wend' ich mich weg vom Augenschmerz durchdrungen!"

„Ja so ist es, fuhr er nach einer Pause fort. So dachte sich Platon den Flüchtling von Gott.

Das Anschauen der ewigen Schönheit war ihm verwehrt, es verursachte ihm nur Schmerz, wie den Augen das reine Sonnenlicht. So wäre ihm also nur übrig geblieben, sich in die finstere Materie einzusenken, wie die Wurzeln da unten; tiefer — immer tiefer, wohin das Licht nicht dringen kann."

Eugen sah auf den Garten hinab, wo tausend Thautropfen in allen Farben glänzten wie ein Sternenhimmel.

„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

Er dachte eine Weile nach, dann sagte er: „So dachte sichs Platon. Die ewig gute Gottheit ließ durch ihr Wort aus der finstern Materie diese Welt als Spiegelbild der ewigen Welt voll Schönheit entstehen, um durch sie den Liebling sanft emporzuziehen zu ihr, der ewigen Schönheit. Sie liebt ihn mit ewiger Liebe, darum zieht sie ihn erbarmend an sich. Es ist ein rührend schönes Werben der ewigen Schönheit um den verlornen Liebling, sie kommt ihm entgegen, indem sie ihn durch die Dinge dieser Welt, welche Schattenbilder ihrer Schönheit sind, gleichsam nöthigt, an sie zu denken. Ja, die Dinge haben wieder Spiegelbilder, damit der Liebling immer an die Spiegelung erinnert werde. Selbst der Strohhalm drückt durch sein Licht sein Bild auf die Platte. Durch die Noth des sinnlichen Daseins, welche von der Materie und dem gemeinen Egoismus kommt, wird der Liebling abgestoßen von der Sinnlichkeit mit ihren nichtigen Freuden, und durch die Erinnerung an das verlorne Paradies, welche durch Anschauen der Schattenbilder entsteht, womit das Lernen anfängt, wird der Eros, die höhere Liebe zur verlornen Geliebten, wird das Heimweh nach der ewig schönen Welt, wo keine finstere Materie, keine Vergänglichkeit und kein Streit und Haß ist, erregt. So wird dem verbannten Liebling der Leib, den er einst als eigenen Palast gewünscht hat, zum Kerker, aus dem er sich hinaussehnt, empor zu der, die ihn so liebevoll anzieht. Sie hat ihr Bild zu tausendmalen wieder-

holt vor ihn gestellt und nun wiederholt er ihr Bild zu tausendmalen. Die Schönheit in der Welt erinnert ihn an sie, und diese Erinnerung begeistert ihn, sich vom gemeinen Egoismus zu reinigen und der Heimkehr würdig zu machen. So wird ihm das Leben ein Absterben, und das Sterben wird ihm der Beginn des höheren Lebens. Der Flüchtling ist auf der Rückkehr zur Heimat, er ist eine Sonnenblume, die sich emporwindet und immer ihrer geliebten Sonne zuwendet. So löste Platon das Menschenräthsel."

Eugen stand sinnend am Fenster und sah hinaus. Er dachte an Angelika. Die Liebe zur ewigen Schönheit, Wahrheit und Güte spiegelt sich in seinem Verhältnisse zu dieser herrlichen Jungfrau. Er ist fern von ihr und sie ist ihm dennoch nahe, er muß sich erst reinigen und ihrer würdig werden.

Er dachte dann an seinen Meister und den herrlichen Bund, dem er angehört und seine Seele wurde voll Morgenlicht. Er nahm sich vor, den Tag in reiner Thätigkeit, wie die Sonne, erleuchtend zu verleben.

46.

Eine Versammlung.

Am Abend desselben Tages war Eugen in einem stillen abgelegenen Garten auf dem Hügel außerhalb der Stadt mit der Fernsicht nach Sonnenuntergang. In dem Garten sind viele Rasenplätze und Obstbäume. Auf der Höhe steht unter einem mächtigen Apfelbaume ein runder

Tisch mit Bänken, rings herum sind auch Rasenplätze zum Sitzen und Lagern. Von hier sieht man die Sonne an den schwarzen Wäldern untersinken. Noch steht sie über den Wäldern und gießt warmes Licht über die Landschaft aus. An dem Tische unter dem schattenreichen Baume ist eine Versammlung eigenthümlicher Art. Hier sind junge Männer aus den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes. Neben dem Ostfriesen, der am Baume lehnt, sitzt ein Schwabe, neben diesem ein Sachse und sein Nachbar ist aus Ostpreußen. Im Grase, lang hingestreckt, sieht ein Thüringer auf die Landschaft hinaus und an seiner Seite sitzt, mit einem Buche in der Hand, ein Pfälzer und spricht mit einem Siebenbürger, der vor ihm steht. Mehrere Bierkrüge stehen im Grase zwischen den Lagernden und neben den Sitzenden. Je zwei trinken aus Einem Kruge. Am Tische sitzt auch noch ein junger Mann mit feinen, blassen, kindlichen Zügen und hat ein Schreibbuch vor sich, in welches er mit seinem Stifte fleißig schreibt. Er ist der Schriftführer dieser Versammlung. Er sieht auf die Uhr und blickt dann Eugen an. Dieser nimmt die Glocke vom Tische und läutet. Tiefe Stille herrscht. Nun beginnt die reinste Thätigkeit in den jungen Geistern in der reinen Bergluft. Es fällt Euch auf, daß jeder junge Mann in seiner Erscheinung das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit offenbart und die Selbstständigkeit des Andern heilig hält. Dadurch entwickelt sich ein männlich zarter Verkehr zwischen Allen. Jede Ueberzeugung ist heilig. Platons Gastmahl wird gelesen. Es

herrscht große Aufmerksamkeit, als Einer die Erklärung der Liebe durch Sokrates mit klarer Stimme vorliest.

Hierauf entspinnt sich ein Gespräch in strenger Ordnung. Die Glocke zeigt, daß nur Einer sprechen darf. Es werden verschiedene Gedanken offenbar.

Ich behaupte, sagte der Thüringer, daß die Liebe Gottes, der Eros, von dem Einflusse herkommt, welchen die Gottheit auf den Geist ausübt, vergleichbar dem Einflusse der Sonne auf die Erde. So hat Platon selber den Eros gedeutet. Er sagt im Kratylus, Eros sei eigentlich Esros, das ist eben der Einfluß der Gottheit auf den Geist.

Ich fasse den Eros anders, sagte der junge Mann aus Ostpreußen. Er ist das dem Menschengeiste innewohnende Streben nach der höchsten Harmonie im Denken, Wollen und Empfinden. Der Geist hat nur Frieden in der Harmonie, und weil er sich nach Frieden in sich selber sehnt, hat er das Verlangen, aus der Disharmonie herauszukommen, und Harmonie zu erzeugen. Diese Harmonie macht er dann zu einer Persönlichkeit, sie ist sein Ideal, er nennt sie die Gottheit. So hat ja der Neuplatoniker Porphyrius die Gottheit geradezu die Harmonie genannt.

Der junge Mann aus Franken wollte sprechen, die Glocke schellte.

Woher sollte denn die Sehnsucht nach Harmonie kommen, von welcher unser Alfred spricht? Ich kann Platons Annahme nicht theilen, daß unsere Geister einmal in einem seligen Orte, wo Harmonie waltet, gelebt haben

und von dort gefallen seien. Ich kann mich an ein solches vorzeitliches Leben bei Gott nicht erinnern. Von einer solchen Erinnerung kann ich also die Sehnsucht nach Harmonie nicht ableiten. Wenn ich nun wie unser Alfred sage, daß die Gottheit das von dem Geiste als Person in den Himmel gesetzte Ideal der Harmonie ist, so kann ich auch von keinem Einflusse der Gottheit auf den Geist sprechen, wie unser Friederich, denn dann wirkte der Geist nur auf sich selber. Wenn ich nun auch annehme, daß der Geist das Erste schlechthin ist und das Streben nach Harmonie zu seinem Wesen gehört, so komme ich doch nicht an's Ziel. Denn wenn der Geist das Erste ist, so ist er ja das in sich Befriedigte schlechthin; wie kommt er denn zur Disharmonie, ja zu einer Veränderung zu seinem Nachtheil überhaupt?

Die jungen Männer dachten nach.

Eberhard aus Schwaben verlangte zu sprechen.

Es gibt noch den Einen Weg zur Erklärung, sagte er. Der Geist hatte neben sich die Materie, da überkam ihn die Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihr. Die Materie ist aber das Disharmonische, und so ist der Geist in die Disharmonie hineingezogen worden, und nun sehnt er sich hinaus nach Harmonie. Er sehnt sich nach dem reinen geistigen Dasein zurück, wo er nur um sich selber wußte und in sich befriedigt war. Dieses reine geistige Dasein ohne Materie ist nun sein Ideal, das er für Gott hält. Diesem strebt er zu. So hat es auch Aristoteles gefaßt. Dieses Ideal des reinen geistigen Daseins im Wissen zieht den Geist an, wie die Geliebte den Liebenden.

Die jungen Männer sahen auf Eugen. Er schellte und nahm das Wort.

Eine ewige Materie, sagte er, können wir nicht annehmen, denn die Materie ist ja nur leidend; das Leiden aber kann doch nicht das Erste sein, das ohne Voraussetzung ist. Was leidend ist, ist durch ein Anderes leidend, das stärker ist, als es selber. Wenn nun die Ewigkeit der Materie wegfällt, so bleibt uns zunächst der Geist. Ist nun dieser das ewig Erste, so ist er das ewig Freie; er ist die reine Thätigkeit ohne Leiden. Er ist aber in Wahrheit und Wirklichkeit leidend und sehnt sich aus dem Leiden hinaus. Wenn er reine Thätigkeit gewesen ist, so konnte er sich doch durch reine Thätigkeit nicht leidend machen; denn die reine Thätigkeit bewirkt kein Leiden, sondern befreit vom Leiden. Wenn er aber nicht reine Thätigkeit gewesen ist, so ist er nicht das ewig Erste, sondern hat ein solches über sich, durch welches er leidend ist. So sind wir also genöthigt, über dem Geiste, welcher leidet, einen rein thätigen Geist zu befestigen, welcher das Leiden des Geistes verursacht. Dieser ist Gott.

Die jungen Männer nickten ihm Beifall zu. Er fuhr fort:

So gut also der leidende Geist wirklich ist, so gut ist über ihm der reine thätige Geist wirklich.

Hinderk aus Ostfriedland frug: Wie verursacht denn die reine Gottheit das Leiden?

Es kann nicht zwei Gottheiten neben einander geben, sagte Eugen, sie würden sich ja einschränken. Es kann nicht zwei erste Wesen geben. Ist also außer der Gott-

heit noch etwas wirklich, so ist es nicht reine Thätigkeit, wie Gott, es ist also leidend im Vergleich mit der Gottheit. Durch das bloße Sein der Gottheit ist das Andere außer ihm ein leidendes Wesen. Dieses Wissen um die Gottheit bewirkt die Sehnsucht nach reiner Thätigkeit; der Geist will werden wie Gott, und will ihm angehören. So wurzelt also die Liebe Gottes, der Eros, im Wissen des Geistes um die ewige Gottheit. Aber auf der andern Seite ist die Gottheit reine Thätigkeit.

Wie die Sonne immer erleuchtend und erwärmend wirkt, so die Gottheit. Es ist also immer der wirksame Einfluß der Gottheit auf die Geister da, wie die ruhige Geliebte durch ihr Dasein und ihre Schönheit und Güte auf den Liebenden wirkt und ihn begeistert. So wirkt also die Gottheit durch ihre reine Thätigkeit befreiend vom Leiden. Sie erweckt die Sehnsucht und die Begeisterung zur reinen Thätigkeit, welche in der Erzeugung der Harmonie besteht. Die Harmonie setzt den Gegensatz voraus, in der Gottheit ist kein Gegensatz, sie ist darum über der Harmonie; aber für den Geist unter der Gottheit ist sie das Höchste; durch sie ist der Geist Gott ähnlich, wenn auch nicht gleich. Durch sie wird er befriedigt, ein ruhiges und beruhigendes Wesen, und weiß sich dann Gott angehörig. Erst muß der Menschengeist die Noth und Qual der Disharmonie leben, dann empfindet er die Seligkeit in der Harmonie; erst erlebt er die Gottesferne und dann die Gottesnähe, das ist der Gang des Lebens.

Es trat eine längere Pause ein. Die jungen Männer dachten nach, dann reichten sie Eugen die Hände mit

dem Versprechen, für diesen reinen Monotheismus zu leben und zu wirken.

Der junge Mann aus Ostfriesland zog ein Bändchen aus der Tasche.

Ich habe hier ein seltsames Büchlein, sagte er, das mich ganz eigenthümlich ergriffen hat. Es sind Studien zu einem Faust. Hier ist eben von Gottesferne und Gottesnähe gehandelt. Ich möchte wissen, wer dieses Büchlein geschrieben hat. Der Mann hat viel gelitten und gestritten.

Ich beantrage, daß etwas daraus vorgelesen werde, sagte Alfred.

Alle stimmten bei.

Hinderk stand noch am Baume und begann:

Es war schon Mitternacht. Ich stand an seinem Grabe.
Bis an die Berge lag chaotisch Nebelmeer.
Ein tiefes Schweigen rings. Gelehnt am Wanderstabe
Erhob ich mich zum heilig ernsten Sternenheer,
Und dann zu Menschendaseins zweifelhafter Gabe —
Zum Hügel hier nahm Geistesflug die Wiederkehr.
Zertrümmert liegt da eine Welt begraben,
Ein Menschenherz, so reich an himmlisch hohen Gaben,
So reich an Kraft, Entschluß, wie arm an Frieden.
Nun ist des Lebens dunkles Räthsel dir gedeutet!
Hier standest du, als wir zum letztenmal geschieden.
Von ferner Kirche wurde abendlich geläutet —
Da sagtest du: Ein Räthsel bleibt es uns hienieden!
Erst überm Grabe wird das Leben uns gedeutet!
Der Glocke Töne werden Jedem anders klingen —
Was liegt daran, wenn Jedem sie zum Herzen bringen!

Dann schwiegst du, Freund! — Ich weiß was du gelitten,
Was du gerungen, als dein Himmel voll Gewitter hing.
Das Höchste hast du rein gewollt und nicht erstritten,
Weil dich ein feindlich mächtiges Geschick umfing.
Ich sah ihn kämpfend stehn im wilden Sturmeswüthen,
Bis er zuletzt im Todesschiffbruch unterging.
Hier kann ich nicht von einem Uferlanden sagen —
Das Grab war Klippe nur, wohin dich Sturm verschlagen.

Was soll man da vom Leben glauben oder sagen,
Wenn solch ein Riesengeist vergebens ringt?
Er war wie Silberglocke, die vom Blitz zerschlagen,
Noch eh sie läutete im Kern zerspringt.
Da bleibt uns nichts, als thränenvolles Fragen,
Ob Sehnen und Gebet zum Vaterherzen dringt?
Nur Fragen bleibt — denn unser ungewisses Wissen
Führt in ein grundlos Meer von Finsternissen.

Wie rein gezeichnet ist der Sterne Wandelbogen! —
Sie ziehen hell hinaus und wieder hell zurück.
Der Frühling kommt, die Schwalbe froh mit ihm gezogen,
Verbürgt ist ihr des Daseins klar begränztes Glück;
Und nur die Menschen treibt auf wilden Wogen
Gesetzlos fort ein unerbittliches Geschick! —
Verwirrung wächst mit Streben, Thun und Dulden,
Der Himmel wölkt sich wachsend wachsendem Verschulden.

Und dann der Tod! — Erst zu dem überirdisch Großen
Dehnt sich das Herz im reinsten Streben aus;
Und dann — bevor es noch die kargste Frucht genossen,
Sinkt es zertrümmert in dies dunkle Haus.
Hier schweigt Vernunft — die Pforte ist verschlossen —
Ein schauerliches Dunkel dehnt sich weit hinaus —
Und auch herüber wirft der Hügel seinen Schatten,
Verdüstert Berg und Thal und blumenreiche Matten.

— — — — — — — — —

Doch welcher Glanz will dort im Osten sich verbreiten,
Viel herrlicher, als wenn es heiter tagt?
Und mich durchleuchtets licht! denn nah und näher schreiten
Seh ich ihn selbst, den eben ich beklagt.
Von ferner Kirche tönte sanftes Morgenläuten —
Der Nebel floh, vom frischen Morgenwind gejagt —
Da stand der Freund vor mir, so mild und ernst wie immer,
Doch um sein Wesen floß ein heiliger Verklärungsschimmer.

Er sprach zu mir: das Räthsel ist mir nun gedeutet!
Ein herrlich Loos wird Strebenden zu eigen. —

Alle hatten aufmerksam zugehört, Eugen selbst war tief in Nachdenken versunken. Es herrschte Stille. Dann sagte er: O! ich kenne dieser Flamme Zeichen. Dieses Büchlein hat mein Meister Victor geschrieben.

Die jungen Männer sahen Eugen fragend an.

Er berichtete Ihnen über den Bund, dem er angehörte und über sein Streben, das deutsche Volk auf die Sonnenhöhe wahrer vernünftiger Freiheit und Einheit emporzuführen. Die Herzen der jungen Männer schlugen hoch auf, ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten.

Jetzt ging die Sonne über die dunklen Wälder unter und beleuchtete noch einmal prachtvoll die Gruppe unter dem Baume. Sie war verklärt. Dann legten sich tiefe Schatten über das ganze Thal.

Eugen schellte und hob die Versammlung auf. Alle erhoben sich und sangen mit kräftigen Stimmen ihr Lied zum Preise der Freundschaft.

Lasset uns die Freundschaft ehren!
Wenn der Erde kalte Schatten

Frohes Aufblühn dir verwehren
Und die Kräfte dir ermatten,
Hebet sie mit Geisterarmen
Dich empor zu höchsten Sphären,
Sonnenhellen, Sonnenwarmen,
Stillet leise dein Begehren.

47.

Ein Gespräch über Stoff und Kraft.

Meister! sagte eines Tages der Maler zu Herrn Sonnenberg, macht mit mir eine kleine Fußreise von zwei Tagen, ich muß einige Baumgruppen und Menschen aufsuchen, die ich für ein Gemälde brauche.

Gut, sagte Herr Sonnenberg, ich will Euch begleiten. Morgen früh brechen wir auf. Wir fahren mit dem Omnibus nach Hallermünde und steigen dann den Berg hinan.

Am andern Morgen fuhren sie auf dem Dache des Omnibus sitzend zum Thor hinaus. Es war ein prachtvoller Augustmorgen. Ein junger bärtiger Mann saß noch auf dem Dache und rauchte.

In Paris, sagte der Maler, bin ich oft auf der Imperiale eines Omnibus durch die Straßen gefahren und habe das Treiben unter mir betrachtet und in die engen Gassen der Cité in die düstern Wohnungen geblickt.

Ich auch, sagte Herr Sonnenberg; man sieht da viel Glanz und Elend und kann sich gut erklären, wie Rousseau dahin kam, zu verlangen, die menschliche Gesellschaft müsse sich von der Civilisation wegwenden und zu dem Naturzustande zurückkehren. Es ist dieselbe Ansicht, welche schon

Montaigne ausgesprochen hat, daß der Mensch auf seine Vernunft verzichten und von den Thieren lernen soll, zu leben.

Der junge Mann, ein Arzt, wurde aufmerksam und wollte am Gespräche Theil nehmen.

Er hatte Recht, sagte er, denn im Grunde besehen ist doch der Mensch nichs anderes, als ein feines Thier. Glauben Sie nicht auch?

Je nachdem Sie das verstehen, sagte Herr Sonnenberg. Der Mensch ist ohne Frage das höchst organisirte Gebilde der Natur. Es ist nun die Frage, was man unter Natur versteht.

Stoff und Kraft, sagte der junge Arzt, und weiter finden wir nichts. Alles was man von einem Geiste sagt, ist nur Täuschung.

Wir wollen sehen, sagte Herr Sonnenberg. Sie finden also alle Wesen der Natur als Erzeugnisse von Stoff und Kraft?

Ja, antwortete der Arzt.

Ich auch, sagte der Philosoph. Was verstehen Sie aber unter Stoff?

Die Materie, das Träge, Formlose, die Unterlage, etwa wie den Töpferthon. Die Grundstoffe, wenn Sie wollen.

Ich bin mit Ihnen einverstanden, bemerkte der Philosoph. Die Materie ist die Unterlage für die Kraft.

Die Kraft ist schon mit der Materie gegeben, sagte der Arzt, ich kenne keine Kraft ohne Stoff, und keinen Stoff ohne Kraft.

In Wirklichkeit ist es so, sagte Herr Sonnenberg, sie sind immer Eins. Sind sie auch Eines?

Der Arzt besann sich.

Eines und dasselbe sind sie freilich nicht, der Stoff ist nicht die Kraft und die Kraft nicht der Stoff. Aber sie sind immer verbunden.

Also sind sie doch zwei Theile, welche ein Ganzes ausmachen?

Das gebe ich zu, sagte der Arzt.

Sie sind also Gegentheile? sagte Herr Sonnenberg.

Ja, die sich aber nicht ausschließen, sondern zusammengehören.

So ist es auch, sagte Herr Sonnenberg. Da sie nun Theile eines Ganzen sind, so muß ein Theil das sein, was der andere Theil nicht ist.

Zugegeben, sagte der Arzt.

Also muß die Kraft das Gegentheil von dem sein, was der Stoff ist. Wenn nun der Stoff an und für sich das Todte ist, so ist die Kraft das Lebendige und Belebende.

Allerdings.

Und wenn der Stoff nicht organisiren, bilden, gliedern kann, so ist das Organisirende die Kraft?

Ja.

Wenn der Stoff das Auseinander ist, so ist die Kraft das verinnernde Gegentheil?

Das gebe ich zu, sagte der Arzt.

Durch die Sinne, sagte der Philosoph, machen wir einen äußeren Gegenstand innerlich?

Allerdings, antwortete der Arzt, der Baum dort

erzeugt das Bildchen auf der Netzhaut im Auge, und dieses Bildchen wird durch den Gemeinsinn wahrgenommen.

Sie können sich dann den Baum vorstellen, auch wenn wir ihn nicht mehr sehen?

Ja, erwiederte der Arzt, das Bildchen ist mir innerlich geworden.

Vorstellen können Sie den Baum, aber anschauen nicht, wenn er nicht da ist.

Ich kann ihn mir denken.

Sie nennen also das Vorstellen Denken?

Warum nicht? Es ist doch verschieden vom Anschauen?

Nur dem Grade nach, sagte der Philosoph.

Das ist ja Wasser auf meine Mühle, sagte der Arzt lächelnd. Sie nennen also schon alle Verinnerung, auch die durch die Sinne, also vermittelst der Materie, Denken?

Ohne Bedenken, sagte der Philosoph. Ich nenne alle Verinnerung Denken; aber welches ist denn nun das denkende Gegentheil? Der Stoff oder die Kraft?

Die Kraft, sagte der Arzt.

Das denkende Gegentheil nennen wir aber gewöhnlich Geist, und somit haben Sie für Geist nur den Ausdruck Kraft gebraucht und wir können sagen, die Natur ist Stoff und Geist. Geben Sie das zu?

Ich muß es wohl zugeben, sagte der Arzt. Aber unter Geist versteht man gewöhnlich etwas ganz anderes. Man denkt sich ein Wesen, das von der Materie abgesondert existirt, das auch von Außen in den Menschen kommt und so weiter.

Das verstehe ich nicht darunter, sagte der Philosoph, weil ich gleich anfangs zugestanden habe, daß Stoff und Kraft nur Theile eines Ganzen und nicht selber allein Ganzes sind.

Nach ihrer Ansicht hätte also der Geist den Leib organisirt?

Natürlich, sagte Herr Sonnenberg, weil sich die Materie nicht selber gliedert.

Wenn ich Sie recht verstanden habe, mein Herr! hat der Geist die Sinne als Mittel zur Verinnerung, also zum Denken, organisirt.

So ist es. Die Kraft muß den Stoff beherrschen, nicht umgekehrt. Mein Freund, der Künstler hier, wird mir beistimmen.

Freilich, sagte Herr Fischhorn.

Ich stimme auch bei, sagte der Arzt.

Nun haben Sie selbst erst gesagt, daß Sie sich den Baum denken können ohne ihn ansehen zu müssen. Sie sind also nicht mehr abhängig vom Baume an der Straße. Sie sind also schon Herr geworden über den materiellen Baum.

Der Arzt lächelte. Er hatte nie darüber nachgedacht.

Wahrhaftig! sagte er, so ist es. Darauf beruht zuletzt all unser Wissen. Es ist die Herrschaft des Geistes über den Stoff.

Besuchen Sie jetzt einen Kranken?

Ja, sagte der Arzt.

Sie haben aber keine Bücher bei sich.

Der Arzt lachte.

Ich weiß, was Sie sagen wollen. Es ist wahr, ich bin unabhängig von den Büchern. Ich bin mächtig genug, mich an das Gelernte zu erinnern.

Von wem geht das aus? von der Materie?

Nein, vom Geiste, ich will eben und es wird vollbracht.

Aber während Sie am Krankenbette nachdenken wollen, sind doch Ihre Sinne offen und werden immer angeregt, Ihr Nachdenken wird immer gestört.

Ich will eben ernstlich nachdenken und dann stört mich gar nichts.

Also ist die Kraft in Ihnen so stark über die Sinne und die Materie, daß Sie sich so weit frei machen können?

Das macht der Wille und die Uebung. Ich bin wie blind und taub, wenn ich nachdenken muß und will.

Und doch tragen Sie die Augen und Ohren an sich. So ist also die Kraft nicht ganz und gar abhängig von der Materie.

Ich muß es zugeben, sagte der Arzt. Der Geist ist mehr als blos die Kraft am Stoff, welche ihn bildet und gliedert. Ich danke Ihnen mein Herr! für die Aufklärung.

Der Omnibus hielt vor einem Dorfwirthshause. Der Arzt empfahl sich, stieg ab und besuchte seinen Kranken.

Da habt Ihr's, sagte Herr Sonnenberg zum Maler, so gehen die Menschen dämmernd herum. Die Einen übertreiben es mit dem Geiste und lassen ihn durch einen besonderen Schöpfungsact Gottes wie einen Fremdling in den Mensch kommen, der mit Materie gar nichts gemein hat

und verdammen die Materialisten. Dann kommen diese mit ihrem anderen Extrem, sehen nur die Abhängigkeit des Geistes von der Materie, können über das Denken nicht nachdenken, weil sie immer mit dem Zergliedern des Körpers beschäftigt sind und keinen Geist sehen oder greifen, dann setzen sie anstatt Geist Kraft, weil sie doch mit der bloßen Materie nicht ausreichen und meinen dann, mit dieser Benennung den Geist gründlich ausgetrieben zu haben. Die Einen wie die Andern stehen nicht auf dem Boden der allgemeinen Wirklichkeit, die Einen sehen nur Geister und die Andern nur materielle Wesen; den Menschen wie er liebt und denkt und will, sehen beide nicht.

Ganz so wie es Künstler gibt, sagte der Maler. Die Einen vergeistigen so sehr, daß man nur Gespenster auf dem Bilde hat, die Andern dagegen malen nur seelenloses Fleisch und beide meinen, den Gipfel der Kunst erreicht zu haben. Die Einen denken, man kann nicht genug vergeistigen und die Anderen schwärmen von schöner kräftiger Sinnlichkeit, das echt Menschliche ist Beiden zu wenig entsprechend.

48.

In der Waldeseinsamkeit.

Unter solchen Gesprächen kamen sie bei der Station an, wo ihr Weg seitwärts ging. Sie stiegen ab und wanderten frisch einen grünen Gebirgsbache zu, welcher um einen Felsenhügel überraschend herumbog. An einer kleinen Mühle überschritten sie den klaren Bach und stiegen einen

schattigen Wiesenpfad hinan durch einen dunkeln Wald auf dem isolirte Felsenhügel. Die Sonne drang zwischen den Laubdächern durch und vergoldete das Moos und die dunkelgrünen Waldpflänzchen zu ihren Füßen. Die Luft war rein und köstlich. Ringsum herrschte heilige Stille und Einsamkeit.

Ihr habt mir versprochen, Meister! über unserm Ordensstifter mit mir zu sprechen.

Ich weiß sehr wenig von ihm, wie ihr. Das Wenige aber genügt, um ihn aus tiefsten Herzen zu verehren und zu lieben und darauf stolz zu sein, seinem großen Orden anzugehören. Es ist ein Zeitgenosse des Kaisers Augustus und ist unter Tiberius gekreuzigt worden.

Der Wald öffnete sich und sie sahen vor sich einen großen grünen von Wald umfaßten Platz, auf dem einige mächtige Bäume standen. Ein Kirchlein stand in dieser Waldeseinsamkeit und an den Säumen des Waldes mehrere Kapellen mit plastischen Darstellungen aus der Leidensgeschichte. In der Mitte der grünen Waldwiese erhob sich zwischen zwei Linden ein Kreuz. Eine kleine in einem Felsen gehauene Grotte enthielt das Grab. Heilige Einsamkeit herrschte ringsum. Die beiden Männer gingen herum und besahen die Darstellungen, welche eine kunstgeübte Hand ausgeführt hatte.

Das Leiden und der Tod für einen großen Gedanken macht unvergeßlich, sagte der Philosoph, um so mehr, wenn der Herrliche einen Orden gegründet hat. In den einsamsten Stätten errichtet ihm die Menschheit Monumente.

Die aber dann oft abergläubisch mißbraucht werden, bemerkte der Maler.

Das beweist nur, entgegnete Herr Sonnenberg, daß die Erhebung der Menschheit zur reinen Religiosität sehr schwierig ist und langsam geht. Aber wir sehen dieses Monument des großen Dulders doch ganz anders an, als die Menge und so wird es allmälig mehrere geben und der abergläubische Mißbrauch desselben wird immer mehr verschwinden. Je reiner das wirkliche Wesen unseres Ordenstifters hervortritt aus dem Weihrauchgewölke, desto reiner wird auch die Verehrung für ihn und sein großes Werk werden.

Wollen wir uns auf diese Bank niederlassen, sagte der Maler.

Sie setzten sich unter eine mächtige Linde, dem Kirchlein gegenüber.

Sicher sind von unserm Ordensstifter selber einige Anweisungen, sagte der Philosoph, und diese lassen uns einen Blick in sein großes Herz thun.

Welche sind diese wenigen sichern Anweisungen?

„Seid also auch Ihr vollkommen wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist. Liebet Eure Feinde, thut wohl, leihet ohne Hoffnung und Euer Lohn wird groß sein und Ihr werdet Söhne des Allerhöchsten sein, der auch gütig ist gegen die Undankbaren und Bösen."

Diese Anweisungen zu einem wahrhaft seligen Leben sind nach meiner Ueberzeugung von Jesus selbst und um ihretwillen beugt sich mein Geist vor ihm. Durch diese Grundanweisung hat sein Orden den höchsten Orden seiner

Zeit weit übertroffen an Hoheit der Gesinnung und Freiheit des Geistes.

Erklärt mir das näher, Meister! ich bin sehr begierig, von Euch zu hören.

Um die Zeit als unser Ordensstifter lebte, fuhr der Philosoph fort, erregte ein Orden in Palästina die Aufmerksamkeit der denkenden Männer und sogar die Bewunderung großer Könige. In Alexandria lebte damals ein jüdischer Philosoph aus priesterlichem Geschlechte, Philo. Er war der wärmste Bewunderer dieses Ordens und gibt uns eine begeisterte und wahrhaft begeisternde Schilderung desselben. Zu seiner Zeit lebten in Palästina etwa fünftausend Ordensglieder. Er leitet den Namen des Ordens von Reinheit ab und vermuthet, Moses selber sei der Ordensstifter. Und für wahr! nach Allem, was ich von ihm weiß, ist er die eigentliche Blüthe der Pflanze, deren Gärtner Moses sein kann. Dieser Orden hat es nicht blos bis zur strengen Gerechtigkeit, sondern zur sittlichen Gerechtigkeit gebracht, und das will viel sagen. Die Gerechtigkeit ist eine Nothwendigkeit, aber die sittliche Gerechtigkeit ist schon hohe Freiheit. Denkt Euch, es lebten fünftausend deutsche Männer in unserm Vaterlande in einem Bunde, welche ihr ganzes Leben der sittlichen Gerechtigkeit widmeten, so wäre das ein erhabenes Schauspiel.

Ja, sagte der Maler, gewiß. Besonders, da die gemeine Gerechtigkeit noch so schwach blüht.

Wer in den Orden eintrat, fuhr der Philosoph fort, mußte geloben, die Gerechtigkeit zu lieben, und die Ungerechten zu hassen. Wenn über ein Ordensglied Gericht

gehalten werden sollte, so waren wenigstens hundert Richter erforderlich, dann stand das Urtheil aber auch unwankend fest.

Das ist in dieser schwankenden Welt viel werth, sagte der Maler.

Arbeitsamkeit und strenge Ueberwindung der sinnlichen Triebe war eine Hauptaufgabe. Jedes Ordensglied erhielt bei Tisch nur Eine Schüssel und Ein Brod. Was sie durch Arbeit erwarben gehörte dem Orden, von diesem wurden die Arbeitsunfähigen erhalten. Der strengste Gehorsam unter die Ordensregel herrschte. Josephus Flavius, der jüdische Schriftsteller, sagt, dem Willen des Einzelnen seien nur zwei Dinge überlassen worden. Erbarmen und Wohlzuthun.

Der Philosoph schwieg eine Weile.

Beachtet wohl, fuhr er dann fort, was ich gesagt habe. Die sittliche Gerechtigkeit war allgemeine Ordensregel; zu ihr mußte sich das Ordensglied durch einen heiligen Eid verpflichten. Aber Erbarmen und Wohlthun war seiner Freiheit überlassen; er konnte sie üben und auch nicht. Nun seht, gerade dieses, das höchste Vorrecht des Menschen vor allen Wesen, die wir kennen, hat unser Ordensstifter zur allgemeinen Regel unseres Ordens gemacht. Ihm genügte die sittliche Gerechtigkeit, die schon ein hohes Gut der Menschen ist, nicht mehr; er wollte das Allerhöchste; sein Orden sollte dort anfangen, wo der andere aufgehört hatte; er wollte die höchste Freiheit und Herrlichkeit des Menschen.

O, das ist groß, sagte der Maler; es beugt sich mein Geist.

Jetzt versteht Ihr den tiefsten Sinn der Anweisung für seine Ordensglieder, wenn ihr sie mit der sittlichen Gerechtigkeit des andern Ordens vergleicht. Er sagt: Seid also auch Ihr vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Ja, ich verstehe, sagte der Maler, er will über die Unvollkommenheit hinaus zum reinen Sonnenschein der Vollkommenheit. Seinem großen Geiste genügte die sittliche Gerechtigkeit nicht mehr. Er wollte den höchsten Adel und die höchste Herrlichkeit der Menschennatur zur Entfaltung bringen.

Ja, das wollte er und zwar dadurch, daß er das Edelste des Menschen anregte und seinen höchsten Ehrgeiz entflammte. Sein Orden sollte den anderen hinter sich lassen an Herrlichkeit des Thuns. Liebet Eure Feinde, thut wohl, leihet ohne Hoffnung. Das überstrahlt die Herrlichkeit der sittlichen Gerechtigkeit.

Das ist ein hoher heiliger Stolz, sagte der Maler; er will seine Ordensglieder zu geistigen Königen machen, deren schönstes und einziges Recht das Begnadigen, das Wohlthun und Leihen ohne Hoffnung, das heißt, das Schenken ist.

Seinem stolzen Antrage entspricht der Lohn, sagte der Philosoph. Ihr werdet Söhne des Allerhöchsten sein, der auch gütig ist gegen die Undankbaren und Bösen. Sohn des Allerhöchsten soll der Mensch sein, das ist sein großer Lohn. Ihr versteht die vornehme Denkweise.

Ja, sagte der Maler; ich verstehe ihn wohl. Nie ist ein so vornehmer Lohn ausgesetzt, nie der Mensch so vornehm behandelt worden.

Bemerket nun auch noch, welche Bedeutung das Wort „Söhne Gottes" durch die Vergleichung mit dem andern Orden erhält. Durch die sittliche Gerechtigkeit ist der Mensch ein pflichtgetreuer Knecht Gottes.

Das ist schon viel. Aber etwas unvergleichlich Höheres ist der Sohn des Allerhöchsten. So erregt er durch diesen hohen Preis den höchsten Ehrgeiz seiner Ordensglieder durch die Aussicht, daß sie weit mehr werden können als die Glieder des anderen Ordens. Jene sind durch ihre sittliche Gerechtigkeit treue Knechte Gottes, Ihr aber sollt Söhne des Allerhöchsten sein dadurch, daß Ihr Euch über die sittliche Gerechtigkeit zur reinen freien königlichen Barmherzigkeit erhebet.

Mir ist alles sonnenklar, Meister! Es ist die Steigerung der Freiheit und der Würde. Der andere Orden ist der grüne Kelch, sein Orden soll die glorreiche Blüthenkrone auf demselben sein.

Und Ihr habt gehört, wie er nur von dem Allerhöchsten spricht. Dieser ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen. Habt Ihr gelesen, daß dieses jemals vor ihm Einer gesagt hat?

Nein.

Darum sagte ich, daß diese Worte sicher von ihm selber sind. So vornehm hat Niemand vor ihm von Gott gedacht und die Nachfolgenden haben es von ihm gelernt. Es ist schon viel, Gott als die reine sittliche Gerechtigkeit

zu denken; aber so frei und groß den Allerhöchsten zu fassen, daß man schlechtweg von ihm aussagt, er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen, das ist einzig in seiner Art.

Nun begreife ich gut seine Einsamkeit und seinen Tod, Meister! sagte der Maler, solche hohe Lebensweisheit wurde von seinen Zeitgenossen nicht begriffen.

Oder begriffen und unterdrückt, sagte der Philosoph. Das waren die Folgen. Die Besten seiner Zeitgenossen hatten eine schwache Ahnung von der Hoheit seines Geistes. Diese schlossen sich ihm an und wurden die ersten Ordensglieder. Die herrschsüchtigen Geistlichen seines Volkes mußten ihn selbstverständlich als einen gefährlichen Menschen behandeln, welcher die bestehenden Ordnungen umstürzen, und eine neue Ordnung in der Welt einführen wollte, in welcher jeder Mensch Sohn Gottes werden könnte. Sie behandelten die Menschen als schuldbeladene Knechte und nun kam dieser und stellte ihnen in Aussicht, daß sie durch ihr eigenes Thun Söhne des Allerhöchsten werden könnten! Das war zu gefährlich. Sie hatten den Schein des Rechtes für sich und die Gewalt. Er mußte fallen.

Das ist mir sonnenklar, sagte der Maler. Es war ein Justizmord. Gerade sein Tod beweist mir auch, daß Ihr Recht habt, Meister! mit dem, was Ihr vorhin über seine Anweisungen gesagt hattet. Er hat etwas Unerhörtes gelehrt und empfohlen; dieses war den Geistlichen unerträglich. Er mußte ihrem Bestande geopfert werden, den er in seinen Grundfesten erschüttert hatte. Es war unerträglich zu hören, daß der Allerhöchste gütig ist gegen-

die Undankbaren und Bösen; die Geistlichen brauchten ja einen strengen, zürnenden Gott, der sich nur schwer durch Werke der Buße versöhnen läßt und sie allein wußten, wie dieses zu vollbringen sei.

Wenn ich nun seine neue Ordensregel, von der wir geredet haben, und seinen Tod zusammenfasse, sagte der Philosoph, dann beugt sich mein Geist tief vor ihm.

Und er hat es wohl verdient, fuhr der Maler fort, daß selbst in tiefer Waldeseinsamkeit sein Denkmal steht.

Und in der tiefsten Stelle jedes edlen Menschenherzens, setzte der Philosoph bei. Er ist der eigentliche Helianthus in dem Weltgarten. Hoch zu Gott, seiner Sonne, emporgerichtet hat er für die leidende Welt das Oel der Heilung für ihre tiefsten Schmerzen gegeben. Denn wenn die Glieder seines Ordens Söhne des Allerhöchsten sein können, dann sind sie von allem Leiden genesen. Er hat seinen schönen Namen Jesus, Arzt, durch Lehre, Thun und Tod mühsam verdient. Wenn jedes Ordensglied wie er ein Arzt ist, dann muß die Welt genesen.

Aber Meister! sagte der Maler ernst, die Geschichte unseres Ordens ist so mit Blut und Thränen geschrieben, daß es viele Menschen in unserm Vaterlande gibt, welche voll Verzweiflung sich von ihm, und selbst von seinem Stifter wegwenden und lieber Buddhisten, als Christen sein wollen.

Das ist wahr, sagte der Philosoph, der Grund liegt aber, wie Ihr gesehen habt, nicht im Ordensstifter. Darüber wollen wir ein anderes Mal sprechen.

49.

Der Himmelgottshof.

Die beiden Männer brachen auf, durchwanderten den Wald und stiegen in das enge Thal hinab, dann wieder einen Bergwiesenpfad hinan und kamen nach einer halben Stunde zu einem großen Bauernhofe auf der Höhe. Er heißt der Himmelgottshof, liegt in Baumgärten voll Sonnenschein und Schatten, und man sieht weit herum, wenn man vor dem stattlichen hölzernen Hause auf der Bank sitzt. Hier hielten die beiden Männer Rast. Der Maler war schon hier gewesen, er kannte die Familie. Er ging durch die große reinliche Flur in die geräumige saubere Küche, wo die Frau am Herde vor einer großen Pfanne am Feuer stand und mit dem Backen von unzähligen Küchlein beschäftigt war. Sie reichte dem Maler die Hand und freute sich, ihn wieder zu sehen.

Sobald ich mit dem Backen fertig bin, sagte sie, komme ich zu Euch hinaus. Ich schicke Euch unterdessen Küchlein und Milch.

Von der Wand des Hauses wurde ein Tisch herabgelassen und eine Magd brachte das Versprochene.

Nach einer Weile erschien die Bauersfrau, ein stattliches Weib mit verständigem Gesichte. Sie war reinlich dunkel gekleidet, auf dem Kopfe trug sie einen hohen Strohhut wie die Männer. Sie grüßte Herrn Sonnenberg mit freundlichem Handreichen und setzte sich auf die Bank.

Der Maler frug der Familie nach.

Ihr werdet sie bald sehen, sagte die Frau, sie kommen in einer halben Stunde. Mein Mann ist in die Mühle gefahren und hat einen Buben bei sich. Alle andern sind auf den Wiesen.

Ist Eure Familie groß? frug Herr Sonnenberg.

Sechs Buben und sechs Mädchen, antwortete sie, gerade ein Duzend.

Und alle zu Hause?

Alle zu Hause, sagte sie, wir haben für alle Arbeit und Brod, und Gesellschaft haben sie auch genug, wenn sie sich vertragen wollen.

Ihr haltet sie schon zusammen, sagte der Maler lächelnd, Ihr seid ziemlich strenge.

Muß sein, sagte sie, bei so vielen Köpfen. Wo käme ich denn hin?

Wenn ihr sie alle um den Tisch sitzen seht, sagte Herr Sonnenberg, werdet Ihr manchmal ganz eigene Gedanken haben?

Ihr habt Recht. Manchmal ist mir recht bange, wie's allen noch gehen wird in der schlechten Welt, und manchmal habe ich eine rechte Freude. Ich denke mir, schau, die gehören alle Gott und er hat sie dir übergeben und bis er sie zu sich nimmt, gehören sie auch dir.

Darum sind sie Euch auch alle gleich lieb, sagte der Philosoph.

Wie Ihr das wißt! rief die Frau. Seht, das ist's. Sonst ging's nicht. Eins um's Andere wäre mir sonst schon lieber, denn sie sind ungleich, aber wo kämen wir denn da hin? Was kann denn das Kind dafür, daß es gerade

so und nicht anders geartet ist, daß mir das eine besser zu Gesicht steht als das andere? Da darf man keinen Unterschied machen. Gott macht gewiß auch keinen Unterschied, und das denke ich mir jedesmal, wenn ich Eines zurücksetzen möchte.

So ist's Recht, sagte der Philosoph.

Da ärgern mich manchmal die Stadtleute, fuhr die Frau fort, wenn sie so dumm daher schwäzen und mich fragen, welches Kind mir das liebste ist und gar erst, wenn die Kinder dabei sind.

Da gebt Ihr ihnen dann die passende Antwort? frug der Philosoph.

Freilich, sagte sie, ich nehme mir kein Blatt vor's Maul und sag wie ich's denke. Die geputzten Herrn und Frauen sind ja auch nicht mehr als ich. Wenn sie dann noch so albern daherreden, so ist's ganz aus bei mir. Für was lernen sie denn so lang?

Sie lernen viel unnützes Zeug, sagte Herr Sonnenberg, das verwirrt ihren Kopf und dann sehen sie das Einfache und Nothwendige nicht ein. Sie haben es meistens nur mit dem Angenehmen zu thun.

So muß es sein, sagte die Frau, darum schwäzen sie auch immer von angenehm und unangenehm und von Vergnügen und dergleichen. Manchmal muß ich mich über das Geschwäz ärgern, wenn ich es in meine Küche höre.

Der Maler lächelte.

Ihr seid ein Schelm, Herr Fischhorn! sagte die Frau, Ihr habt selbst einmal ein solches Geschwäz angezettelt. Ich weiß es noch recht gut. Wißt Ihr noch, wie Ihr

vor zwei Jahren mit einer dicken geputzten Frau, ihrer spindeldürren Tochter und ihrem Gimpel von Mann da gewesen seid.

Ich weiß es schon noch, sagte der Maler lächelnd. Ich wollte eben sehen, wie weit sie's treiben.

Weit genug, sagte die Frau. Was Einem angenehm war, war den andern zweien unangenehm. Die Frau wollte unter dem Baume sitzen, der Mann da und die Tochter dort bei dem Heuschober. Und mit dem Kaffeetrinken! was war das für eine Wirthschaft! der Frau waren die Töpfe nicht angenehm, der Tochter die Tasse nicht angenehm und dem Manne — ich weiß nicht mehr was?

Ihm waren die beiden Frauenzimmer unangenehm, sagte der Maler. Er hätte gerne mit mir geraucht, aber es war ihnen unangenehm, sie wollten den Heuduft genießen und die Frau wollte vom Baum nicht weg. Da mußte die Tochter zu ihr hin. Dann kam gar der Rauch aus Eurer Küche. Da wurde es vollends unangenehm.

Nun, dann sagte die Frau zu Euch: Alles wird Einem verdorben, nicht Einen angenehmen Nachmittag kann man haben. Die Leute sind so rücksichtslos, man kommt zu ihnen, um sich zu — Ich weiß nicht, was sie für ein seltsames Wort gesagt hat.

Amüsiren, sagte der Maler, das heißt vergnügen.

Also, man kommt zu diesen Leuten, um sich zu amüsiren, sagte sie, und zahlt sie noch und anstatt daß sie sich eine Ehre daraus machten, machen sie Einen alles unangenehm. So schwäzte sie fort. Als ob ich da wäre,

um müßigen Leuten den Nachmittag angenehm zu machen! Das sagte ich ihr auch, bemerkte der Maler. Da wurde ich ihr auch unangenehm. Sie schimpfte den Berg hinunter in Einem fort über die verdorbene Parthie. Ich sah mir unterdessen einige schöne Bäume an und dachte mir: Sie ist eben eine Fliege und Ihr seid eine Ameise, die passen nicht zusammen.

Da kamen Söhne und Töchter von den Bergwiesen mit Sensen und Rechen. Zwei Schwestern sangen hinter dem Hause und hielten inne, als sie die Fremden sahen. Dann kam auch der Hofbesitzer mit einem starken Schimmel von der Mühle, mit ihm ein Knabe von zwölf Jahren. Er sprang rasch vom Wagen, spannte das Pferd aus und führte es in den Stall und kam wieder. Alle waren vor dem Hause versammelt, eine prächtige Schaar. Der Hofbesitzer setzte sich zu den beiden Männern, die Frau ging in die Küche. Der Hofbesitzer war ein langer kräftiger Mann mit einem starken gutmüthigen heitern Gesichte.

Meine Mädchen haben nicht nachgegeben, sagte er, bis sie endlich das Lied gelernt haben, das Ihr ihnen gesagt habt, Herr Fischhorn! und jetzt singen es die Buben auch mit. Da hab ich's wieder gesehen: Lust und Lieb zu einem Ding macht alle Müh und Arbeit gring. Geht Kinder! singt das Lied, damit es die Herren auch hören, was Ihr könnt. Du bist die Hauptsängerin, Thekla! fang an.

Die angeredete Tochter, ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren, wurde roth. Sie war verlegen.

Wir haben es noch vor keinem fremden Menschen

gesungen, Vater! wir bleiben gewiß stecken, wenn wir aufschauen.

Nun so geht da hinters Haus, sagte der Vater, da sieht Euch Niemand.

Die ganze Schaar brach auf, ging hinters Haus und sang. Sie stimmten gut zusammen.

50.

Ein Mönch.

Herr Sonnenberg und der Maler wanderten weiter über Höhen durch Wälder, dann in dem engen Thale an einem frischen Gebirgsbach dahin im Schatten, den Nachmittags die hohen Felsenwände über das Thälchen warfen. Vor ihnen ging ein langer hagerer Kapuzinermönch in seinem rauhen Kleide, einen weißen Strick um die Lenden und Sohlen an den bloßen Füßen. Sein graues Haupt war unbedeckt. Er trug einen braunen Stab.

Ein christlicher Buddhist, sagte Herr Sonnenberg zum Maler.

Wie versteht Ihr das? Meister!

Dieser Mönch hat mit dem Buddhistischen Mönche die Abtödtung der Begierde zum sinnlichen Dasein, das Zurückziehen von der Welt gemeinsam. Beide wollen ewige Ruhe finden, der Buddhist im Nichts, im Nirvana, dieser im Himmel bei Gott.

Der Gedanke ist groß, sagte der Maler, aber er wird von sehr wenigen ausgeführt.

Das ist mit allen großen Gedanken der Fall, sagte der Philosoph. Auch Schopenhauer, welcher die Buddhistische Lehre gelehrt hat, hat nicht treu nach derselben gelebt. Buddhisten wie Christen bleiben hinter ihrem Ziele zurück. Die Grundregel des Ordens, dem jener Mönch dort angehört, wird in der Zukunft unseres Vaterlandes noch eine Bedeutung gewinnen, gerade deshalb, weil in ihm der Buddhismus und das Christenthum vereinigt sind, welche sich jetzt um die Herrschaft über die deutschen Geister streiten.

Erklärt mir das!

Seht, die deutschen Geister, welche nachdenken und mit Brod und Schauspiel nicht zufrieden sind, sind von dem elenden Getriebe der Welt mit ihrem hohlen Glanze und dem Streit um Herrschaft und Genuß abgestoßen, sie möchten gerne Ruhe haben. Die Volksreligion mit ihrem Wunderglauben zieht sie nicht an, sondern stößt sie ab, und so wenden sie sich gern zur nüchternen Entsagungslehre Buddhas, welche Schopenhauer in Deutschland erneuert hat. Gänzliches Verzichten auf die Begierde zum Dasein und auf das Jenseits ist der Kern der Lehre, welche jetzt wie ein Sauerteig wirkt. Darum hat Schopenhauer das entsagende Mönchsleben so verherrlicht.

Ich kenne selbst Männer, sagte der Maler, welche durch die Lehre Schopenhauers mächtig angezogen worden sind. Jede andere Philosophie und auch das Christenthum stößt sie ab.

Diese Erscheinung ist gut für die Reinigung der Geister, erwiederte der Philosoph, und besonders für die

Reinigung der Volksreligion. Man ist genöthigt, allen Pomp und alles Beiwerk wegzuwerfen und den Kern zu untersuchen, ob etwas daran ist, oder ob auch er weggeworfen werden muß. Man kennt jetzt auch die Grundlehre des Buddhismus und ist erstaunt, wie nahe verwandt dieselbe in einigen Punkten mit dem Christenthum ist. So ist man jetzt auch genöthigt, das Christenthum zu untersuchen, und dabei kommt man auf das weltentsagende Mönchsleben; denn in diesem berühren sich Christenthum und Buddhismus. Beide haben auch die Herrschaft der Welt fast getheilt, zu jedem bekennt sich ein Drittheil der menschlichen Gesellschaft auf Erden. Beide Ordensstifter haben die Geister von einer unerträglichen Knechtschaft unter dem Joche der Priesterschaft und des Aberglaubens befreit. Unsere Vettern am Ganges waren durch die Lehre und die Herrschaft der Brahmanen bis zur Verzweiflung gedrückt. Durch die strengen Vorschriften und durch die Lehre von der Seelenwanderung war an eine endliche Ruhe nicht zu denken. Wer den kleinsten Fehler beging, mußte zur Strafe als ein niedriges Wesen wieder kommen und büßen und das nahm kein Ende. Da trat Buddha auf und lehrte, daß der Mensch ohne Priester und ohne Büßigungen sich selber vom Wiederkommen erlösen könne, wenn er mit erleuchteter Seele die Begierde zum Dasein überhaupt abthut. Wer nach dem Dasein in dieser eitlen hohlen Welt kein Verlangen mehr hat, der wird ewige Ruhe erlangen. Und wahrhaftig! gar nicht dasein ist besser, als im ewigen Umtrieb voll Qual und Strafen sein.

Da habt Ihr Recht, Meister!

Und so hat auch unser Ordensstifter die Geister vom Joche der Priester und der beständigen Furcht vor dem zürnenden rachsüchtigen Gotte befreit, indem er auftrat und lehrte, Gott sei gütig gegen alle Menschen, und die Menschen können durch Verzeihen und Wohlthun Söhne Gottes werden, welche sich natürlich nicht vor dem guten Vater fürchten müssen, sondern Ruhe bei ihm haben.

Aber wie kommt aus dieser Lehre die Weltentsagung? frug der Maler.

Dies hängt mit ihr auf das Innigste zusammen. Wer den höchsten Egoismus hat, ein Sohn Gottes zu werden, der muß nothwendig den gemeinen Egoismus überwinden. Der gemeine Egoismus hängt mit der Sinnlichkeit und Herrschsucht zusammen, diese machen weichlich und geistlich hart zugleich. Darum muß der, welcher Sohn Gottes sein will, sich zurückziehen vom Genusse und von dem Treiben nach Glanz und Herrschaft. Eine Frucht dieses Zurückziehens von der Sinnlichkeit und dem Getriebe der Welt ist dieser Mönch dort.

Aber Meister! sagte der Maler, alle Menschen können doch nicht Bettelmönche werden! Es kommt mir vor, daß eine Einseitigkeit in diesem Mönchsleben liegt.

Ich will Euch das erklären. Diese Einseitigkeit ist die Folge einer andern Einseitigkeit gewesen. Als der christliche Orden so weit ausgeartet war, daß er nur im gemeinen Egoismus, in Sinnlichkeit, Pomp und Herrschsucht lebte, und sogar die Lehre des Ordensstifters mißbrauchte, für gemeine sinnliche Zwecke, kurz für den gemei=

nen Egoismus, da trieb der gute Kern des Ordens diesen Orden als das schärfste Gegentheil hervor. Den schwelgenden, seidengekleideten, purpurnen, herrschsüchtigen, hochmüthigen Kirchenfürsten trat der hungernde, rauh gekleidete, braune, gehorsame, demüthige Mönch als eine scharfe Strafpredigt entgegen. Der christliche Orden war despotisch, dieser Orden ist republikanisch; alle Glieder sind gleich. Begreift Ihr jetzt die Einseitigkeit?

Ja, sagte der Maler; ein Extrem hat das andere hervorgerufen.

Daraus kann man sich nun das ganze Sein und Leben dieses Mönchs erklären. Er ist das gerade Widerspiel des gemein egoistischen Kirchenfürsten, ganz so, wie der Buddhistische Mönch, Bixu, das genaue Widerspiel eines herrschsüchtigen Brahmanen gewesen ist und ist. Sie verhalten sich wie Nein und Ja. Darum sagte ich auch, er ist ein christlicher Buddhist. Ihr seht auch, daß es nicht nothwendig ist, daß jeder Christ ein Bettelmönch wird, in jeder Lebensstellung kann der niedere Egoismus bekämpft und überwunden und die reine Thätigkeit des höhern Egoismus geübt werden. Die der Sache nicht auf den Grund sehen, halten sich an die Einseitigkeit und verwerfen den Bettelmönch ganz und gar. Er muß von der Einseitigkeit gereinigt und das Grundwesen, die Weltentsagung, beibehalten werden. Er steht ungleich höher als der gemeine Egoist und auch höher als der Buddhist, der sich nicht zu Gott erheben kann, er ist eine Sonnenblume, die auch ein sehr rauhes Kleid trägt. Für uns ist er ein geschichtliches Denkmal, wie eine gothische

Kirche neben einem Raubschlosse oder Palaste voll wüsten Treibens.

Ich verstehe nun Alles, sagte der Maler, er ragt aus vergangener Zeit in die Gegenwart herein und regt uns zum Nachdenken auf.

Und wie er in die Gegenwart hineinragt, so weist er auf die Ursprünge des christlichen und Buddhistischen Ordens zurück und nöthigt uns, auf den Grund zu gehen und in der Gegenwart entsprechend das zu sein, was er in seiner Zeit gewesen ist. Wir müssen Christen der Gegenwart sein, frei von der Beschränktheit, die er noch an sich trägt.

Die beiden Wanderer holten den Mönch ein, dieser grüßte sie freundlich und trat seitwärts. Es trennten sich zwei Wege. Der Maler ergriff die Gelegenheit, den Mönch zu fragen, welcher Weg nach Wolfsberg, einem kleinen Städtchen, führe und wie weit es noch entfernt sei.

In einer Viertelstunde können Sie dort sein, sagte der Mönch, weil Sie rascher gehen als ich; ich werde etwas länger brauchen.

Sie gehen also auch denselben Weg, Vater! sagte Herr Sonnenberg. Wenn Sie erlauben, so gehen wir mit Ihnen.

Sehr gerne, sagte der Mönch bescheiden, wenn Sie Geduld mit meiner Langsamkeit haben. Mein Kleid hält mich auf; vielleicht bin ich auch zu träge; es ist gut, wenn Sie mich nöthigen, etwas rascher zu gehen, ich komme dann noch rechtzeitig in den Chor.

Wann haben Sie Chorgebet? frug der Maler.

Um fünf Uhr, mein Herr! beten wir die Vesper.

Der Maler sah auf die Uhr.

Es ist erst vier Uhr vorüber, sagte er, wir können langsam gehen.

Wenn Ihre Geschäfte es zulassen, sagte der Mönch, ich möchte Sie nicht hindern.

Keine Rede davon. Ich bin ein Maler, mein Name ist Fischhorn, und dieser Herr ist ein Gelehrter, Herr Doctor Sonnenberg. Wir sind beide in Wellenstadt und machen eine kleine Fußreise, um Menschen und die Natur zu betrachten.

Der Mönch verneigte sich.

Sie sind wohl in dem Kloster, Vater! sagte der Maler, das uns dort von der Höhe am Walde entgegensieht?

Ja, antwortete der Mönch, mein Name ist Irenäus, ich bin zur Zeit Guardian dieses Klosters.

Warum sagen Sie: zur Zeit? frug der Maler.

Weil unsere Obrigkeiten nur drei Jahre regieren, sagte der Mönch, was ich sehr weise finde. Der menschliche Hochmuth hat weniger Nahrung.

Das ist wahr, Vater! sagte Herr Sonnenberg. Ihre Vorstände gehen auch durch allgemeine Wahl hervor?

Ja, antwortete der Mönch. Bei uns soll Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen.

Ihr Orden, sagte Herr Sonnenberg, hat viele interessante Einrichtungen, ich habe mich immer lebhaft für denselben interessirt. Er hat etwas christlich Demokratisches an sich. Auch der entschiedene Gegensatz gegen die weichliche Welt befriedigt mich.

Wir bleiben freilich weit hinter dem Gedanken unseres Ordensstifters zurück, sagte der Mönch, aber wenigstens haben wir den guten Willen, dieser Welt abzusterben und Gott zu leben.

Sie leben wohl sehr zurückgezogen und streng? frug der Maler.

Es geht an, Herr Fischhorn! sagte der Mönch, wir könnten schon mehr leisten. Aber das Fleisch ist schwach.

Man muß mit sich selber auch Geduld haben, Vater! sagte der Philosoph. Wir sollen sein wie Gott, gütig gegen alle Wesen, also auch gegen uns selber. Mit sich selber Geduld haben ist oft schwerer als sich peinigen.

O Herr! sagte der Mönch, wie genau Sie das menschliche Herz kennen! Ich arbeite schon viele Jahre daran, mit mir selber Geduld zu haben; das ist schwerer als alles Fasten und Wachen.

Sie sind gewiß recht geduldig mit Ihren untergebenen Brüdern, sagte der Philosoph, weil Sie Gottes Stelle an ihnen vertreten?

Ich habe viel Geduld, sagte der Mönch, ich könnte mehr haben.

Nun, so behandeln Sie sich selber doch auch wie einen Bruder. Der Mensch muß an sich selber auch Gottes Stelle vertreten. Seien Sie Ihr eigener Guardian!

Der Mönch sah dem Philosoph gerührt in's geistreiche Gesicht. Dann sagte er: Wollen die Herren meinem Kloster die Ehre Ihres Besuches geben? Ich lade Sie zu unserm Abendbrod ein; ein Nachtlager ist auch bereit.

Wir nehmen die Einladung mit Dank an, sagte Herr

Sonnenberg, vorausgesetzt daß Sie nicht das Mindeste an der Ordnung des Hauses ändern.

Soll nicht geschehen, Herr Doctor! erwiederte der Mönch, wenn Sie mit unserer Armuth zufrieden sein wollen.

51.

Im Kloster.

Sie ließen das Städtchen im Thale liegen und stiegen einem Fußpfad den Berg hinan zu dem kleinem Kloster, das einsam in einem großen Garten mit verschiedenen alten Bäumen stand. Vor der Klosterpforte war ein hohes dunkelrothes Kreuz mit den Leidenswerkzeugen aufgerichtet. Nahe dabei war die Kirche. Der Guardian schellte an einer Glocke, deren Griff ein Kreuz ist. Ein alter Bruder erschien, sah durch ein kleines vergittertes Fenster an der Thür und öffnete. Dem Maler fiel auf, daß er die Fremden wie alte bekannte Hausgenossen grüßte. Sie gingen durch einen niedern Gang, stiegen eine schmale Holztreppe hinan und befanden sich nun in dem engen schmalen Kreuzgang mit einer alten Wanduhr in einem Holzkasten. Die niederen Zellenthüren hatten hölzerne Klinken ohne Schlösser zum Sperren. Der Mönch führte die beiden Gäste durch einen Gang, dann einige Stufen abwärts in die Küche ohne Herd; auf dem steinernen Fußboden mußte Feuer gemacht und gekocht werden. So befahl die Regel. Hierauf kamen sie in das Refectorium, ein langer hoher Saal mit braunem Getäfel und einem mächtigen dunkelgrünen Kachelofen. Die Mitte des Saa=

les war leer, an den Wänden waren Bänke und vor denselben mehrere Tische von Tannenholz. Man konnte nur in Einer Reihe sitzen. An den Wänden hingen einige Oelgemälde, Darstellungen aus der Geschichte des Ordens.

Wollen Sie hier ausruhen! sagte der Mönch freundlich.

Sie setzten sich. Ein Bruder erschien und brachte ein steinernes Krüglein mit Bier und drei irdene Schalen. Auch legte er ein Stück Brod auf den Tisch und ein Messer dazu.

Die Regel verbietet, sagte der Mönch, ein ganzes Brod auf den Tisch zu legen, wir sollen immer eingedenk bleiben, daß wir vom Almosen leben.

Und die Schale? frug der Maler.

Soll die hohle Hand bedeuten, antwortete der Mönch. Hat ja auch der Philosoph Diogenes aus der hohlen Hand getrunken.

Es ertönte ein Glöckchen und man hörte die Mönche in ihren schweren Kutten und Sandalen dem nahen Chore zuwandern. Auch der Guardian empfahl sich und ging durch eine Thüre am Ende des Saales durch ein kleineres Gemach in den Chor.

Die beiden Wanderer blieben neben einander sitzen und horchten. Es begann der Chor. Die Stimmen waren ernst, rauh und düster. Sie harmonirten mit dem rauhen schweren Kleide. Es wurde die Vesper gebetet, sie sagten abwechselnd Verse der Psalmen her, dazwischen eine einzelne Stimme die Antiphone oder das Kapitulum. Das ganze Chorgebet machte auf den Maler einen eigenthümlichen Eindruck.

Es ist mir, sagte er zum Philosophen gewendet, als ob ich in Dantes Fegefeuer wäre, wo Schatten beten. Eine tiefe Sehnsucht nach Erlösung vom Leibe höre ich aus dem Chor.

Ihr Leben ist ein beständiges Sterben, sagte der Philosoph, wie bei den Buddhistischen Mönchen. Seht dieses Bild dort vorne an!

Es war der Ordensstifter Franziskus, welcher im braunen Mönchskleide mit ausgebreiteten Armen kniete und von oben die Wundenmale des Gekreuzigten empfängt. Dieses Bild, fuhr der Philosoph fort, spricht den Zweck ihres Lebens aus, nämlich Versenkung in das Leiden und Sterben des Gekreuzigten und durch diese Versenkung die Liebe zum Dasein ganz abzutödten. Es herrscht fast Leidenschaft nach Leiden und Sterben. Sie wird bis zur Ekstase gesteigert.

Ich habe schon von solchen Wundenmalen gelesen, sagte der Maler.

Ich habe sie schon gesehen, erwiederte der Philosoph.

Erzählt mir!

Ich lebte im Gebirge. Eingeladen ritt ich an einem Freitage früh in ein weibliches Ordenshaus, wo Kranke gepflegt werden. Man führte mich in ein reinliches Zimmer. In einem weißen Bette mit vielen Bildern umhangen lag ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Ihr Gesicht war fast durchsichtig rosenroth. Die Hände hatte sie über den Kopf auf das Kissen ausgestreckt wie angenagelt, auch die Füße waren fest, aber die Brust wogte von Schmerzen; sie ächzte; dann betete sie wimmernd in

reiner deutscher Sprache; von den Handflächen rann Blut und auch auf der schönen Stirne waren einige Blutstropfen. Sie war in großer Erregung und Angst, die immer wuchs, bis sie plötzlich das Haupt seitwärts warf, bleich und still wurde. Sie lag wie gestorben da.

Wie habt Ihr Euch diese seltsame Erscheinung erklärt, Meister?

Aus dem Menschenwesen. Das Mädchen lebte einsam in einem Thale, war nervenleidend und vertiefte sich mit der ganzen Kraft ihrer Phantasie in das Leiden und Sterben Jesu. Ein benachbarter Arzt versuchte sie durch Magnetisiren von ihrem nervösen Leiden zu heilen. Er magnetisirte so oft. So erfuhr ich von ihrem Seelsorger. Bekanntlich werden magnetisirte weibliche Naturen in den Lebens- und Leidenskreis ihres Magnetiseurs hineingezogen. Aber die Einbildungskraft dieses Mädchens war ganz und gar mit dem Leiden und Sterben Jesu beschäftigt und so kam es, daß ihre gesteigerte Phantasie diese Erscheinungen hervorbrachte. Es kann ja die Angst in einer Nacht die Haare bleichen, blutigen Schweiß austreiben, das Mitleiden schwer krank machen und die Trauer sogar tödten. Dieses Mädchen lebte nun den höchsten Grad des Mitleidens mit Jesu Leiden. Dieser Zustand der Verzückung ist seit langer Zeit in der Welt bekannt. Philo, der Philosoph, und die Essäer und die Neuplatoniker haben ihn auch gekannt. Er wird in der Welt immer eine Rolle spielen. Der Menschengeist will eben über diese Welt voll Noth und über sein eigenes schweres Wesen hinaus in ein höheres Dasein.

Das Chorgebet war zu Ende, man hörte die Mönche wieder in ihre Zellen gehen. Die beiden Gäste gingen in den Garten, der ein schöner Park war. Er ist durch eine Mauer von einem Buchenwalde geschieden, der sich den Berg hinaufzieht, hat viele schattige Gänge und stille Plätze zum Nachdenken. Im Dunkel mehrerer alter Bäume, Eichen und Fichten, stand eine Einsiedelei, eine Hütte und ein Kirchlein aus Holz mit Rinden bedeckt. Hier trafen sie einen jungen Mönch mit feinen leidenden Zügen. Er stand neben dem Kirchlein und sah in's Städtchen hinab. Der Mönch hatte eine freie halbe Stunde und diese verbrachte er im Garten, während die anderen Mönche in ihren Zellen blieben. Nur der Gnardian kam und suchte seine Gäste auf. Er machte sie mit dem jungen Mönche bekannt. Hierauf zog er den Maler mit sich fort und ließ die beiden Anderen allein.

Ich wünsche, sagte er zum Maler, daß Bruder Augustin mit dem Doktor redet, es wird ihm von großem Nutzen sein. Er hat sehr viele Kämpfe durchzumachen.

Der Guardian ging mit dem Maler gegen den Buchenwald. Herr Sonnenberg sprach mit dem jungen Mönche über die Einsiedelei.

Vollkommene Einsamkeit, meinte dieser, wäre das höchste Gut für den Geist, er könnte sich ganz und ungestört der Liebe Gottes weihen. Das Zusammenleben mit Menschen ist störend, ja drückend.

Wenn der Geist leidend ist, sagte der Philosoph, erscheint ihm die vollkommene Einsamkeit als das höchste

Gut; aber die Befriedigung ist nicht nachhaltig, wenn der Geist noch zur Thätigkeit befähigt ist.

Der junge Mönch sah den Philosophen forschend an.

Ich habe mich viel im Leben umgetrieben, sagte er dann, und bitter erfahren, daß die Welt keine Befriedigung gewährt; ich bin müde des ruhelosen Umtriebes und darum sehne ich mich nach der tiefsten Einsamkeit.

Sie haben in den Zerstreuungen der Welt wahrscheinlich sich selber verloren, und dann ist der Umschlag eingetreten, sagte der Philosoph, Sie wollen daher die tiefste Sammlung.

Sie haben es getroffen, sagte der Mönch. Ich habe auch den Entschluß rasch gefaßt, und habe plötzlich mit der Welt gebrochen. Ich bin Offizier gewesen und jetzt will ich Mönch werden.

Wie lange tragen Sie dieses Kleid?

Drei Monate.

Ihre Thätigkeit in der Welt, sagte der Philosoph, war eben keine reine Thätigkeit und befriedigte Sie nicht, Ihr Geist blieb leer, da hat ein Extrem das andere hervorgerufen. Sie würden auch in der Einsamkeit, welche Sie preisen, keine Befriedigung finden.

Wie soll ich sie dann finden? frug der junge Mönch.

Wenn Sie die Gottesliebe durch thätiges Wirken für die Veredlung Ihrer selbst und die Menschen offenbaren. Sie haben sich zuerst nur an der Welt berauscht.

Das ist ganz wahr, sagte der Mönch, welcher immer mehr zu dem Philosophen sich hingezogen fühlte.

Und dann wollten Sie den Weltrausch mit einem

himmlischen vertauschen. Sie wollten in der Gottesliebe sich selber vergessen. Sie müssen sich aber selber finden. Bis dahin werden Sie innerlich ohne Frieden sein. Sie haben sich das Leben im Kloster anders vorgestellt, als es in Wirklichkeit ist. Ihren Geist wird es nicht befriedigen.

Sie haben im tiefsten Grunde meiner Seele gelesen, sagte der junge Mönch, ich bin in einem grausigen Kampfe, den Niemand kennt als der würdige Guardian.

Welchen Weg hat der Guardian gefunden?

Der wieder in die Welt zurückführt, antwortete der Mönch. Aber ich habe Ekel an der Welt und ihrem hohlen Treiben.

Wie aber dann, wenn Sie in einem kleinen Kreise, frei von Begierde nach der Berauschung als ein selbstständiger Mann reine Thätigkeit für einen hohen Zweck entfalten könnten?

Wo kann man aber das in der Welt?

Ueberall, sagte der Philosoph, wenn man ernstlich will und sich selber beherrschen kann.

Die Augen des jungen Mönchs erhellten sich.

Was können sie denn? frug der Philosoph.

Ich habe mich sehr viel mit dem Studium der Sprachen beschäftigt, sagte der junge Mönch, auch mit Geschichte und Geographie, auch bin ich Erzieher gewesen.

Gut, dann werden Sie ein tüchtiger Lehrer, und wirken in Ihrem Kreise für Aufklärung und Veredlung der Menschen. Ein Lehrer ist zugleich Erzieher und kann viel leisten, wenn er recht angreift. Dabei können Sie noch einsam genug leben.

Der junge Mönch dachte lange nach.

Ja, sagte er endlich, das wäre freilich etwas Befriedigendes. Sie sind wie ein Bote Gottes zu mir gekommen. Ich will Ihnen ewig dankbar sein. Aber ich habe gar keine Mittel.

Das wird sich finden, sagte der Philosoph. Ich will heute noch mit dem Guardian sprechen. Sie bleiben noch einige Monate hier, um sich in der Selbstüberwindung zu üben, dann will ich weiter sorgen, wenn Sie den guten Willen haben.

Ich werde ihn haben, sagte der Novize.

Sie sollen zuerst in eine Rettungsanstalt für Knaben kommen, fuhr der Philosoph fort, und das Weitere wird sich finden.

Der bleiche junge Mönch athmete tief auf.

Das Glöcklein zum Abendessen ertönte. Der Guardian kam mit dem Maler und holte die beiden in das Kloster ab.

Der Maler war sehr beschäftigt, die ganze Ordnung des Lebens zu beobachten. Sie traten in das Refectorium, welches von der Abendsonne erhellt war. Etwa zehn Mönche traten ein, stellten sich in zwei Reihen auf und fielen auf die Kniee mit ausgespannten Armen. Dann erhoben sie sich und beteten laut, abwechselnd. Dann setzten sie sich schweigend an die Tische an der Wand und zogen ihre Kapuzen über den Kopf. Jeder hatte für sich ein kleines Tischtuch, einen Teller, ein Schüsselchen und eine Schale zum Trinken. Brüder kamen und trugen auf. Der erste hatte eine irdene Schüssel mit Stockfisch und

Kartoffeln, aus welcher sich jeder Mönch in sein Schüsselchen nahm; der zweite trug eine hölzerne Kanne mit Bier, aus welcher er in die irdenen Schalen goß. Der Novize bestieg eine kleine Kanzel und las vor; dann aß er selber.

Das Abendessen war bald vorbei; der Guardian klopfte, die Mönche erhoben sich und fielen in zwei Reihen getheilt auf die Kniee und beteten. Dann erhoben sie sich, fingen den Psalm: Erbarme dich meiner o Gott! zu beten an und gingen in den Chor.

Nach dem Chorgebete gingen die Mönche wieder in ihre Zellen; der Guardian suchte die Gäste im Refectorium auf. Sie waren allein. Der Philosoph sprach mit ihm über Augustin, und der Mönch war sehr zufrieden über die Lösung und dankte dem Philosophen.

Er soll dem Kloster nicht zur Last fallen, sagte dieser, was er braucht soll bezahlt werden.

Nein, sagte der Guardian, das geht nicht an. Das Almosen, das er mit uns verzehrt, ist bei ihm gut angewendet. Lieber will ich mir selber etwas abbrechen. Morgen früh will ich mit ihm sprechen.

Die drei Männer sprachen noch lange; dann gingen sie in ihre Zellen. Ein Bruder brachte den Gästen Oellampen.

Es ist noch zu früh zum Schlafen, sagte der Philosoph zum Maler, kommt in meine Zelle!

Der Maler that es gerne.

Diese Zellen werden Euch interessiren, sagte der Philosoph. Sie stimmen mit dem ganzen Leben der Mönche zusammen. Nichts als ein Pult und ein Stuhl, eine

Bettstelle mit Strohsack und Decke, an der braunen Thür ein Nagel, das ist Alles.

Und vor dem kleinen Fenster, setzte der Maler bei, das melancholische Rauschen der hohen Fichten.

Die beiden Freunde setzten sich auf den Strohsack und sprachen noch lange. Dann ging der Maler leise in seine Zelle. Tiefe Stille herrschte. Sie schliefen bald ein.

Um Mitternacht wachten sie auf. Die Mönche gingen in den Chor. Sie hörten von Ferne das dumpfe Beten. Dann schliefen sie wieder ein.

52.

Der alte Graf.

Mehrere Jahre sind vergangen. Herr Königsberg war Vorleser eines alten Grafen gewesen. Der alte Herr hatte an dem strebenden jungen Manne Gefallen gefunden. Er hatte seine Prüfung als Rechtskandidat so ausgezeichnet bestanden, daß die gelehrte Welt auf ihn aufmerksam geworden war. Er wurde Rechtspraktikant in der Residenz und blieb in Beziehung zum alten Grafen, welcher mit dem königlichen Hause verwandt war. Dieser Mann lebte wie ein Weltweiser einfach und zurückgezogen, im Winter in der Residenz, im Sommer auf einem nahgelegenen stillen Schlosse mit Garten und Park, wo ihn Herr Königsberg öfter besuchte und von ihm lernte. Der König ehrte den alten Grafen und ergriff gerne jeden Anlaß, ihn auf dem Schlosse zu besuchen, weil er nicht gerne an den Hof gehen wollte.

Eines Nachmittags saß der Graf mit Herrn Königsberg im Parke an einem stillen Weiher.

In meiner Jugend, sagte der Graf, war ein gewaltiges Drängen nach Aufklärung. Der große Kant hatte die deutschen Geister mächtig angeregt. Mich ergriff auch die Sehnsucht nach einem Leben, wie er es gelehrt hatte. Es liegt eine große Befriedigung in dem Gedanken, Alles durch sich selber geworden zu sein. Ich habe oft daran gedacht, daß der große Mann in seinen jüngeren Jahren lange Zeit nur einen einzigen Rock besaß, weil ihm das Geld zu einem zweiten mangelte und er keine Schulden machen wollte, um nicht der Menschen Knecht zu werden. Er wurde aber nur von wenigen Zeitgenossen gründlich verstanden.

Ich habe gelesen, sagte Königsberg, daß er gesagt hat, er sei um ein Jahrhundert zu früh erschienen.

So ist es auch, sagte der Graf, der Deutsche mußte noch viel Irrthum und Bitterkeit erfahren, bis er reif wurde zu verstehen, daß die Wurzel der wahren Unabhängigkeit in der Herrschaft des Geistes über das Aeußere verborgen liegt.

Da kam der König, nur von einem Bedienten gefolgt.

Er war rasch so nahe gekommen, daß Königsberg sich nicht entfernen konnte. Der König trat auf den Grafen zu und grüßte ihn freundlich. Königsberg trat seitwärts.

Eure Majestät! sagte der Graf, dieser junge Rechtsgelehrte, Herr Königsberg, ist mein Vorleser gewesen.

Königsberg verneigte sich.

Der Graf hat mir Ihren Namen schon einmal genannt, sagte der König. Sie haben sich mit großem Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet.

Es war meine Pflicht, Majestät!

Dasselbe wäre die Pflicht aller Juristen, sagte der König, aber wenige erfüllen sie. Das Vaterland wird Ihnen dereinst dankbar sein.

Der König nickte mit dem Kopfe, Königsberg verneigte sich vor Beiden und ging tiefer in den Park. Der König setzte sich zum alten Grafen.

Mein Privatsecretär ist heute plötzlich erkrankt, sagte er, ich fürchte, es wird ein nervöses Fieber daraus werden. Ich bin zu Ihnen gekommen, Graf! um Ihren Rath wegen eines Secretärs zu hören.

Bis der Herr von Stern gesund wird, könnte dieser junge Mann seine Stelle versehen, sagte der Graf.

Das ist wahr, sagte der König, diesen Mann kennen Sie näher und damit ist er vor allen Andern meines Vertrauens würdig.

Da er sich durch seine Prüfung und Leistungen so sehr hervorgethan hat, setzte der Graf bei, wird es auch kein Aufsehen erregen.

Um alles Aufsehen zu vermeiden, sagte der König, will ich auch amtliche Erkundigung über ihn einziehen, für mich selber ist Ihre Empfehlung genug.

Strenge Pflichterfüllung ist ihm das Höchste, sagte der Graf, davon bin ich überzeugt.

Und das ist die einzige Empfehlung, welche gilt und gelten soll, setzte der König bei.

Der König unterhielt sich noch eine Weile mit dem alten Grafen, dann ließ er den Wagen vorfahren und fuhr ab.

Der alte Graf ging in das Schloß zurück.

Der König gab Befehle, ihm über Königsberg nähere Auskunft zu geben. Schon am nächsten Vormittage lief der Bericht ein und wurde dem König überreicht. Er las ihn aufmerksam durch. „Reiches Wissen, strenge Gewissenhaftigkeit, sittlicher Lebenswandel, äußerste Mäßigkeit, Zurückgezogenheit, aber — er scheint vertrauten Umgang mit dem Grafen von Hohenstein zu unterhalten.“

Das Gesicht des Königs verfinsterte sich.

So ist mir dieser Hohenstein überall im Wege, sagte er, stampfte mit dem Fuße und warf den Bericht auf einen Tisch.

Wenn ich den jungen Mann nehme, so wird man gegen ihn intriguiren um des Hohensteins willen; wenn ich ihn nicht nehme, was wird Graf Hugo von mir denken? und dann der Hohenstein, wenn er den Grund erfährt? Und er wird ihn erfahren, weil man aus Rachsucht nicht wird schweigen können.

Der König ließ vorfahren, steckte den Bericht ein und fuhr rasch zum alten Grafen, welcher eben mit der Zeitung beschäftigt war.

Der König legte ihm den Bericht vor; der alte Graf las ihn. Unterdessen nahm der König das Zeitungsblatt und las ebenfalls.

In dem Berichte ist ein arger Schreibfehler, sagte der Graf.

Welcher? Graf!

Es sollte heißen: und, anstatt: aber.

Der König nahm den Bericht und las die Stelle, dann sah er dem Grafen in das heitere Gesicht und mußte lachen.

Wußten Sie denn, Graf! daß der junge Mann mit Hohenstein verkehrt?

Der Hohenstein hat ihn mir ja als Vorleser empfohlen!

Und Sie haben mir den jungen Mann dennoch empfohlen?

Eben deshalb, Majestät! Weil der junge Mann Hohensteins Vertrauen genießt, ist er empfehlenswerth. Hohensteins Wort wiegt schwerer als alle Berichte.

Beim Volk, sagte der König.

Und bei mir, Majestät! sagte der Graf.

Kennen Sie den Hohenstein näher? frug der König.

Ja, sagte der Graf, er ist ein Edelmann durch sich selber im hohen Styl; jeder Zoll an ihm ein deutscher Graf der neuen Zeit. An dem hätte Kant seine Freude gehabt.

Aber, Graf! er ist ja ein Demokrat!

Entschuldigen Sie, Majestät! er ist ein Aristokrat durch und durch. Er beherrscht das Volk, weil er zu den Besten und Mächtigsten des Volkes gehört und daher das-

selbe weit überragt. Er will Alle emporziehen und zu Edelleuten machen, damit Sie ein edles Volk regieren sollten.

Aber er erschwert ja nur die Regierung! Die Minister klagen heftig über ihn.

Das glaube ich gerne, sagte der Graf lächelnd, er stört ihre Ruhe und erhält sie in Bewegung.

Er bringt aber auch das Volk in Bewegung!

Er leitet nur mit starkem Arm die Bewegung, sagte der Graf, welche schon da ist, dadurch verhindert er die Zügellosigkeit der Bewegung, welche sonst ohne Weiteres zu Tage brechen müßte. Er nöthigt das Volk zur Selbstbeschränkung und Pflichterfüllung durch Wort und That. Er ist der größte Freund der Ordnung, weil er der Vertheidiger der Gerechtigkeit und sittlichen Freiheit ist.

Was thut er denn mit seinen Einkünften? frug der König. Man sagt mir, er verwende sie zur Erhöhung seines Einflusses auf das Volk?

So ist es, sagte der Graf.

Und das finden Sie nicht gefährlich? frug der König.

Nein, antwortete der Graf, er verwendet sie zur Veredlung des Volkes und so legt er sie auf den Altar des Vaterlandes, das ist gewiß nicht gefährlich.

Er hat wahrscheinlich auch den jungen Mann mit Geld unterstützt, weil er ihm anhängt?

Nicht mit einem Groschen, Majestät! Der junge Mann hat Nachts Druckbogen corrigirt, um studiren zu können. Hohenstein gab ihm nichts und der Andere hätte so wenig von ihm als von mir angenommen. Ich wollte sein

Honorar für das Vorlesen erhöhen, er protestirte, weil es gegen den Vertrag war.

Der König erhob sich und sagte: Sie haben mich aufgeklärt, Graf! in dem Berichte ist ein Fehler, ich will ihn verbessern.

Er nahm einen Stift vom Tische des Grafen, strich das „aber" aus und setzte dafür „und" darüber.

Am andern Morgen wurde Königsberg in das Kabinet des Königs beschieden und ihm seine Stelle angewiesen.

53.

Die Kirche der Zukunft.

Der Minister hatte mehrere Blätter vor sich liegen und las aufmerksam. Die Blätter enthielten folgendes Bekenntniß.

„Die Religion ist das höchste Recht, die höchste Pflicht, die höchste Macht des Menschen. Jeder Mensch hat von Geburt aus das Recht, Gott zu gehören und zur Gottgehörigkeit erzogen zu werden, daher hat der Erzieher — die Familie, die Gemeinde, der Staat — die Pflicht, den ihm gehörigen Menschen zur Religiosität zu erziehen. Weil die Religiosität Sache der freien Ueberzeugung sein muß, so muß der Mensch zur geistigen Selbstständigkeit erzogen werden. Sobald der Mensch die geistige Macht der Ueberzeugung erlangt hat, hat er das Recht, seine Gottgehörigkeit ganz nach seiner Ueberzeugung zu leben. Also hat der Erzieher die Pflicht, dieses Recht anzuerkennen. Kein selbstständiger Menschengeist darf zu

einer bestimmten Form der Religiosität gezwungen werden. Die Religion ist Sache der persönlichen Freiheit. Ein Staat, welcher dieses nicht anerkennt, ist kein Rechtsstaat.

* * *

Weil die Menschen zusammengehörige Wesen sind, haben sie das Recht, ihre Gottgehörigkeit gemeinsam zu leben, also religiöse Vereine zu gründen. Alle Vereine haben das gleiche Recht zu existiren. Der Staat hat die Pflicht, dieses Recht zu schützen. Er hat aber das Recht, die Regeln des Vereins zu prüfen, ob sie der gemeinen Gerechtigkeit und Sittlichkeit nicht widerstreiten. Wäre dieses der Fall, dann hat er das Recht und die Pflicht, dieselben nicht aufkommen zu lassen oder zu zerstören.

* * *

Grundregeln der wahren Kirche, welche dem Grundwesen und dem Zwecke des wirklichen Menschen entspricht.

Ueber der wandelbaren Welt lebt der unwandelbare Gott.

Von diesem unsern Gott darf nichts ausgesagt werden, was dem wandelbaren und veränderlichen Menschen zukommt. Sein Name muß geheiligt, das heißt abgesondert von der Welt bleiben.

* * *

Zu lehren ist die sittliche Freiheit des Menschen. Er ist fähig der reinen sittlichen und religiösen Thätigkeit, das heißt, er kann sich selber bestimmen, nicht nur das Böse, sondern auch das Gute zu thun. Er ist fähig, zur reinen sittlichen Thätigkeit erzogen zu werden, durch welche er den gemeinen Egoismus bekämpft und überwindet und

in reiner Selbstliebe, Menschenliebe und Gottesliebe lebt. Durch Erziehung und durch eigene Anstrengung wird die Freiheit des Menschen hervorgebracht, nicht durch magische Mittel. Weil der Mensch frei ist und sich anstrengen kann, das Leiden zu überwinden, darf er in Sachen der Sittlichkeit und Religion nicht von Gnaden leben. Die unvergängliche Seligkeit muß durch eigene Anstrengung des Menschen errungen werden.

* * *

Zu lehren ist die Zusammengehörigkeit der Menschen. Jeder Mensch ist ein Glied des großen Menschenorganismus, er ist ein Theil eines Ganzen und hat daher das Recht, die Pflicht und die Macht der Mittheilung und Theilnahme aller Güter des Ganzen. Der Mensch hat daher das Recht und die Pflicht, wohlzuthun und sich wohlthun zu lassen, wenn er dessen bedarf. Jeder hat die Pflicht und das Recht, die Finsterniß und das Leiden in der Menschheit zu bekämpfen und Licht und Freiheit zu verbreiten.

* * *

Zu lehren ist, daß jeder Mensch gottgehörig ist. Hiemit ist die Möglichkeit unvergänglicher Seligkeit gegeben. Denn wer Gott, dem Seligen, angehört, kann Theil haben an seiner unvergänglichen Seligkeit. Weil der Mensch Gott gehört, hat er das Recht und die Pflicht, diese Gottgehörigkeit mit reiner Thätigkeit zu leben. Er darf und soll sich anstrengen, vollkommen zu sein, wie sein Vater im Himmel vollkommen ist.

* * *

Zu lehren ist, daß Gott alle Menschen, weil sie ihm gehören, anzieht wie der Magnet das Eisen. Denn Gott ist reine Thätigkeit. Es darf nicht gelehrt werden, daß Gott den Einen anzieht und den Anderen nicht. Diese Lehre widerstreitet dem Wesen der Gottheit. Durch das allgemeine Wirken Gottes auf die Welt und durch das Wissen um Gott, den Seligen, wird der Mensch mit der Sehnsucht erfüllt nach reiner Thätigkeit, nach der Harmonie, nach dem Wahren, dem Guten, dem Schönen. Gott ist gütig auch gegen die Undankbaren und Bösen; so soll auch der Mensch sein, gut, ohne Unterschied zu machen.

* *
*

Die religiöse Sittenlehre besteht kurz darin, daß der gottgehörige Mensch als ein Sohn Gottes lebe und wirke. Er soll im Kleinen sein, was Gott im Unermeßlichen ist. Er soll ununterbrochen thätig sein, alles Leiden in der Welt zu bekämpfen und sich und die Andern emporzuziehen zur reinen Thätigkeit, welche befreit und beseligt. Der Mensch soll als Sohn Gottes zu stolz sein, gemein egoistisch zu denken, zu wollen und zu leben; er soll ein Gott im Kleinen sein, ein beseligendes Wesen. Liebet Eure Feinde, thut wohl, leihet ohne Hoffnung und Euer Lohn wird groß sein und Ihr werdet Söhne des Allerhöchsten sein.

* *
*

Die Liebe Gottes, seiner selber und der Menschen muß in der Erkenntniß und Freiheit wurzeln und sich durch reine Thätigkeit offenbaren. Sie ist also eine freie Erkenntnißliebe. Die Liebe kann nicht bloßes Gefühl sein; Gefühl kann nicht Pflicht sein. Die Gemüthsbewegungen

müssen der Erkenntnißliebe dienen, wie das Auge dem Verstande, sonst sind sie werthlos. Alles Glauben und Hoffen nützt nichts, wenn es nicht im Dienste der Erkenntnißliebe steht. Alle Ceremonien sind eitel, wenn sie nicht helfen, die Erkenntnißliebe zu fördern.

* *
*

In der wahren Kirche muß die höchste Selbstständigkeit, die innigste Zusammengehörigkeit der Glieder und die reine Gottgehörigkeit gelebt werden. Jedes Glied der Kirche ist daher ein königlicher Priester und ein priesterlicher König der Möglichkeit nach und soll auch dazu erzogen werden von denen, welche bereits reine Thätigkeit zu üben im Stande sind. Jedes Glied hat das Recht auf diese Erziehung.

* *
*

Wer in die Kirche aufgenommen werden will, muß den Entschluß aussprechen, den gemeinen Egoismus zu bekämpfen, also als alter Mensch zu sterben, und als ein neuer Mensch in der Erkenntnißliebe zu leben und die unvergängliche Seligkeit anzustreben. Er macht einen Vertrag mit der Kirche. Dieses Ertödtenwollen wird symbolisch durch das Taufen vorgestellt zur Lehre für die noch zu erziehenden Glieder. Der gemeine Egoismus wird symbolisch im Wasser ersäuft und der neue Mensch entsteigt der Fluth. Diese symbolische Handlung hat keine magische Wirkung, sie ist nur ein Lehr- und Erziehungsmittel. Wer anders lehrt, muß gebessert werden.

* *
*

Jedes Glied der Kirche hat das Recht, seine Gottgehörigkeit für sich allein und in Gemeinschaft zu leben. Er darf sich allein Gott nahen und seine Erkenntnißliebe offenbaren. Das Glied der Kirche darf einsam beten, aber nur auf eine Weise, welche des Sohnes und des Vaters würdig ist. Der Mensch darf nicht um etwas bitten, was er durch eigne Anstrengung erreichen kann, oder durch die gemeinsame Thätigkeit der Kirche. Der Mensch soll nicht von Gnaden leben wollen und keine magischen Wirkungen beanspruchen.

* *
*

Auch die gesammte Kirche darf die Gottgehörigkeit leben und ihre Erkenntnißliebe offenbaren. Alle Glieder dürfen thätigen Antheil an dieser Offenbarung nehmen. Weil diese Feier zugleich als Erziehungsmittel für die Glieder dienen soll, kann dieser Liebesverkehr mit der Gottheit auch symbolisch dargestellt werden. Das Symbol muß aber dem Grundwesen des Menschen und dem Zwecke der Religion entsprechen. Brod und Wein sind geeignete Unterlagen, wenn ihre Bedeutung klar gemacht wird. Aus vielen Körnern Ein Brod, aus vielen Beeren Ein Wein; so stellen sie symbolisch die Einheit der Kirche dar, welche die gemeinsame Feier vornimmt. Auch soll jedes Glied zu dem Symbole beitragen, Brod und Wein bringen. So wird die Zusammengehörigkeit gezeigt. Brod und Wein sind Symbole der Abhängigkeit des Menschen, aber zugleich seiner Herrschaft über die Natur; sie sind Producte seiner Thätigkeit. Die vorübergehende Lebenserhaltung durch Brod deutet auf die Unvergänglichkeit des Menschen durch

reine Thätigkeit. Der Wein erfreut; so ist er Symbol der unvergänglichen Seligkeit. So sind Brod und Wein Symbole der Menschheit in ihrer Dürftigkeit und Blüthe. Diese Symbole gehören der Kirche, sie werden nur Symbole der Hingabe der Geister an Gott, indem sie Gott gegeben werden. Jetzt sind sie Gott gehörig und nicht mehr der Kirche. So lebt die Kirche ihrer Gottgehörigkeit. Es ist der höchste Moment, in dem die Kirche symbolisch vor Gott erscheint und ihre Erkenntnißliebe ausspricht. Gott zieht die Kirche an wie der Magnet das Eisen, wer sich ihm nahen will, der ist aufgenommen. So hängt es vom Menschen ab, den Liebesbund mit der Gottheit zu schließen. Gott ist immer gut. Jeder kann Theil nehmen an seiner Seligkeit. Diese Theilnahme kann symbolisch dargestellt werden durch das gemeinsame Essen und Trinken von den Gott gehörigen Symbolen. Der Sohn darf vom Tische des Vaters essen. Er hat das beseligende Wissen um seine Gottgehörigkeit, wodurch alle Furcht vor dem Untergang vertrieben wird. Weil alle Glieder vom Tische des Vaters essen und trinken, offenbaren sie sich als gottgehörige Brüder, welche untereinander Frieden haben und beseligen wollen. So leben sie die Zusammengehörigkeit auf die erhabenste Weise, sie gehören als Söhne Gottes zusammen. Durch den gemeinsamen Genuß des Symboles schließen sie untereinander einen Bund der Liebe; das Mahl ist ein Liebesmahl. Es darf aber nicht gelehrt oder geglaubt werden, daß mit dieser höchsten Feier eine magische Wirkung verbunden sei. Sie ist nur eine symbolische Darstellung einer geistigen religiösen Thätigkeit, durch welche

der Mensch begeistert wird zum sittlich-religiösen Handeln in der rauhen Wirklichkeit. Nicht das Opfer heiligt den Menschen, sondern die Gesinnung heiligt das Opfer. Nicht das Symbol macht den Menschen selig, sondern die reine Thätigkeit.

* * *

So ist die wahre Kirche Gottes eine Sonnenblume, in dem gesunden Grunde der Wirklichkeit wurzelnd, sich emporwindend bis zur Vereinigung mit der Sonne, und im Bunde mit ihr ölreiche Frucht hervorbringend gegen die Leiden der Welt. Die Kirche Gottes wurzelt in dem Grundwesen des wirklichen, nicht des gedachten Menschen, und entspricht dem Zwecke des menschlichen Lebens. Sie ruht auf der sittlichen Gerechtigkeit und erhebt sich bis zur freien Erkenntnißliebe Gottes und der Menschen. Sie erzeugt Söhne des Allerhöchsten. Ihr Zweck ist Heiligung, ihre Mittel sind Erziehung und Ueberzeugung, sie weist jede andere Unterstützung, und jedes Privilegium zurück. Sie strebt nur eine Freiheit an, die Niemandem gefährlich, Allen heilsam ist."

Der Minister hatte die Blätter aufmerksam durchgelesen, er legte sie auf den Tisch und lehnte sich in den Winkel des Sophas.

Das ist Religion, sagte er, dawider kann man nichts einwenden. Es ist reiner Monotheismus, ist also kein Atheismus oder Pantheismus; es ist strenge Sittlichkeit und sittliche Gerechtigkeit. Diese „Kirche Gottes," wie sie der Graf Hohenstein nennt, enthält fürwahr nichts gegen den

Staat oder die Gesellschaft überhaupt. „Hat sie in einem Rechtsstaate Recht auf Existenz?" So lautete seine Frage. Ich soll sie ihm beantworten, entweder allein, oder in der Kammer. Ja freilich hat dieser religiöse Verein ein Recht auf Existenz in einem Rechtsstaate! Darüber kann kein Zweifel herrschen! Wer immer diese Grundregeln entworfen hat — er ist ein gewaltiger Geist. Freilich hat sie ein Recht auf Existenz. Aber die anderen Kirchen, deren ausschließliche Existenz vom Staate garantirt ist, was werden diese zu dieser neuen „Kirche Gottes" sagen? —

Gut, sagte er plötzlich, sie sollen meine Verlegenheit theilen! Ich will sie auffordern, zu sagen, was sie gegen diese neue Kirche in einem Rechtsstaate einzuwenden haben. Es wird ihnen sauer werden.

Er dachte eine Weile nach.

Wenn ich dafür bin, werden mich die Häupter der bestehenden Kirchen blutig hassen. Wenn ich dagegen bin, was dann? Der König ist im Stande, den Hohenstein zum Minister zu machen.

Der Minister ließ durch seinen Geheimschreiber drei Abschriften verfertigen und schickte sie an die Spitzen der katholischen, lutherischen und reformirten Kirchenbehörden mit der Aufforderung, Bericht zu erstatten, ob in einem Rechtsstaate dem Verlangen, die Erlaubniß zur Gründung der neuen Kirche zu ertheilen, ein gegründetes Hinderniß im Wege stehe.

54.

Der Erzbischof.

Der Erzbischof war eben von der Tafel aufgestanden, als die Aufforderung des Ministers einlief. Er setzte sich in einen hohen Lehnstuhl und las.

Da haben wir es nun, sagte er aufsehend und im hohen Gemach auf und abgehend, das sind die Früchte der Nachsicht dieses Ministers mit der Aufklärung. Freilich! er ist eifersüchtig auf unsere Macht und sieht es gerne, wenn sie beschränkt wird. Er liebäugelt mit den Ketzern und Philosophen und allen Freigeistern. Nun trägt der Baum seine Frucht. Man ist so frech, ihm diese Grundzüge der „wahren Kirche Gottes", wie es hier steht, vorzulegen, und das Ansinnen zu stellen, sie gründen zu lassen.

Er nahm die Blätter und las wieder.

Es läßt sich nicht läugnen, sagte er, es ist Geist in diesem Plan. Es ist der innerste Kern der christlichen Religion, wenn man sie mit der bloßen Vernunft betrachtet. Für Männer ist sie passend, aber nicht für die Massen, die als unmündige Kinder behandelt werden müssen. Wie werden sich die Protestanten ärgern, daß der Plan eines Freigeistes von einem „Opfer" spricht? Die Betonung der menschlichen Freiheit und die Nothwendigkeit der Erziehung wird ihnen auch nicht gefallen. Halten sie doch schon uns für halbe Freigeister, weil wir die menschliche Freiheit nicht vollends, wie sie, verwerfen und den Menschen nicht zu einem „Block der Gnade" machen. Da haben sie es nun mit ihrer freien Bibelforschung! Der Mann, welcher diesen

Plan gemacht hat, kennt sie gut, das sieht man, und hat sie hin und hergewendet und dann genau jene Stellen herausgefunden, welche von keiner Kritik angegriffen werden können. Und gerade diese Stellen sind es, welche die ganze Lehre von der Gnade und dem Wunder und der Vorherbestimmung und von der Rechtfertigung durch den Glauben von Grund aus vernichten. Aber dieser Plan mit eben diesem Fundamente untergräbt auch die Grundfesten der römischen Hierarchie. Wenn alle Menschen durch eigenes Thun Söhne des Allerhöchsten sein können, wo bleibt da der Unterschied von Priester und Laien? Wo bleibt die Nothwendigkeit der priesterlichen Vermittlung? Man kann uns bei Seite stehen lassen und doch Sohn des Allerhöchsten werden! In meinen jüngeren Jahren hatte ich freilich ähnliche Gedanken! Aber sie sind nicht geeignet für die verkommene Menge, die in Furcht und Disciplin erhalten werden muß.

Ich muß die Sache als Bischof, als Kirchenfürst beurtheilen. Ob gegen die Grundsätze dieser Kirche in einem Rechtsstaate etwas einzuwenden sei, ist die Frage. Ueber Recht und Unrecht wird sich der Minister die Entscheidung anmaßen. In einem Rechtsstaate kann man gegen das Aufkommen dieser Kirche vom Standpunkte des gemeinen Rechtes nichts einwenden, wird er sagen. Diese Kirche pflegt sittliche Gerechtigkeit. Man hätte eben den sogenannten Rechtsstaat nicht aufkommen lassen sollen! Da ist die Wurzel dieser Frucht. Die Freiheit der Wissenschaft, die Lehr- und Lernfreiheit, die Preßfreiheit, das Recht der Association, diese Rechte und Freiheiten haben nun gereizt,

auf dem religiösen Gebiete freiheitliche Errungenschaften zu machen. Wenn ich von dem verbrieften Rechte der Kirche sprechen wollte, würde mir ohne weiters gesagt werden, es höre auf gültig zu sein, sobald das Recht anderer Staatsbürger durch dasselbe beeinträchtigt werde. Gleiches Recht für Alle, kein Privilegium.

Er sah die Blätter wieder durch.

Vom sittlich-religiösen Standpunkte kann ich nichts wider diesen Plan aufbringen. Es wäre leicht gewesen, wenn die Lehre von der Wirklichkeit des persönlichen Gottes nicht an der Spitze stünde. Sonst pflegen solche Freigeister ihre Ansicht über Gott in zweideutige Worte zu hüllen, so daß man ihren Glauben an Gott bezweifeln und sie des versteckten Atheismus beschuldigen kann. Da ginge die Sache. Aber hier ist klarer bestimmter Gottesglaube. Auch ist nichts Widerchristliches in dem Plane aufzudecken, wenigstens wird es Niemand glauben. Dazu kommt noch, daß diese Kirche eine gewisse Heiligkeit an sich hat, sie erscheint nicht wie ein profaner Verein, der die religiös gesinnten Menschen kalt läßt oder abstößt.

Er sann eine Weile nach, dann sagte er:

Das ist eine gemeinsame Gefahr für alle drei christlichen Confessionen, ich will mich überwinden und mit Wittenberg und Genf darüber verhandeln. Ich bin begierig, wie sie die Angelegenheit ansehen. Doch will ich vorher noch mit einem meiner Räthe sprechen.

55.

Der Generalsuperintendent.

Zur nämlichen Zeit hatte auch der Generalsuperintendent der Lutherischen Kirche die Aufforderung des Ministers in seinem Studirzimmer durchgelesen. Er ist ein älterer Mann mit scharfen Zügen, nicht groß, aber ziemlich stark gebaut. Sein Haar ist abgetheilt und hinten in langen Locken herabfallend. Nachdem er den Grundriß der neuen Kirche gelesen hatte, warf er ihn verächtlich auf das Pult.

Hie Gideon! hie Schwert des Herrn! sagte er. Für solche Schwarmgeister, so der alt bös Feind aussendet, haben wir Schild und Wehr. Dieses Machwerk da stammt von der Vernunft, die längst gerichtet ist mit ihrem Buhlen, dem Teufel. In das Feuer gehört dieses Fündlein menschlicher Weisheit; es ist Sünderwerk. Wenn der Minister den rechten Glauben hätte, hätte er dieses Papier gleich in den Ofen geworfen. Das wäre dann die passende Antwort gewesen für den Ueberbringer. Aber er ist nicht erweckt, er hä.. es mit den Ammonitern und Midianitern. Gott walt's! es ist eine böse Zeit für das Häuflein der Getreuen. Das Regiment nimmt ab; Herr! Herr! schläfst du?

Er ging im düstern Zimmer auf und ab.

Was will dieser Schwarmgeist? Eine neue Kirche Gottes. Weiß er nicht, was St. Paulus sagt: So aber ein Engel vom Himmel käme und Euch ein ander Evangelium verkündete, der sei verdammt. Das sollte man

dem Minister sagen. Aber ich kenne ihn. Er wird taube Ohren haben und sagen, wir sollten angeben, was wider diesen Plan vom sittlichen und religiösen Standpunkte aufgebracht werden könnte. Ist Unglaube nicht unsittlich? Er glaubt an Gott, wird er sagen. Die Teufel glauben auch an Gott und zittern, kann ich erwiedern. Aber es wird nichts helfen, er hat ein verstocktes Herz. Er wird wieder mit seinem Rechtsstaat kommen und von Recht und Gerechtigkeit für alle Staatsbürger sprechen. Von der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt und die allein gelten sollte, will er nichts hören, er hält sich immer an das gemeine Recht des natürlichen Menschen ohne Gnade und Auserwählung. Von dem Standpunkte dieses gemeinen Rechtes und der gemeinen Sittlichkeit kann man freilich nichts gegen diesen Schwarmgeist aufbringen. Aber seine Tugenden sind nur glänzende Laster.

An der Thür wurde geklopft. Ein Professor trat ein.

Eben Recht, daß Sie kommen, sagte der Generalsuperintendent. Lesen Sie das.

Der Professor las den Entwurf durch.

Das sind die Früchte, sagte Jener, der vielgepriesenen Freiheit der Forschung. Was sagen Sie dazu?

Es geht wider das Bekenntniß und die symbolischen Bücher.

Und wider das Wort Gottes, sagte der Erste.

Das finde ich nicht, erwiederte der Professor. Wenn einmal Freiheit der Forschung Grundsatz ist, so muß es

Jedem frei stehen, sich aus den vorhandenen Urkunden seine religiöse Ueberzeugung zu bilden. Luther hat ja auch den Jakobusbrief eine Strohepistel genannt.

Ja, das durfte der erleuchtete Gottesmann Luther thun, aber nicht jedweder Schwarmgeist.

Wenn er es aber doch thut und sich auf seine evangelische Freiheit beruft?

Der Generalsuperintendent war betroffen.

Wenn Einer in seiner Erleuchtung gerade den Jakobusbrief und die Bergpredigt besonders ins Auge faßt, fuhr der Professor fort, so kann er für sich zu ganz andern religiösen Ueberzeugungen kommen, als ein Anderer, welcher in seiner Erleuchtung den ersten Theil des Römerbriefes für den Kern hält.

Dann hat es mit Bekenntniß und Regiment ein Ende, sagte der Erste.

Wenn man diese will, sagte der Professor, dann muß man das Recht der freien Forschung aufheben. Heben sie es auf!

Es hätte nie aufkommen sollen!

So sagen die römischen Prälaten auch. Luther hätte Augustinermönch bleiben sollen. War aber einmal der Mensch als frei erklärt und in Sachen der Religion auf die Schrift und sein Gewissen gestellt, so mußte man der Entwickelung freien Lauf lassen. Die Wahrheit wird schon zur Herrschaft kommen.

Sie würden also dieser neuen Sekte keine Hindernisse in den Weg legen?

Nein, sagte der Professor. Ich würde höchstens auf dem Wege der Ueberzeugung versuchen, auf sie zu wirken, ob ihr meine Ueberzeugung nicht noch mehr Bedürfniß ist, als ihre eigne Lehre.

Da kommt nicht viel heraus, sagte der Erste, diese Leute halten zäh an ihren Ueberzeugungen.

Dann ist es auch recht, sagte der Professor, es bleibe Jeder bei seiner Ueberzeugung, wenn es nur ehrliche Ueberzeugung ist.

56.
Der Reformirte.

In derselben Stunde hatte auch der Vorsteher der reformirten Kirche des Landes die Zuschrift des Ministers gelesen. Er war ein Mann in den besten Jahren und hatte ein entschiedenes Wesen. Er machte die Sache kurz.

Laßt das Unkraut wachsen bis zur Zeit der Erndte, sagte er. Was verschlägts, wenn sich eine Secte mehr aufthut? Hält man doch uns auch nur für eine Secte und für weiter nichts. Diese neue Secte ist weder unsittlich noch irreligiös, aber sie ruht auf der gänzlichen Verkennung des Menschen. Das wird sich bald herausstellen. Die Freiheit des Menschen ist ein Wahngebilde; wozu er bestimmt ist, das geschieht. Ist diese Secte vorherbestimmt zur Blüthe, so wird sie trotz aller menschlichen Verfolgung blühen und ist sie nicht vorherbestimmt, so wird sie nicht aufkommen.

57.

Ein Concilium.

Die drei Kirchenhäupter waren an einem Abende, nach einer Sitzung im Herrenhause, in einem Seitenzimmer versammelt und besprachen, was dem Minister zu antworten sei. Sie waren in großer Verlegenheit. Ueber die Lehre konnten sie nicht sprechen, weil sie selber verschiedene Ansichten hatten. So blieb nichts übrig, als bei dem Punkte zu verweilen, daß die neue Kirche den bestehenden gefährlich werden könne und daß man dieser Gefahr vorbeugen müsse. Der reformirte Vorsteher sprach seine Ueberzeugung aus, daß wider die Vorherbestimmung alles Bemühen eitel sei. Die beiden anderen Häupter hatten dafür nur ein bedenkliches bitteres Lächeln.

Der Minister soll kurzweg sagen, das Auftreten des Mannes, der ihm den Plan gebracht hat, sei schon Religionsstörung, er soll ihn unschädlich machen, meinte der Generalsuperintendent.

Das hatte ich auch gedacht, sagte der Erzbischof bitter lächelnd, aber ich erkundigte mich, wer dieser Mann sei.

Niemand Anderer, sagte der Generalsuperintendent, als ein unzufriedener Theologe.

Es ist der Graf von Hohenstein, sagte der Erzbischof.

Der reformirte Vorsteher sah den Generalsuperintendenten lächelnd an.

Dann geht es nicht, sagte dieser, der Minister wird ihn nicht als Ruhestörer belangen wollen.

Das denke ich auch, sagte der Erzbischof.

Dieser Graf Hohenstein ist ein Teufel mit einer Engelszunge, bemerkte der Generalsuperintendent. Welcher Confession gehört er an? Man muß ihn kirchlich strafen.

Haben Sie dazu die Macht und Mittel? frug der Erzbischof spitz. Ich könnte ihn feierlich excommuniciren, wenn er Katholik ist, aber es würde doch nichts heraus kommen.

Er gehört innerlich gar keiner bestehenden Confession an, sagte der Reformirte, sonst würde er nicht eine neue Secte gründen wollen. So viel ich weiß, gehört er äußerlich der römischen Kirche an.

Der Erzbischof sah unmuthig verlegen vor sich hin.

Der eigentliche Urheber des Planes zum neuen religiösen Verein, sagte er dann, ist aber doch ein Protestant, wie ich in Erfahrung gebracht habe.

Wer ist der? frug der Generalsuperintendent hastig.

Ein gewisser Doctor Sonnenberg soll es sein, antwortete der Erzbischof, ein Mann von gefährlichen Gaben und einer ungewöhnlichen Anziehungskraft. Es soll ein räthselhaftes Verhältniß zwischen dem Hohenstein und ihm bestehen. Er lebt in Wellenstadt, einer kleinen Stadt nahe dem Gebirge. Können Sie den erreichen?

Nein, sagte der Generalsuperintendent bitter, ich habe schon von ihm gehört, mit dem ist nichts zu machen, schon in früheren Jahren wurden Erweckungsversuche an ihm gemacht, man suchte ihn auch schon heilsam zu erschüttern; es ist Alles vergebens.

Wie suchte man ihn denn zu erschüttern? frug der reformirte Vorsteher.

Daß man beim Ministerium erwirkte, daß er von seiner Stelle als Lehrer entfernt wurde und dürftig leben mußte, sagte der Generalsuperintendent; aber es erschütterte ihn nicht.

Der Erzbischof lächelte.

Das Mittel war verfehlt, sagte der Reformirte, Verfolgung schadet nur dem Verfolger und nützt dem Verfolgten, wenn er ein festes Herz hat.

Wie man mir berichtet hat, sagte der Erzbischof, lebt dieser Mann in sehr kleinen, fast dürftigen Umständen im Verhältniß zu seinem Geiste. Vielleicht ließe er sich durch eine einträgliche Ehrenstelle gewinnen?

Gewiß nicht, sagte der Reformirte, diese hätte ihm der Graf Hohenstein längst verschaffen können.

Das ist wahr, sagte der Erzbischof. Dieser Hohenstein setzt mehr durch, als wir drei zusammen. Ich sehe schon, fuhr er fort, das Entstehen dieser Kirche, wie sie den Verein nennen, werden wir nicht verhindern können; vielleicht gelingt es, sie in ihren ersten Anfängen zu ersticken. Es ist nicht das erstemal in der Welt, daß sich religiöse Vereine aufgethan haben und zu keiner rechten Blüthe gediehen sind.

Die beiden Andern waren innerlich erbittert, sie dachten an die Geschichte ihrer Kirche.

Die Wahrheit ist aber wie eine Pflanze auf einer alten Mauer, sagte der Reformirte, sie sprengt allmälig den stolzesten Bau.

Wir wollen abbrechen, sagte der Erzbischof aufstehend,

der Selbsterhaltungstrieb wird uns eingeben, was in der Folge zu thun ist.

Die beiden Kirchenhäupter verabschiedeten sich und gingen.

58.

Die Religionsfreiheit.

Nach einigen Wochen schrieb Ulrich an Herrn Sonnenberg.

„Meister! Ihr werdet morgen in den Blättern lesen, daß die Freiheit der öffentlichen Religionsübung errungen ist. Die Macht der Ueberzeugung, daß in einem Rechtsstaate diese Freiheit ein Stein des Fundaments des Staates selbst ist, war zu groß, als daß sie hätte überwältigt werden können. Selbst bäuerliche Kammermitglieder sahen ein, daß die Religion nicht in Gefahr komme, vielmehr zu schönerer Blüthe gelangen müsse. Da die Regierung das Recht und die Pflicht hat, die Grundsätze jedes religiösen Vereins zu untersuchen und diesen als religiösen Verein nicht zuzulassen, wenn er nicht wirklich Religiosität zum Zwecke hat, so konnten auch die Männer der Regierung nicht anders, als sich grundsätzlich für Freiheit aussprechen. Die Einwendungen meiner Gegner im Ausschuß und in der Plenarsitzung, daß dadurch der Willkür und Leidenschaft und Gottlosigkeit Thür und Thor geöffnet werde, mußte der Minister selber bekämpfen, weil dieses ein Mißtrauen auf die Regierung aussprechen hieße, die nicht wüßte, wo die Freiheit ihre Grenzen hat. Den Kirchenmännern wurden ihre eigenen Klagen über den allgemeinen Abfall

ihrer Kirchenglieder vorgehalten und sodann nachgewiesen, daß sie keine Rechte, sondern nur Vorrechte verlieren, diese aber in Sachen der Religion nie zum Heile führen. Es wurde ihnen gesagt, daß neue religiöse Vereine nur durch solche Staatsbürger gegründet würden, welche sie als abgestorbene todte Glieder ansähen, solche seien für sie innerlich ohnehin verloren und sie würden wohl nicht verlangen, diese todten oder räudigen Schafe in ihrer Herde behalten zu wollen. Es würde nur die Spreu vom Weizen fliegen. Der Einwurf, daß mit dem Rütteln am altehrwürdigen Altar auch der Thron gefährdet sei, wurde energisch durch den Hinweis zurückgewiesen, daß in einem Rechtsstaate die Fundamente für Thron und Altar fester stehen, als in Staaten, in denen polizeiliche Bevormundung herrsche. Das anerkannte Recht sei eine festere Stütze, als die Furcht. Die Gerechtigkeit sei das Fundament der Staaten, nicht die physische Gewalt. So ging die Sache durch.

Ihr schreibt, Meister! daß in Wellenstadt eine kleine alte Kirche leer stehe und von der Stadt verkauft werde. Lasset sie durch Fischhorn kaufen und würdig auf meine Kosten herrichten. Ich lege für Fischhorn einen Creditbrief bei. Dem Bunde meinen Gruß. Lebt wohl! Ulrich."

59.

Der erste Gottesdienst.

Es war ein heiterer Augustsonntag. Um sieben Uhr Morgens ertönte zum erstenmale die Glocke der neuen Kirche durch die reine Luft. In der Nacht war ein Gewitter

über die Gegend hingegangen. Die kleine Gemeinde versammelte sich in der einfachen Halle, welche mit einigen Bildern geziert war. Ueber der Eingangspforte stand: „Deinem Hause ziemt Heiligkeit, o Herr!" Zwei Reihen Bänke waren in dem Schiff des Kirchleins ohne irgend einem Unterschied. Der Graf von Hohenstein stand neben einem Fabrikarbeiter. Die Männer waren rechts, die Frauen links. Vorne gegen Osten stand der Altar mit einem reinen Leinentuche überdeckt. Ueber demselben war ein Oelgemälde, den großen Martyrer für das „Gesetz der Freiheit" vorstellend, wie er am Kreuze mit den Todesqualen ringt. An den beiden Seitenwänden der Kirche waren zwei Wandgemälde, die Bergpredigt vorstellend. Unter dem einen Bilde standen die Worte: „Seid also vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist." Unter dem andern: „Ihr werdet Söhne des Allerhöchsten sein, der auch gütig ist gegen die Undankbaren und Bösen." Etwas weiter vorne links war der Lehrstuhl angebracht. Unter demselben stand: „Das Gesetz der Freiheit." Auch die gewölbte Decke war als Sternenhimmel bemalt. Herr Sonnenberg war von der Gemeinde als Vorsteher gewählt worden, ihm zur Seite standen als Mitvorstände Herr Fischhorn und der Arbeiter Albert Burger. Die Gemeinde ist versammelt. Abwechselnd singen Männer- und Frauenchöre. Dann trat der Vorsteher an den Altar und sprach: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede sei den Menschen auf Erden, die einen guten Willen haben." Hierauf fuhr die Gemeinde fort: „Wir loben Dich, wir preisen Dich, wir beten Dich an, wir verherrlichen Dich,

wir danken Dir für Deine große Herrlichkeit, Herr Gott, allmächtiger Vater!“

Hierauf nahm der Vorsteher Brod und hielt es empor und sagte: „Nimm an, heiliger Vater! allmächtiger ewiger Gott, dieses reine Opfer, das wir Dir darbringen als Zeichen unserer gemeinschaftlichen Liebe.“ Hierauf nahm er einen Kelch Wein, hob ihn empor und sagte: Wir bringen Dir auch den Kelch mit erfreuendem Wein, allmächtiger Vater! als Zeichen unserer freudigen Liebe und als Sinnbild unserer unvergänglichen Seligkeit in Deiner heiligen Nähe.“ Hierauf sagte die Gemeinde: „Der Herr möge aufnehmen das Opfer aus unsern Händen zum Lobe und zum Preise seines herrlichen Namens und zum Heile seiner heiligen Kirche.“

Dann sprach der Vorsteher: „Ja es ist Deiner und unser würdig und billig, daß wir Dir immer und überall Dank sagen, heiliger Herr! allmächtiger Vater! ewiger Gott! Dich verherrlichen Himmel und Erde durch ihre Harmonie, laß auch unsere Stimmen sich mit ihnen vereinigen, die wir in tiefster Ehrfurcht rufen.“

Die Gemeinde: „Heilig ist der Herr der Welten! Himmel und Erde sind voll seiner Herrlichkeit! Ehre sei Gott in der Höhe!“

Dann sagte der Vorsteher: „Dich also, Du allergütigster Vater! bitten wir ehrfurchtsvoll, daß Du annehmen mögest diese Gaben als Sinnbilde unserer Sehnsucht und Liebe, und als Zeichen unserer Gemeinschaft. Wir haben Gemeinschaft und feiern das Andenken an unsere Ordensglieder, und vor Allem unseres erhabenen Ordensstifters,

welcher vor seinem Leiden Brod und Wein in seine Hände genommen und dankend zu Dir aufgeblickt, seinen Jüngern gegeben und die Erinnerung an ihn uns empfohlen hat. Daher wollen wir in dieser Stunde uns seines Leidens für Wahrheit und Freiheit erinnern, und in dieser Erinnerung Deiner hocherhabenen Majestät diese durch die Erinnerung geheiligten Gaben bringen. Durch ihn und mit ihm sei Dir, dem allmächtigen Vater! alle Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit."

Die Gemeinde sagte: „Amen."

Hierauf wurde das große Liebesmahl gefeiert. Der Vorsteher sagte: „Wir Deine Kinder wagen es auch, von Deinem Tische zu essen. Es sei uns Sinnbild, daß wir Dir gehören, und Frieden mit Dir und Frieden unter uns haben, daß Du uns liebst, weil wir Dich lieben, und daß wir einander lieben wollen, wie es Deinen Söhnen, Allerhöchster! geziemt." Alle aßen von dem Brode und tranken aus dem Kelche vom Tische ihres gemeinsamen ewigen Vaters. Dann herrschte tiefe Stille. Endlich sagte der Vorsteher: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede sei mit Euch!"

Und die Gemeinde fuhr weiter: „Und Friede mit allen Menschen, die guten Willen haben."

Nach dem Gottesdienste hielt der Vorsteher eine Rede an die Gemeinde. Sie war sehr kurz. Er schloß: So seid also vollkommen, thut wohl! und Ihr werdet Söhne des Allerhöchsten sein.

Die Gemeinde verließ schweigend die kleine freundliche Kirche. Ihr war wohl; sie hatte Gottes Frieden im Herzen und den Entschluß, in reiner Thätigkeit zu leben. Solche Macht liegt im reinen Monotheismus, wie ihn Jesus gelehrt hat!

Jesus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im Stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte,
Kränkte seinen heil'gen Willen.

60.

Auf dem Jagdschlößchen.

Ueber die Berge am See zogen schwarze Gewitterwolken herauf. Der Tag war schwül gewesen, Wälder, Wiesen, Thiere und Menschen sehnten sich nach erfrischendem Regen. Der Förster war im Walde und Angelika allein auf dem Jagdschlößchen. Sie stand in dem obersten Gemache am kleinen Fenster und sah auf den See hinaus — sehnsüchtig hinaus über die große Wasserfläche, der Stadt zu, ob sie nicht einen Kahn erblicke. Ihr Busen wogte, ihr Herz schlug heftig. Eugen sollte heute noch kommen, der Geliebte ihrer Seele. Er war zwei Jahre lang nicht mehr da gewesen und hatte diese ganze Zeit hindurch die Kraft seines Geistes daran gesetzt, auf jüngere Männer erleuchtend zu wirken, damit sie über das gemeine Dasein zu einem schöneren Leben emporgehoben würden und dann in ihren Kreisen Licht und Wärme verbreiten könnten. „Sein Streben und Wirken ist so schön und erhaben und so verdienstlich für das Vaterland und für die ganze

Menschheit und — die Anerkennung so gering! — Ja Hindernisse aller Art werden ihm bereitet. Während mittelmäßige Köpfe und Heuchler mit Aemtern und Würden überhäuft werden, ringt er mühsam um den Bestand des niedern Daseins!" Die Seele Angelikas durchfuhr ein scharfer Wind der Verachtung der Männer, welche berufen wären, Gerechtigkeit zu üben und die strebenden Geister auf den Leuchter zu stellen. Dann aber erhob sie sich stolz und sagte: Ich will am rohen Glück den Edlen rächen. Ich will ihm durch meine Liebe das Leben lieb machen.

Die Gipfel der Berge jenseits des Wassers waren schon mit schweren Wetterwolken bedeckt. Ein leises Zagen überkam Angelika. Sie fürchtete, daß Eugen auf dem See vom Sturm überrascht werden könnte. Schon erhob sich der Wind an den Bergen; er trieb die Wolken gegen den See. Sie sah in weiter Ferne einen Kahn; ihr Herz schlug heftiger; aber der Kahn fuhr dem Städtchen zu. Vielleicht fuhr der Schiffer nicht weiter aus Furcht vor dem nahenden Gewitter! Dann käme Eugen heute nicht! — Ein schmerzliches Entsagen ging durch ihren Geist. Sie blickte vom See weg in den Garten; da bog ein Mann um die Ecke des Schlößchen; sie konnte ihn nicht mehr wahrnehmen; aber ihr Herz pochte, ihr Busen wallte hoch. Während sie nachsann, was sie jetzt thun sollte, da der Ankömmling auch ein fremder Mann sein könnte, welcher Schutz vor dem Gewitter sucht, ging die alte kleine Thür auf und Eugen stand vor der schönen Jungfrau mit dem hochwallenden Busen. Nun wich die gemeine Welt mit

ihrem Leiden vor zwei Menschengeistern zurück und der Himmel behauptete sein Recht. Wie an den Bergen drüben die zwei Pole des Aethers sich vereinigten, küßten und in Wonne aufblitzten, so flogen in dem Schlößchen zwei sich glühend suchende Geister zusammen und blitzten in Liebe auf. Es war ein Gewitter der Liebe nach zwei langen heißen Jahren voll Thätigkeit. Da standen sie am Fenster vor der großen Natur im Angesichte des Allerhöchsten, der die Welt anzieht, wie die Geliebte den Liebenden, und blickten sich durch ihre Augen in die liebenden Seelen. Die schönen Augen Angelikas füllten sich mit Thränen. Eugen verstand diese Sprache und sein Herz flammte auf. O welch ein Zauber waltet in solchen Thränen, in welchen die von Liebesglut geschmolzene Seele wie ein reiner Thautropfen auf den Blumen glänzt! Sie stand vor ihm wie das menschgewordene Himmelheimweh Platons. Ihn durchzitterte eine heilige Ehrfurcht vor der reinen Jungfrau, deren Wesen nichts als Liebe war. Und Angelika — den Geliebten ihrer Seele betrachtend, wie er vor ihr stand, ein Held in dem Geisterkampfe, Muth und Trotz auf seiner hohen Stirne, reinste Liebesglut in seinen scharfen Augen, ein heiteres Lächeln auf dem beredten Munde — lächelte unter ihren Thränen halb aus Entzücken, halb aus Stolz, ihm allein und ganz anzugehören. Ihre Seele war erfrischt, wie der Rosenstrauch im Garten durch die Himmelstropfen, sie sah heiter in die Gegenwart und Zukunft.

O Eugen! sagte sie, weil Du nur da bist, jetzt ist Alles gut; jetzt ruht dies arme Herz!

Und auch mein Herz, Angelika! In diesem sichern Hafen wird es neuen Muth gewinnen für die Weiterfahrt.

Der Förster war angekommen. Er war hocherfreut, Eugen in seinem Hause zu sehen; er liebte ihn vom Herzen. Nun war Sonnenschein und freudiges Leben im alten Jagdschlößchen. Die Stunden des Nachmittags und Abends flogen dahin wie lichte Sommerwolken; es wurde Nacht, ehe die zwei Liebenden daran gedacht hatten. Eugen schlief in demselben Gemache, in welchem Angelika nach ihm auf den See hinausgesehen hatte. Nachdem er von den Beiden Abschied genommen hatte, trat er in das reinliche Gemach mit uralten Möbeln. Der Mond stand am Himmel und versilberte die schneebedeckten Berge und den großen See zu ihren Füßen. Weitum herrschte feierliche Stille. Eugen blieb am Fenster und sah hinaus in die Natur.

Wie ganz anders warm ist es im Menschen, sagte er, durch das Empfinden und Wissen, Jemandem so ganz anzugehören und Angehörige zu haben, geliebt zu werden. Im gemeinen Egoismus ist der Mensch dem Menschen Wolf; wenn er gesittet ist, dann ist der Mensch dem Menschen Mensch; aber wenn er liebt, dann ist der Mensch dem Menschen Gottes Bild, ein kleiner Gott. Das empfinde ich bei meiner süßen Angelika! Wie ist sie doch so reich an wärmender Kraft, wie die Sonne, und so zart, wie das sanfte Mondlicht! Wie muß es erst einst sein, wenn wir fernab von dieser niedern Erde Deine Nähe empfinden, erhabene Gottheit! denn Du hast Dein Sinn-

bild in der Geliebten, die den Liebenden anzieht mit unaussprechlich süßem Zauber. Wie über allen Begriff und alles Denken hinaus bist Du beseligend, große Gottheit! weil schon Dein Spiegelbild, meine Angelika, so beseligend durch ihr bloßes Dasein wirkt und anzieht, wie der Magnet das Eisen.

Eugen vertiefte sich in seine Seligkeit durch Angelika und Gott. Sein Geist, „oft gebeugt vom heimlichen Verzagen," war jetzt so ganz durchwärmt vom Gefühl der Liebe und der Zuversicht.

Es war Mitternacht, drei Menschen schliefen sanft in dem Jagdschlößchen unter dem sternenreichen Himmelsbaldachin; in ihren süßen Träumen spiegelte sich ihr Seelenhimmel, wie sich der Sternenhimmel auf der stillen Wasserfläche des Sees draußen spiegelte.

.61

Gewitter.

An einem Vormittage war Eugen in seinem Stübchen auf dem Jagdschlößchen und schrieb. Er hielt inne und dachte nach. Da fiel sein Blick auf eine Stelle der getäfelten Wand, wo sich ein kleiner Rahmen losgelöst hatte. Es schien ihm, als wäre dort eine Vertiefung in die Mauer, er stand auf und untersuchte die Stelle. Er konnte ein Brettchen zurückschieben und in der Vertiefung lagen mehrere Papiere und einige gedruckte Bogen. Er nahm das Päckchen heraus und schob das Brettchen wieder vor. Die Papiere waren noch gut erhalten und sehr rein-

lich beschrieben. Es kam ihm vor, als wären ihm diese Schriftzüge bekannt, doch wußte er nicht, wem er sie zuschreiben sollte. Wie staunte er aber, als er das Wort „Angelika“ las. Eine schwarze Wolke verdunkelte seinen Geist. Auf einem Blatte war zu lesen:

Angelika.

Den Zauber nenn' mir, der mich an Dich bindet,
Daß dieses arme Herz nicht ruhen will,
Bis es an Deinem seine Heimat findet
Des irren Wanderns heißgeliebtes Ziel.

Ulrich.

Den Zauber kenn' ich, weil er über mich auch waltet,
Und mich zu Dir mit Geisterarmen zieht,
Mein ganzes Wesen durchdringt und gestaltet —

Eugen war erstarrt und verfinstert. Was sollte er nun denken? Wer hat diese Blätter geschrieben? Wer hat sie hier verborgen? Dieser Ulrich oder Angelika? Welch räthselhaftes Verhältniß hat bestanden? oder besteht noch? Sollte Ulrich, der Graf von Hohenstein, hier eine Rolle spielen? Eugen war wie vom Blitz berührt. Aber es waren nicht Ulrichs Schriftzüge, die er genau kannte, auch Angelikas Hand war es nicht. Und doch waren ihm die Züge nicht ganz fremd. Sollte Angelika während seiner langen Abwesenheit ein Liebesverhältniß angeknüpft und so weit gesponnen haben? Waren ihre Thränen bei seinem Empfang Thränen der Reue? Ist sie vielleicht deßhalb jetzt so zärtlich und aufmerksam für ihn, weil sie eine Schuld sühnen will? Sie mußte aber diesen Ulrich glühend geliebt haben oder vielleicht noch lieben? Schwarze

Schatten flogen über seine gequälte Seele. „Denn das Weib ist falscher Art, sagte er, und die Arge liebt das Neue.“ Der arme Eugen war sehr unruhig. Wie sollte er der Wahrheit auf den Grund kommen? Wie sollte er es anfangen, mit Angelika ruhig zu sprechen? Die Eifersucht hatte sich seiner bemächtigt, diese Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Er legte die Blätter wieder in den geheimen Schrank und brütete düster hin. Er sah zum Fenster hinaus auf den glitzernden See und die Schneeberge in der reinen blauen Luft. Aber wie war die Natur verwandelt! Sie kam ihm wie ein lachendes Gespenst vor. Er wendete sich weg von ihr in sich selber hinein, in seine leidende Seele. Er wünschte sich die tiefste Einsamkeit. Der Gedanke durchfuhr ihn, zu schweigen und mit verschlossener Seele fortzugehen auf immer und der Philosophie ganz allein zu leben, ihr, der treuen Trösterin in allen Leiden. Er nahm sich vor Angelika vorerst zu beobachten.

Er nahm seinen Hut, um in den Wald zu gehen. Angelika war noch im Hause beschäftigt; Eugen kam unbemerkt aus dem Hause. Nach einer Weile kam Angelika in das Gemach Eugens, um ihn in den Garten zu holen. Sie war erstaunt, ihn nicht zu treffen. Sie blickte auf den Tisch, wo er geschrieben hatte, ein angefangener Satz war nicht vollendet. Das war nicht seine Weise. Er war plötzlich verschwunden, ohne ihr etwas gesagt zu haben. Das war auch nicht seine Weise.

Ich will hier einige Zeit warten, sagte sie, er wird wohl bald zurückkommen. Sie setzte sich an den Tisch.

Da bemerkte sie, genau wie Eugen, die Stelle an der getäfelten Wand. Diesen Rahmen muß man wieder befestigen, sagte sie, und trat an das Getäfel. Da sah sie den Verschluß, aber sie konnte das Brettchen nicht wegschieben, ihre Finger waren zu schwach. Mit Hülfe eines Messers, das auf dem Tische lag, gelang es ihr endlich. Sie war erstaunt über den Inhalt dieser Mauernische, nahm die Blätter heraus und schob das Brettchen wieder vor.

Ich will diese Blätter allein nicht ansehen, sagte sie, es wird interessant werden, wenn Eugen dabei ist. Er wird über meinen Fund erstaunt sein. Ich will aber etwas geheimnißvoll damit thun, damit er mehr Vergnügen daran hat. Heute Nachmittag will ich mit dem gehobenen Schatze herausrücken.

Sie nahm das Päckchen, trug es in Ihr Zimmerchen und verschloß es in einem kleinen Schrank. Dann ging sie fort, um Eugen im Freien aufzusuchen. Sie dachte, er sei gegen den See gegangen und ging zu den Fischerhütten. Unterdessen war Eugen wieder zurückgekommen und unbemerkt in sein Gemach gestiegen. Er wollte die Blätter ruhig noch einmal durchlesen, schob das Brettchen zurück und — seine finstere Phantasie fand, was er suchte. Jetzt war sein Verdacht gegründet. Angelika hatte seine Abwesenheit benützt, um die Blätter wegzunehmen, damit er sie nicht etwa finden könnte, aufmerksam gemacht durch den losen Rahmen. Sein armes Herz gefror.

Wer kam da von den Fischerhütten den Berg herauf, Angelika an seiner Seite? Das Herz Eugens schlug stärker. Angelika hielt die Hand des Mannes. So umnachtet war der Geist und das Auge Eugens von der Krankheit seines Herzens, daß er nur Schatten sah. Er wendete sich weg, setzte sich in einen dunkeln Winkel seines Gemaches und brütete vor sich hin. Da ging die Thür auf und — sein geliebter Meister stand in dem Gemache. Herr Sonnenberg hatte sogleich den Trübsinn Eugens bemerkt. Dieser erhob sich und grüßte den Meister herzlichst, aber zwei Tropfen füllten seine Augen.

Sagt mir sogleich Euern Schmerz, Eugen! ich kann vielleicht helfen, ihn zu vertreiben.

Euch will ich mein Herz offenbaren, Meister! Ihr seid wie ein Engel zu mir gekommen.

Er erzählte ihm dann das Erlebte.

Es war billig, sagte Herr Sonnenberg, daß der Urheber des Leidens auch der Urheber der Befreiung wird. An derselben Stelle, wo ich Euch im tiefen Schmerz getroffen habe, ist vor vielen Jahren oft ein Mann ganz einsam gesessen und hat mit demselben Leiden gerungen. Um es zu überwinden, schrieb er ein Büchlein Gedichte und verbarg die Blätter vor neugierigen Augen in diesem geheimen Verschluß. Er vergaß einen Theil der Blätter, als er eilig fortreisen mußte. Dieser gequälte Menschengeist bin ich gewesen, Eugen! Das Räthsel ist gelöst und Ihr seid frei.

Eugen wachte wie aus einem schweren Traume auf.

Von diesen Leiden habt Ihr mich befreit, Meister! sagte er, aber nun drückt mich ein anderes; ich bin Angelika gegenüber schuldbeladen.

Das ist wahr, sagte Herr Sonnenberg, aber Ihr könnt Euch von diesem Leiden befreien. Macht es zur Unterlage reiner Thätigkeit. Es werden Stunden kommen, wo Ihr unverschuldet leidet; dann erhebt Euch durch die Erinnerung und Ihr werdet Eure Schuld ausgelöscht haben. Die wahre Reue muß ein kräftiger Vorsatz sein, dann löscht sie wie Wasser sogleich die Höllenglut. Der ist nicht mehr schuldig, den es kräftig reut, es gewesen zu sein. So richtet sich der Starke auf. Ihr habt das in Euch selber abgemacht, laßt es nun gut sein. Kommt, wir wollen Angelika aufsuchen.

Sie gingen in das Erdgeschoß, wo Angelika eben den Tisch gedeckt hatte.

Dir ist ganz Recht geschehen, Eugen! sagte sie holdselig zürnend. Weil Du verschwunden warst, durfte ich Herrn Sonnenberg zuerst sehen und begrüßen, und dann will ich noch etwas thun?

Sie sah Herrn Sonnenberg mit kindlich triumphirenden Augen an.

Was willst Du thun Angelika? frug Eugen.

Ich bin im Besitze eines literarischen Schatzes, sagte sie mit ernster Miene, den wollte ich Dir Nachmittag ausliefern; so aber erhält ihn ein Anderer.

Herr Sonnenberg sah Eugen heiter an und sagte: Da habt Ihrs nun!

Der Förster wurde erst Nachmittag zurückerwartet, er hatte eine Holzversteigerung in einem entlegenen Walde vorzunehmen. Die Drei hielten im Jagdschlößchen kurzes Mittagsmahl, und gingen dann in den Garten, wohin Angelika den Kaffee bringen ließ. Dann kam sie mit dem Päckchen und gab es Herrn Sonnenberg. Er sah die Blätter durch; dann nahm er ein Blatt heraus, gab es Eugen und sagte: Leset es vor.

Eugen las tiefbewegt die Zeilen, die einst sein Meister in schwerbedrängter Stunde in dem einsamen Stübchen oben geschrieben hatte. Als Angelika dies erfuhr, traten Thränen in ihre großen Augen.

Der Förster kam und war hocherfreut, Herrn Sonnenberg zu sehen.

Am Abend wurde die Verlobung gefeiert.

62.

In einem Ordenshause.

In einem Ordenshause saß der Provinzial der Provinz Deutschland in einem einfachen hellen Zimmer vor seinem Schreibtische, hielt die Feder in der Hand und sah nachdenklich vor sich hin. Er war ein ziemlich langer hagerer Mann von einigen fünfzig Jahren, sein Kopf fast kahl, sein Gesicht mit einer Adlernase und scharfen Augen etwas bräunlich. Sein langes schwarzes Kleid fiel in reichen Falten seitwärts vom Rohrstuhle auf den Boden. Er trug schwarze Strümpfe und niedere Schuhe. Das

schwarze Kleid war um den Hals geschlossen und durch einen breiten Gürtel aus schwarzen Kameelhaaren um den schmalen Leib lose befestigt. Seitwärts auf einen Tischchen lag ein schwarzes Barett und an einem Schranke hing ein weiter schwarzer Mantel aus demselben glanzlosen Stoffe, aus dem sein langes Kleid bestand. Das Gesicht verrieth viel Verstand, die ganze Erscheinung ein kaltes vornehmes Wesen.

Also so steht es! sagte er für sich hin. Das ist freilich der gefährlichste Orden, mit dem wir es noch zu thun gehabt haben. Er ist bis in die Wurzel hinab das entschiedenste Widerspiel unseres Ordens und er hat den Zeitgeist eben so für sich, wie wir ihn wider uns haben. Er will die Einheit auf dem Grunde der persönlichen Selbstständigkeit seiner Glieder und sucht die größere Ehre Gottes in der Ausbreitung der Herrschaft der Vernunft und der vernünftigen Liebe. Dazu hat er mit uns den Grundsatz gemein, daß Erziehung die Hauptsache ist. Dieser Orden ist unser eigentlicher Todfeind; hier heißt es um das Dasein kämpfen. Diese „Sonnenblume“ muß mit der Wurzel ausgerissen werden, es koste was es wolle. Noch ist es Zeit, aber auch höchste Zeit. Die Pflicht der Selbsterhaltung zwingt uns, energisch zu handeln.

Er sah auf die Stockuhr auf seinem Schreibtische.

Um zehn Uhr sollte der Mann kommen; es ist bereits zehn Uhr durch; er ist nicht pünktlich, nicht verläßlich. Das ist wieder so ein junger Mensch, der weder gehorchen noch sich regieren kann. Darum konnte er auch in diesem

Sonnenblumenorden nicht aushalten und wird auch bei uns nicht bleiben. Ich muß ihn aber für unsern Zweck benützen, das Weitere wird sich finden. Wir können ihn ja im Orden behalten und etwa nach Amerika senden, damit er uns nicht verräth.

An der Thür wurde geklopft. Ein Ordensbruder trat demüthig ein.

Pater Provinzial! ein junger Mann steht an der Pforte und wünscht mit Ihnen zu sprechen.

Wie sieht er aus?

Er ist von mittlerer Größe, schlank, blaß, hat schwarzes langes Haar und dunkle Kleider. Er nannte sich Adolph Schlink.

Führen Sie ihn zuerst in die Kirche und dann zu mir herauf. Rufen Sie den Pater Schlegel, er soll sogleich zu mir kommen. Lassen Sie auch eine Flasche Rheinwein mit Gläsern bringen.

Der Ordensbruder verneigte sich und ging.

Nach einigen Minuten kam der Wein, und bald darauf Pater Schlegel.

Ziehen Sie binnen einer Viertelstunde aus Ihrem Zimmer in das dritte Krankenzimmer.

Ich bin nicht krank, Pater Provinzial!

Ich habe Sie darum nicht gefragt, sondern nur befohlen, was Sie thun sollen.

Der Ordensbruder verneigte sich und ging.

Der junge Mann, Adolph Schlink, trat ein, der Provinzial ging ihm mit freundlicher Miene entgegen und schüttelte ihm die Hand.

Willkommen, lieber Sohn! in unserem Hause! Seien Sie uns willkommen! Ich habe mich wirklich schon nach Ihnen gesehnt, so viel Schönes und Gutes habe ich schon über Sie vernommen. Als es zehn Uhr schlug, war mir schon bange, Sie möchten etwa unwohl geworden sein.

Ich bin abgehalten worden, sagte der junge Mann, ich habe einen Abschiedsbesuch gemacht und da habe ich mich verplaudert.

Wie das so in der Welt geht, sagte der Provinzial lächelnd, es waren gewiß junge Damen in der Gesellschaft; ich kenne das. Jetzt aber müssen Sie auch mit einem alten Manne ein Stündchen verplaudern. Kommen Sie an den Tisch, wir wollen ein Gläschen stärkenden Wein zusammen trinken. Im Wein ist Wahrheit.

Sie setzten sich an den Tisch, der Provinzial schenkte ein, stieß an, nippte und nöthigte den jungen Mann das Glas zu leeren.

Solch guten Rheinwein haben Sie bei Ihrem vorigen Meister wohl nie getrunken?

Nein, sagte Schlink, wahrhaftig nicht; nicht einmal bei dem Opfermahle.

Richtig, sagte der Provinzial, Sie hatten ja gar so eine Art Opfermahl und ganz ohne allen Unterschied der Stände; nicht wahr?

Ja, sagte Schlink, in der Kirche tranken Alle aus Einem Becher, der Graf Hohenstein-Dux und die Arbeiter aus der Spinnerei und der Doktor Sonnenberg.

Das ist so die rechte Pöbelwirthschaft, sagte der Provinzial, ich kann mir denken, daß ein so dichterisch angelegter Mann, wie Sie, daran keinen Geschmack haben konnte. Schon das Symbol, die plumpe Sonnenblume, verräth die Rohheit des ganzen Vereines. Alle zarten Gefühle werden beleidigt. Trinken Sie doch, lieber Sohn! bei mir dürfen Sie Ihr Herz schon öffnen. Sie nannten erst den Grafen Hohenstein-Dux. Der spielt wohl eine große Rolle in dem schönen Orden?

Ja, antwortete Schlink, er scheint mit dem Meister, das heißt, mit dem Doktor Sonnenberg besonders vertraut zu sein.

Welche Mitglieder sind denn sonst noch hervorragend?

Nun ein Maler, Namens Johannes Fischhorn, dann ein Doktor Bernstein, welcher Philosophie auf der Hochschule in H. lehrt, dann ein Beamter im Staatsministerium der Justiz, Königsberg mit Namen, dann ein Aufseher in einer Spinnerei und ein Gutsbesitzer.

Wie heißt dieser?

Birkenfeld.

Richtig! Birkenfeld. Sie sind wohl öfter auf sein Gut gekommen?

Der junge Mann wurde roth und verlegen. Der Provinzial verbarg seine Aufmerksamkeit durch Einschenken.

Da hat ein kleiner Roman gespielt? sagte er und stieß an, Sie sind glücklich davongekommen. Danken Sie Gott. Ist denn die Tochter Birkenfelds so interessant?

Mein Herz war so thöricht, sagte der junge Mann, daß es mich verblendete. Sie ist im Grunde ohne Gefühl.

So ist sie wie die gleißende Welt überhaupt, mein Sohn! lassen Sie sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. Sie haben eben das Lehrgeld gezahlt. Sie liebten also das Mädchen?

Ja, sagte der junge Mann, und ich hatte die redlichsten Absichten, ich wollte sie heirathen, aber ich wurde auf eine verletzende Weise zurückgewiesen.

War das Mädchen gewiß so stolz und hochstrebend in ihren Gedanken? Erzählen sie mir doch, ich nehme den lebhaftesten Antheil an Ihrem Mißgeschicke, wenn man es so nennen dürfte.

Ich hatte bereits mehrere Gedichte veröffentlicht, sagte der junge Mann, welche mit Beifall aufgenommen worden sind, und hatte schon einige Entwürfe zu größeren Schauspielen fertig und konnte hoffen, einen Namen zu erhalten. Da der Gutsbesitzer sehr wohlhabend ist und nur das einzige Kind besitzt, so hätte ich sorgenfrei der Literatur mich widmen können, wenn ich seine Tochter zur Frau erhalten hätte, und ich dachte mir, daß ich mit meinem Streben ihrer wohl würdig gewesen wäre.

Der Provinzial lächelte, und schenkte dem jungen Manne ein.

Ich schenkte dem Mädchen besondere Aufmerksamkeit und konnte mit Grund auf ein geneigtes Gehör hoffen. Ich täuschte mich aber. Als ich eines Abends mit ihr über meine Hoffnungen und Plane in den zartesten Ausdrücken sprach, sagte sie kalt, Anlagen und Vorsätze reichten nicht aus, ihre Hand zu gewinnen. Als ich dem Meister davon sprach, sagte er: Adelheid hat ihrer und unser würdig gesprochen. Seitdem habe ich den Verein mit anderen Augen angesehen. Ich hatte den besten Willen, meine Anlagen auszubilden, aber ich wurde nicht unterstützt. Ich schrieb einmal dem Grafen Hohenstein-Dur um Unterstützung, weil er sehr reich ist, aber er antwortete mir, ich sollte zu ihm kommen und bei ihm wohnen, dort fände ich alles Nothwendige.

Warum gingen Sie nicht hin? frug der Provinzial.

Weil mir sein Leben doch gar zu einfach vorkam. So viel er mir geboten hätte, so viel kann ich von meiner Mutter auch erhalten.

Nun, lieber Sohn! sagte der Provinzial, jetzt führe ich Sie auf Ihr Zimmerchen, Sie bleiben einige Tage unser Gast, bis über Ihren Eintritt Bestimmtes beschlossen wird. Ich hoffe, es wird Ihnen bei uns gefallen.

Er führte den jungen Mann in das Zimmer, welches Pater Schlegel verlassen mußte und ließ dann den Gast allein.

Nachmittags fuhr er fort, den jungen Mann weiter über Herrn Sonnenberg, den Orden, das Erziehungshaus,

über Eugen und Nikolaus, Hohenstein, Birkenfeld und Kern auszuforschen. Bis tief in die Nacht schrieb er.

Am andern Morgen ließ er den Pater Braun zu sich kommen, einen jungen Mann mit ziemlich frischem Gesichte und freundlichen Manieren.

Sie haben einige Semester Medicin auf der Hochschule studirt, Pater Braun! sagte er und sind ein flotter Bursche gewesen. Sie kennen das Leben auf einer Hochschule so ziemlich?

Ja, Pater Provinzial!

Heute Nachmittag reisen Sie als Privatgelehrter nach H. und halten sich dort einige Wochen auf, um Nachforschungen auf der Bibliothek über Theophrastus Paracelsus anzustellen.

Ja, Pater Provinzial!

Sie werden dort meist italienisch sprechen, Pater Braun! Sie sind ein Naturforscher aus Italien.

Ja, Pater Provinzial!

Sie werden dort im ersten Gasthofe wohnen und mit Studenten Bekanntschaft suchen.

Ja.

Einen Lehrer der Philosophie, Eugen Wolkenburg, suchen Sie sehr genau kennen zu lernen; Sie besuchen seine Vorlesungen und sein Haus, so oft es, ohne aufzufallen, sein kann.

Ja, Pater Provinzial!

Er ist Ihr und unser geschworner Todfeind; um ihn unschädlich zu machen, müssen wir ihn genau kennen. Darnach handeln Sie, aber klug. Hier haben Sie Banknoten für einige Monate, brauchen Sie mehr, so schreiben Sie an den Redacteur des Kirchenblattes in der Residenz. An ihn adressiren Sie auch die Briefe an mich.

Ja, Pater Provinzial!

Alles zur größern Ehre Gottes! Leben Sie wohl!

Als Pater Braun hinausging, trat ein eben von der Reise angekommener Ordensbruder in das Zimmer des Provinzials. Er war ein hochgewachsener feiner Mann mit scharfen Zügen. Er war aus einem fürstlichen Hause. Er verneigte sich vor dem Provinzial und blieb an der Thür stehen.

Wann sind sie angekommen, Pater Selm?

Vor fünf Minuten, Pater Provinzial!

Kommen Sie näher und setzen Sie sich, ich habe Ihnen einen Auftrag zu geben.

Der Fürst setzte sich an den Tisch.

Morgen früh reisen Sie in die Residenz, Pater Selm! Sie werden dort einen berühmten Arzt consultiren, da Sie öfter an Magenbeschwerden leiden und verweilen einige Tage.

Gut, Pater Provinzial!

Sie werden bei Ihrer Tante, der Fürstin Selm, wohnen und ihr dringend vorstellen, daß der Graf Hohenstein-Dux der gefährlichste Feind unseres Ordens ist. Er ist

Mitglied eines geheimen Bundes, welcher die Fundamente unseres Ordens und der bestehenden Kirchen untergräbt. Sie selber dürfen mit dem Hohenstein nie zusammenkommen, Ihre Tante soll durch Sie zum Handeln bestimmt werden. Sie soll ihren Einfluß bei Hof geltend machen, daß Hohenstein aus dem Lande verwiesen wird. Vielleicht läßt sich der Proceß des Reiches gegen seine geächteten Ahnen wieder auffrischen. Ihre Tante hat großen Einfluß bei Hof, benützen Sie denselben.

Ich werde es thun, Pater Provinzial! sagte der Fürst.

Dann ist ein gewisser Nikolaus Königsberg im Ministerium, er ist mit Hohenstein im Bunde wider uns. Dieser muß entweder durch Beförderung gewonnen oder gestürzt werden. Ihr Onkel, der Gesandte in Petersburg, soll ihn als Gehülfen verlangen, dort wäre er unter strengerer Aufsicht und das Weitere würde sich machen. Ist er nicht zu gewinnen, so wird es nicht schwer fallen, ihn der Verletzung eines Amtsgeheimnisses zu beschuldigen und zu stürzen. Nach acht Tagen kommen Sie wieder zu mir.

Gut, Pater Provinzial!

Selbstverständlich leben Sie in der Residenz als Fürst Selm. Hier haben Sie einen Creditbrief an unser Bankhaus. Leben Sie wohl!

Der Fürst erhob sich, verneigte sich und ging. Der Provinzial ging einigemale im Zimmer nachdenkend auf und ab.

Die Wurzel der „Sonnenblume“ muß mit Gewalt ausgerissen werden, sagte er, es gibt kein anderes Mittel;

man muß radikal verfahren. Hier ist der Fanatismus des Bruders am Platz.

Er schellte. Ein Ordensbruder erschien.

Bruder Helle soll kommen.

Nach einigen Minuten erschien ein Ordensbruder, welcher Schuhmacher war. Sein düsteres Wesen verrieth religiöse Schwärmerei.

Bruder Helle! sagte der Provinzial, der Fürst der Finsterniß ist leibhaftig erschienen; Sie sind das auserkorne Werkzeug, ihn zu vernichten. Er will den Glauben an die Wunder stürzen und dafür die verderbte Vernunft auf den Altar Gottes setzen.

Der Ordensbruder erhob die Augen zum Himmel.

Er soll aber nicht siegen wider Gott, so lange unsere Gesellschaft lebt, die für seine Ehre streitet.

Die Augen des Ordensbruder leuchteten in wildem Feuer.

Indem Gott, fuhr der Provinzial fort, die Engel, welche ihm die Ehre nicht geben wollten, durch seinen Erzengel Michael in den ewigen Tod gestürzt hat, hat er seinen Streitern einen Fingerzeig gegeben, was sie mit seinen Feinden auf Erden zu thun hätten. Schon die Streiter für ein weltliches Reich tödten die Feinde dieses Reiches, um wie viel mehr müssen die Feinde des himmlischen Reiches vernichtet werden!

Der Ordensbruder nickte Beifall.

Wenn die Zeiten nicht so gottlos und verdorben wären, fuhr der Provinzial fort, so würde der weltliche Arm dem Reiche Gottes zur Verfügung stehen und dieser Feind Gottes würde öffentlich hingerichtet werden, wie es die höhere Gerechtigkeit verlangt. So aber müssen wir selber mit Schlangenklugheit die Widersacher Gottes bekämpfen und vernichten, damit ihr Gift nicht die ganze Menschheit verderbe und wir dereinst für unsere Lauheit im Dienste Gottes das Wort hören müssen: Weil Du aber lau bist, so will ich Dich ausspeien aus meinem Munde.

Der Ordensbruder machte eine Geberde des Entsetzens.

Sie heißen Michael, fuhr der Provinzial fort, in diesem Namen liegt der Fingerzeig, daß Sie das auserwählte Werkzeug sein sollen, den ärgsten Feind Gottes, welcher dermalen lebt, zu stürzen. Aber Schlangenklugheit ist neben dem Eifer für das Haus Gottes nothwendig. Sie werden sich weltlich kleiden und nach Wellenstadt zu Fuß wandern. Dort in der Burggasse ist ein Schuhmacher. Sie werden um jeden Preis suchen, dort in Arbeit treten zu können, wäre es auch ganz ohne Lohn als ein kränklicher Geselle. In diesem Hause wohnt der Widersacher unseres heiligen Ordens, der Feind Gottes. Lauern Sie ihm auf, wie der Jäger dem Wolf auflauert. In christlichen Zeiten hätte er auf dem Scheiterhaufen schmerzlichen Tod erleiden müssen; wir wollen uns damit begnügen, ihn auf eine sanfte Weise unschädlich zu machen.

Hier haben Sie Geld, um zu leben und zur rechten

Zeit von Wellenstadt zu verschwinden und sicher zu reisen. Verstehen Sie mich?

Der Ordensbruder verneigte sich schweigend und ging.

Du sollst mir die Provinz Germania nicht entreißen, sagte der Provinzial für sich, es ist ein Kampf auf Leben und Tod, um die Herrschaft über eine ganze Nation, da fällt ein Menschenleben nicht schwer in's Gewicht. Wir sind eben daran, dieses rebellische Deutschland wieder zu bändigen, und in Zucht und Ordnung und Unterwürfigkeit zu bringen und — da tritt uns dieser Orden entgegen! Das kann nicht geduldet werden!

63.

In der Burggasse.

Eines Abends saßen der Schuhmacher und seine Gesellen am Tische beim Abendbrod. Da trat ein reisender Gehülfe ein, blieb bei der Thür stehen und frug, ob er hier das Stadtgeschenk erhalten könne. Er sah sehr müde aus.

Ja, sagte der Schuhmacher, das empfangen Sie bei mir. Legen Sie Ihr schweres Felleisen ab und setzen Sie sich zu uns, es ist ein Teller leer, da können Sie einen Löffel warme Suppe mit uns essen; dann hole ich das Geschenk.

Der Gehülfe that, wie ihm gesagt worden war.

Wie lange auf der Wanderschaft?

Drei Wochen.

Wie lange wollen Sie noch wandern?

Bis ich Arbeit finde.

Arbeiten sie nach dem Stück?

Nein, nach der Woche, ich bin die Hausordnung gewohnt.

Dann können Sie bei mir Arbeit finden. Heute Nacht reist ein Gehülfe ab.

Wie viel Lohn, Herr Meister?

Drei Gulden. Sind Sie zufrieden?

Ja.

Die Angelegenheit war bald abgemacht. Der Lehrjunge trug das Felleisen in die Gesellenkammer.

Am andern Morgen saß der Gehülfe auf dem Dreifuße und arbeitete. Der Meisterin gefiel der Gehülfe nicht, doch machte sie davon kein Aufheben, sie war gewohnt, verschiedene Gesichter zu sehen. Vormittags hörte man Herrn Sonnenberg die Treppe heruntergehen. Der Gehülfe spitzte die Ohren. Herr Sonnenberg trat in die Werkstätte und sprach mit dem Meister einige Worte, grüßte Alle und ging an den Fenstern vorbei die Gasse entlang.

Der Herr wohnt wohl im Hause? frug der neue Gehülfe seinen Kameraden.

Ja, sagte dieser, der ist der Doctor Sonnenberg, der Papst der neuen Kirche.

So? sagte der neue Gehülfe, das ist mir neu. Was ist das für eine Kirche?

Ich kann es Dir nicht erklären, antwortete der An=

dere, ich will Dich am nächsten Sonntag hinführen, da kannst Du selber hören und sehen.

Was sagt denn die Stadtgeistlichkeit dazu?

Sagen kann sie gar viel, aber thun kann sie nichts. Es ist Religionsfreiheit. Wenn es so gut fortgeht, können sie in fünf Jahren Kirchen tauschen.

Es wächst also die Gemeinde?

Das wollte ich meinen, antwortete der Mitgehülfe. Der Herr Sonnenberg ist auch der Mann dazu.

Gehörst Du auch zu dieser Gemeinde?

Natürlich, das ganze Haus gehört dazu, und wenn Du unsere Religion kennen lernen wirst, wirst Du wahrscheinlich auch eintreten.

Das ist schon möglich, sagte der neue Gehülfe, der Herr hat mir gar sehr gefallen, ich freue mich schon auf den Sonntag.

Der Gehülfe arbeitete fleißig und vertrug sich mit seinen Kameraden wohl. Am Sonntag ging er mit ihnen in die neue Kirche. Zu Hause sprach er mit Begeisterung von dem Gottesdienste. Er arbeitete die Woche hindurch wieder fleißig und ging am nächsten Sonntag wieder in die Kirche, und sagte dann, daß er Willens sei, in einigen Wochen der neuen Gemeinde beizutreten.

Er hatte bemerkt, daß die Magd allabendlich die Kaffeemaschine mit Tasse, Wasser und Milch auf ein Blechbrett stellte, um es Herrn Sonnenberg ins Zimmer zu stellen,

weil er sich sehr früh Morgens Kaffee bereitete. Das Brett mit der Maschine stand auf dem Tische in der Werkstätte und die Magd war fortgegangen, Wasser zu holen. Niemand war in der Stube. Der Gehülfe ließ einige Tropfen aus einem kleinen Fläschchen in die Maschine fallen, steckte den Deckel darauf und verschwand aus der Stube, ohne von irgend Jemand bemerkt worden zu sein. Er ging in seine Kammer, steckte Einiges zu sich, warf das Fläschchen in den Abort, ging zum Haus hinaus und schlenderte die Gasse entlang, durch die Stadt dem Bahnhofe zu.

Am Montag Morgen war Herr Sonnenberg schwer erkrankt. Der Maler wurde gerufen und der Arzt. Dieser erklärte, daß eine Vergiftung vorhanden sei. Der Maler telegraphirte sogleich an Hohenstein, Königsberg und Eugen. Sie kamen. Auch Birkenfeld und der Aufseher waren gekommen. Herr Sonnenberg erklärte, daß er fühle, seine Stunde werde nun bald schlagen. Er richtete sich noch einmal auf, ermahnte die herumstehenden Ordensglieder, für das Gesetz der Freiheit zu leben, zu streiten und zu sterben und empfahl ihnen besonders die armen Kinder. Als die Sonne ihre letzten Strahlen in seine kleine Stube warf, sagte er: Vater! in Deine Hände empfehle ich meinen Geist. Dann schlossen sich seine Augen für diese Welt und sein großes Herz hörte auf zu schlagen.

64.

Am Grabe.

Es war Vormittag acht Uhr; der Sarg war in die Grube gesenkt worden und Blumen füllten sie aus. Herum stand die kleine Gemeinde, ernst und feierlich gestimmt. Ulrich trat an das Haupt der Grube, um zu sprechen. Tiefe Stille herrschte; alle Augen waren auf ihn gerichtet.

„Preis sei Gott, dem Herrn der Welt, unserem Vater, und Friede sei mit allen Menschen, die einen guten Willen haben! Unser Meister hat mir aufgetragen, Euch zu grüßen und zu ermahnen, das Gesetz der Freiheit, für das er gestorben ist, zu bewahren, ihm treu zu bleiben und zu wachsen in der Liebe, wie er sie von seinem Meister gelernt und uns gelehrt hat. Er hat mir aufgetragen, sein Andenken dadurch zu feiern, daß an seinem Grabe die Worte wiederholt würden, die ihm die Richtung für sein Leben gaben; nämlich jene Worte des großen Meisters in der höchsten Lebenskunst: Liebet Eure Feinde, thut wohl, leihet ohne Hoffnung, und Euer Lohn wird groß sein, und Ihr werdet Söhne des Allerhöchsten sein, der auch gütig ist gegen die Undankbaren und Bösen."

Eine lange Pause folgte.

„So wollen wir denn Brüder! an dem Grabe dieses Martyrers für die Freiheit den Schwur erneuern, als Söhne des Allerhöchsten zu wandeln: als solche kann uns alles Leiden der Welt und das Sterben nur Unterlage un-

vergänglicher Seligkeit werden; denn dem ewigen Seligen angehören heißt, an Gottes Seligkeit ewig Theil nehmen. Preis sei Gott, unserem ewigen Befreier!"

Wieder folgte eine Pause.

„Laßt uns jetzt an dieser heiligen Stätte einen Mann wählen, der unsers Meisters Stelle einnehmen soll, damit die Gemeinde nicht ohne Haupt ist. Laßt uns ohne Ansehen der Person wählen!"

Da hoben sich alle Hände und deuteten auf Ulrich.

„Ihr, Graf Hohenstein-Dux! sagte ein Arbeiter aus der Spinnerei, sollt unser Meister sein, Euch vertrauen wir, wie unserem dahingegangenen Meister."

Er ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Das thaten dann Alle.

Auf den Grabeshügel wurden Sonnenblumen gepflanzt.

Inhalt.

Seite